

Reise in den Orient Europa's und einen Theil Westasien's,

zur Untersuchung des Bodens und seiner Producte, des Klima's,
der Salubritäts-Verhältnisse und vorherrschenden Krankheiten.

Mit

Beiträgen zur Geschichte, Charakteristik und Politik der Bewohner.

D 250 WUT
- 914
- 231
Von

G. W. Duxer,

ogl. Geheimen Ober-Medicinal-Rathe,
ord. Professor an der Universität zu Bonn &c.

Zweiter Band.

Mit einer Steindruck-Tafel.

Elberfeld,

Druck und Verlag der Bädcker'schen Buch- und Kunsthandlung.
(A. Martini & Grüttesten.)

1861.

Inhalt.

Zweiter Band.

Seite

XI.

Reise auf dem schwarzen Meere. — Einfahrt in den Bosporus. — Blick auf die Küsten des Pontus und die Krim. — Klima und Bodenerzeugnisse. — Bewohner. — Verhältnisse des schwarzen Meeres 1

XII.

Constantinopel. Erster Eintritt. — Ueberblick der Stadt im Allgemeinen. — Bevölkerung. — Türkische Bäder und Wasserleitungen. — Der At-Meidan. — Moscheen und christliche Kirchen. — Tanzende Dervische. — Freitags-Andacht des Sultans. — Die Mauern und Thore von Constantinopel. — Juden-Viertel. — Fanar. — Der Thurm zu Galata und der des Seraskiers. — Das alte und das neue Serail. — Die Bazar's und Befestan's. — Pera und Galata. — Die Medicinal-Schule. — Die Barken und ihre Führer. — Die Hunde. — Der Bosporus, seine Ufer und Dörfer. — Bjükbere. — Der Riesenberg. — Das Gemueser-Schloß. — Belgrad und die Wasserleitungen. — Kadiköi. — Scutari. — Der Bulgurfu. — Der Cypressenhain. — Geographische Lage und Klima 17

XIII.

Das Marmara-Meer und die Prinzen-Inseln. — Nicomedien und sein Golf. — Der Göt-dagh. — Nicäa. — Jenischehr. — Brussa und seine Ebene. — Ruinen des alten Schlosses. — Seidenfabrikation. — Das Erdbeben von 1855 und seine Folgen. — Die Stadt und ihre Bewohner. — Volkszahl. — Grabmäler der Gründer der osmanischen Dynastie. — Wasserleitung. — Weinerzeugung. — Moscheen. — Beschneidungs-Feierlichkeit. — Warme Bäder von Brussa und Tschefirghe. — Analyse der Mineralwasser. — Klima und geographische Lage. — Asklepiades von Bithynien. — Der bithynische Olymp. — Einwohnerzahl der in Westasien durchreisten Provinzen. — Der Boden der Ebene und seine Cultur. — Die Vegetation. — Ein in der Ebene durch Erdbeben zerstörtes Dorf. — Ritt nach Gemlik. — Das Katerlü-Gebirge. — Die durch Feuersbrunst in Asche gelegte Stadt. — Rückkehr nach Constantinopel 112

XIV.

Gewächse, welche entweder hervorragenden Einfluß auf die Vegetationsansichten üben, oder die von den Einwohnern vorzugsweise cultivirt werden. — Beiträge zur herbstlichen Flora 205

XV.

Rückreise von Constantinopel nach Marseille, und über Paris in die Heimath. — Gallipoli. — Die Dardanellen. — Piräus. — Coron. — Modon und Navarin. — Messina. — Die liparischen Inseln. — Corsica. — Der Hafen von Marseille 222

XVI.

Zur Geschichte und Charakteristik der Osmanen. — Ehedem und jetzt. — Urväter der Osmanen. — Turkomanen. — Seltschuken. — Kara Osman und Orchan, die Stifter der jetzt regierenden Dynastie. — Eroberungen in Asien. — Eindringen in Europa. — Interregnum durch die Gefangennehmung Bajazid's. — Einnahme von Constantinopel. — Charakterzüge der heutigen Osmanen. — Toleranz. — Religiöser Cultus. — Familien-Leben. — Rache und ihre Veredlung. — Abnahme der türkischen Bevölkerung und ihre Ursachen. — Türkische Frauen. — Aberglaube. — Fanatismus. — Indolenz. — Ausdauernde Tapferkeit bei richtiger Führung. — Schicksals-Glaube. — Heerwesen. — Marine. — Nationale Sorglosigkeit. — Pulver-Explosion. — Häufige Feuersbrünste. — Volks-Medicin. — Literatur. — Regierungs-Formen. — Hatti-Hümayun. — Municipalwesen 238

XVII.

Zur Geschichte und Charakteristik der Griechen. — Vermischung der Ragen. — Ursachen des Steigens und Sinkens der Völker. — Blick auf die Geschichte des oströmischen Reiches von Constantin I. bis zu seinem Sturze. — Politische Wichtigkeit der Lage von Byzanz. — Ursachen der Verlegung des römischen Herrscherstizes nach Osten. — Erhebung des Christenthums. — Angriffe der Barbaren seit 378 n. Chr. — Westgothen in Attika und Illyrien. — Gräucl in den Kaiser-Familien von Byzanz. — Erschlaffung und Entfittlichung des griechischen Volkes. — Kreuzzüge. — Kampf der Lateiner mit den Griechen. — Einnahme von Constantinopel durch die Franken, 1204. — Religions-Streitigkeiten. — Versuche zur Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche. — Constantin XII., der Paläologe. — Einnahme von Constantinopel, 1453. — Charakteristik der osmanischen Griechen. — Ihre physischen Eigenschaften in der gegenwärtigen Zeit. — Moralische Seite. — Ihre Beschäftigungen. — Unbulsamkeit. — Bilderverehrung in den Kirchen 299

XVIII.

Zur Geschichte und Charakteristik der Armenier. — Blick auf die früheste Geschichte. — Baghaschabad. — Edschmiadzin. — König

Tiribates. — Sein Uebergang zum Christenthum während der Verfolgung dieses unter Diocletian. — Ruinen von Ani. — Unterjochung durch Perser, Römer, Türken und Russen. — Arianischer Religions-Cultus. — Intellectuelle Erhebung des Volkes. — Mechitharisten. — Buchdruckereien. — Ueberwiegender Handelsgeist. — Reichthümer. — Dichtkunst und Musik. — Talent für Baukunst. — Gastmähler. — Volks-medicin. — Bäder. — Armenische Sprache. — Physische Eigenschaften. — Kleidung. — Frauen. — Patriarchalische Zustände der Landleute. — Volkszahl. — Urtheil über die politische Befähigung der Armenier . . . 333

XIX.

Zur Geschichte und Charakteristik der Bulgaren. — Umfang und Bevölkerung Bulgariens. — Bodencultur. — Geschichte. — Kriegerische Züge. — Unterjochung. — Körperliche Eigenschaften. — Moralische Stellung. — Sittenreinheit. — Kirchliche Umbilden. — Unterdrückung bulgarischer Literatur. — Vergleichung mit den Nachbarvölkern zum Vortheile der Bulgaren 346

XX.

Zur Charakteristik der Tartaren. — Körperliche Eigenschaften. Fortgesetztes Hirtenleben. — Widerwille gegen Schulunterricht und jede Neuerung. — Frauen. — Kleidung. — Wohnungen. — Handelsbetrieb. — Moralisches Leben. — Hunde. — Karaitische Juden 355

XXI.

Politische Schluß-Betrachtungen 359

XI.

Reise auf dem schwarzen Meere. — Einfahrt in den Bosphorus. —
Blick auf die Küsten des Pontus und die Krim. — Klima und
Bodenerzeugnisse. — Bewohner. — Verhältnisse des schwarzen Meeres.

„Und in dies Grab so weltengroß,
In diese Fremde so hoffnungslos,
In diese verderbenschwere,
Erbarmentleere,
In diese Alles bezwingende,
Alles verschlingende,“

„Endlose Wasserwüste
Wagt sich von blumiger, nährenden Küste,
Verlassend das sichere Haus,
Voll Zuversicht, ohne Wanken,
Das keine Wesen hinaus
Mit seinem Gedanken!“

H. Glasbrenner, der neue Reineke Fuchs.
30. Kapitel.

Die traurigen Bilder der Sulina-Barre lagen hinter uns; ein frischer Nordwind trieb uns dem Ziele rascher entgegen, die Ufer der Dobrudscha und Bulgariens erschienen uns bald als graue Nebelstreifen am westlichen Horizonte. Eine kräftige Sonne beleuchtete die klare Atmosphäre noch mehrere Nachmittagsstunden hindurch; dann aber setzte sich der Wind nach Nordwest um, die See ging hohl und rollte mächtige Wellen; es wurde früh dunkel. In der Nacht wandelte sich der Wind in einen Nordwest-Sturm mit massenhaftem Regen um; es gelang mir schwer, das kleine runde Fenster meiner Kajüte in der Dunkelheit fest zu verschließen, das strömende Raß benutzte meine Unbehülflichkeit und versetzte mich bald in eine unangenehme feuchte Lage. Nächst dem führte das heftige Werfen des Schiffes die Seekrankheit herbei und als die Persia auf der Rhede von Varna die Anker fallen ließ, vermochte ich mich noch schwer zu entschließen, die schon bekannte Stadt vom Verdecke aus nochmals zu begrüßen. Weniger noch war dies vor Burgas thunlich, wo das Schiff zum zweiten Male anhielt; die finstere Nacht würde außerdem den gewünschten Anblick von Burgas unmöglich gemacht haben. Der von Alters her übel berühmte Pontus hatte also nicht ermangelt, auch mich seine Tücke

empfinden zu lassen; der solide Bau der Persia hatte indessen weiteren Nachtheilen genügend vorgebeugt. — Erst am Morgen beruhigte sich die See und zeigte sich nach und nach auch von ihrer glänzenden Seite, denn sie wurde spiegelglatt. Zwischen 8 und 9 Uhr am Morgen des 23. September erfreute ich mich schon wieder, vom Verdecke aus, des Genusses einer anziehenden Uebersicht des im Westen verlaufenden bulgarischen Uferstriches. Mehrere zum Meere herabtretende weiße Wellenlinien, von Kalk-Gebirgen herrührend, erinnerten an das englische Ufer zwischen Dover und Hastings. Den Gebirgszug krönte bald der einem abgestumpften Kegel mit rundlicher Spitze darstellende Monte Babbia. Fortwährend wechselnde malerische Küstenstriche, hier und da hervortretende Häuser-Haufen, verscheuchten bald die unangenehmen Rückerinnerungen an die so eben durchwachte Nacht. Die Strahlen einer flammenden Sonne glänzten von der Spitze Tausender kleiner hüpfender Wellen zurück, und spiegelten den Pontus in der ganzen Liebenswürdigkeit ab, deren er überhaupt fähig ist, — gleichsam um uns hinsichtlich der Unbilden zu versöhnen, die er uns in der Nacht hatte empfinden lassen. So auch fand Hr. v. Grimm*) das schwarze Meer auf einer Fahrt von Sebastopol nach Constantinopel vollkommen ruhig und spiegelglatt; während zweier Nächte hintereinander konnte er sich des Anblickes glänzender Sternbilder am orientalischen Himmel erfreuen; — aber Grimm reiste im Juni. — Die wechselnden Leiden und Freuden, wie sie das schwarze Meer zu geben pflegt, empfand dagegen Hr. Biernatzki**) in ganz ähnlicher Weise als ich, beschrieb sie jedoch ungleich ausführlicher. — Der vielen Unfälle hier erwähnen zu wollen, welche das schwarze Meer alljährlich veranlaßt, erscheint unnöthig; halten es doch selbst die öffentlichen Blätter für kaum der Mühe werth, die häufigen Schiffbrüche im Pontus noch anzuzeigen. Mit den jedem Binnenmeere mehr oder weniger eigenen Gefahren verbinden sich hier noch in gewissen Jahreszeiten die vom Kaukasus herabwehenden gewaltigen Nordost-Stürme. Man darf indessen nicht verschweigen, daß die Gebrechlichkeit der meisten Schiffe der Uferbewohner, namentlich aber die unerhörte Sorglosigkeit der türkischen Schiffsleute, die auch im

*) Wanderungen nach Südosten. II. Theil. Berlin, 1856. S. 103 u. f.

**) Die Länder und Völker der Erde. Stuttgart, 1856. S. 719 u. f.

Stürme allein auf Allah vertrauen, hieran bedeutenden Theil haben. Hr. v. Callot beschreibt die Seefahrt, welche er auf einem kleinen türkischen Handelschiffe von Varna nach Constantinopel machte, in sehr ergöglicher Weise; als man sich in der Noth des Sturmes nicht mehr zu helfen wußte, erhob man ihn sogar zum Befehlshaber des Schiffes. — Die höchst mangelhaften nautischen Kenntnisse mußten die Fahrt im Alterthume noch viel bedenklicher machen, daher die Schiffer, welche beabsichtigten, aus dem Bosphorus hinaus zu laufen, dies nicht wagten, ohne vorher in den an den Ufern desselben hierzu vorhandenen Tempeln, zahlreiche Opfer dargebracht zu haben, um den Zeus und den Poseidon milder zu stimmen. Die häufigen Felsen-Klippen, welche sowohl die europäische als die asiatische Seite der Ufer in der Nähe der Mündung des Bosphorus, ebenso die Ufer der Krim an vielen Orten umstarren, fordern auch noch heutigen Tages von dem erfahreneren Schiffer bei unruhigem Meere besondere Vorsicht. Die bisweilen urplötzlich hervortretenden überwältigenden Stürme haben bekanntlich noch während des jüngsten Orient-Krieges bei Eupatoria ein französisches Linien Schiff scheitern gemacht. — Die gewaltigen Wasser, welche der Dnjeßter, der Bug, der Dniepr, der Don u. s. w. dem Meere zuwälzen, nehmen ihre Richtung nach Süden gegen die nördliche Mündung des Bosphorus hin. Hier dringen sie mit solcher Hast ein, daß die von Norden her kommenden Schiffe dorthin gleichsam mit Gewalt fortgerissen werden. So heftig ist der Strom, daß die Schiffe, die bei scharfem Nordwinde aus dem Bosphorus in das Meer vordringen wollten, oft genug zur Umkehr gezwungen wurden. So war es schon zur Zeit des Argonautenzuges. — Am heftigsten machen sich die Strömungen längs der Westküste nach Süden zu geltend, wenn die von Norden herkommenden großen Flüsse im Frühlinge das Schneewasser herbeiführen. Selbst die flüchtig schwebende Seemöve wagt es während eines Nordsturmes nicht, sich dem Meere zuzuwenden. Nur des Dampfes Macht vermochte, diese Lage der Dinge vortheilhafter zu gestalten, doch keineswegs die Gefahr völlig abzuwenden.

Als die in raschem Laufe südwärts steuernde Persia sich dem Festlande genügend genähert hatte, glänzte dem begierig suchenden Auge zuerst der befestigte Leuchthurm auf der asiatischen Seite, Anatoli-Fanaraki oder abgekürzt Anatoli-Fener entgegen;

er liegt jedoch an einer dem Meere concav zugewendeten Bucht, nach links etwas weiter vom Einfahrtspunkte entfernt, als dies nach rechts mit dem auf der europäischen Seite liegenden Leuchtturme, Kumili-Fanaraki oder Fener, der Fall ist. Beide liegen hoch genug über dem Meeresrande, um ihr Signal-Licht bei der Dunkelheit dem Schiffer weithin entgegen senden zu können. Beide sind durch Geschütze vertheidigungsfähig gemacht. Unfern des europäischen Leuchtturmes sahen wir das kleine Dorf Fenerköi liegen. — Schon näherten wir uns den an der europäischen Seite aufsteigenden, bei den Alten übel berüchtigten schwarzen Basaltfelsen, welche von ihnen die cyanäischen Felsen oder die Symplejaden genannt wurden. Von einer bläulichen Färbung, auf welche die Benennung der Cyanäen hindeutet, war heute wenigstens nichts sichtbar. Aus der Ferne gesehen, schienen sie mit dem europäischen Festlande vereinigt zu sein; nach Maßgabe unserer Annäherung lösten sie sich jedoch immer mehr und mehr von diesem ab. An ihnen vorüberfahrend, konnten wir sogar zwischen den einzelnen hindurch schauen. Selbst bei stillem Meere brachen sich die Wellen an ihren Füßen in heftigster Brandung. Es wurde uns klar, daß schwache Barken von unsicheren Händen gelenkt, wohl durch den Wirbel des Wassers gegen die Felsen angezogen werden konnten, von welchen man fabelte, daß sie über den in ihren Bereich gerathenen Schiffer zusammenschlugen, um ihn zu erdroffen. So wurde ihre Tücke von den Argonauten gefürchtet. Wir konnten sie nicht, wie einst Großfürst Constantin und v. Grimm, durch heitere Musik begrüßen; desto mehr wurde der ernste Blick stets wieder von Neuem den starren Massen zugewendet, die hier seit Jahrtausenden einer im Sturme so übermächtigen Brandung trogen. Heitere Bilder in großer Zahl verdrängten indessen die hieran sich knüpfenden Betrachtungen, sobald wir den Eingang um das europäische Vorgebirge herum, welches die Griechen Panium nannten, in den Bosphorus, hinter uns hatten.

Das Klima des schwarzen Meeres und der an dasselbe gränzenden Länder ist es aber, von dem hier noch einige nähere Notizen gegeben werden sollen. — Der häufige Wechsel dieses Klima's steht aus alten Zeiten her historisch fest, und hat sich auch neuerdings wieder, während des Orientkrieges, genugsam fühlbar gemacht. Ein junger französischer Marine-Offizier*) sagt gleichfalls: „En Crimée

*) Gazette des hôpitaux de Paris. Feuilleton. 1856. Nro. 45.

les changements de temperature sont d'une brusquerie sans égale.“ Am 27. März 1856 trat in der Bai von Kamiesch Schnee und Frost ein, nachdem Tages zuvor Frühlingswetter gewesen war. Am 7. April schrieb Marschall Pelissier, daß der Frühling nun anzulangen scheine. Die Alles einhüllenden Staubwolken, welche während des trockenen Sommers zu Odessa und in den russischen Steppen durch die Luftströmungen aufgewirbelt werden, beschreibt Fürst v. Demidoff*) als für die Einwohner höchst qualvoll. Alle Gegenstände werden mit einer dichten Staubdecke überzogen, die ganze Vegetation verdorrt, und die wohlhabenderen Einwohner flüchten sich dann in den Schatten hundertjähriger Bäume auf die Südseite der Krim. Die Umgebungen aller an und in der Steppe gelegener Städte sind nackt und kahl; die zur Verbesserung ihres Klima's höchst nöthigen Baumpflanzungen würden, wie in der Dobrudscha, nur dann ausführbar werden, wenn man vorher artesische Brunnen in genügender Zahl angelegt hätte. Gegenwärtig wird der ausgehörte Boden dieser Steppen alljährlich durch den anhaltenden Regen des Herbstes für diesen und einen Theil des Winters in einen tiefen Schlammkoth verwandelt, für Menschen und Thiere, die das Unglück haben, ihn passiren zu müssen, gleich verderblich. Während des Krim-Krieges sind schon durch diesen Umstand allein von Rußland unzählige Opfer an Menschen und Zugvieh gefordert worden. Hier grade ist es, wo Eisenbahnen den segensreichsten Einfluß üben würden. — Lord Raglan's Klagen darüber, die er aus dem Lager vor Sebastopol wiederholt ertönen ließ, schweben wohl noch im Gedächtniß der meisten Zeitungsleser. Man hat schon früh den Pontus „das ungasstliche Meer“ genannt, und es scheint in der That, daß diese wechselvollen Nachteile ihm in höherem Grade, als anderen Binnen-Meeren, eigen sind. — Die Schiffer bleiben dabei, daß ihnen der Kaukasus die meisten Stürme aus Osten und Nordosten zusende. Andere betrachten dieses Gebirge grade als eine wohlthätige Schutzmauer, und haben bedauert, daß nicht auch die ganze Nordküste von ihm eingenommen werde. Wahr ist es, daß vorzugsweise die an die Nordküste gränzenden Steppenländer den fortdauernden Wechsel der

*) Reise nach dem südlichen Rußland. Deutsche Uebersetzung. Breslau, 1854. I. Theil. S. 156.

Temperatur am meisten empfinden lassen. Nun ist es bekannt, daß, wo eisige Kälte und südliche Wärme feindlich auf einander stoßen, aus dem Streben, sich gegenseitig auszugleichen, Stürme entspringen. Aus dem hohen Norden Sibiriens und den angränzenden Ländern, streicht die Luftströmung über unabsehbare Schnee-Gefilde, durch keine Bodenerhebung behindert, unaufhaltsam gegen den Pontus hin. Dort tritt sie in Conflict mit einer südlicheren Atmosphäre; denn an der Südküste der Krim, z. B. in Nikita, gedeihet bereits die Weinrebe, sowie bei Trapezunt der Delbaum treffliche Früchte bringt. Dennoch beträgt die mittlere Jahres-Temperatur auf der Südseite des Gebirgszuges, welcher die Krim von Nordost nach Südwest durchsetzt, $+ 10^{\circ}$ R., indem sie sich auf der Nordseite in Simpheropol, nur bis auf $+ 8\frac{1}{3}^{\circ}$ R. erhebt. Die mittlere Jahres-Temperatur von Sebastopol ist nach W. Heinrich $+ 9^{\circ}$ R., die des Januar $+ 1^{\circ}$ R. sowie des Juli $+ 17^{\circ}$ R. Im Allgemeinen ist der Winter auf der Hochebene bei Sebastopol kalt, regnerisch und stürmisch, der Sommer heiß und trocken, ganz so, wie es auch in den Steppen-Ebenen der Nordseite des schwarzen Meeres der Fall ist. Indessen erlebten die Belagerer vor Sebastopol noch am 29. März 1856 eine Kälte von $- 12^{\circ}$ R. und am 5. April erfolgte ein dichter Schneefall. Um den Einfluß der Steppenländer Rußlands auf die Atmosphäre des schwarzen Meeres richtiger zu würdigen, mag hier erwähnt werden, daß ihre Bodenfläche nach Brinken 21,445 □Meilen umfaßt, die jedoch neuerdings von Bode*) etwa auf die Hälfte beschränkt wird. Bode, der diese Steppen in Bezug auf ihre Culturfähigkeit untersuchte, theilt sie in drei große Abtheilungen, nämlich: 1) in solche Flächen, in denen kein Nadelholz vorkommt; 2) wo Erziehung von Laubholz auf keine große Schwierigkeit stößt; 3) wo Holzanpflanzungen überhaupt schwer zu besiegende Hindernisse finden. Dergleichen Cultur-Projekte fordern übrigens in Steppenländern so colossale Anstrengungen, daß sie wohl Jahrhunderte noch fromme Wünsche bleiben dürften. Sollten sie jedoch jemals thatfächlich zur Wahrheit werden, so würde aus einer solchen Cultur nothwendig die wohlthätigste Veränderung im Klima des schwarzen Meeres hervor-

*) Petermann, geographische Mittheilungen. Heft 8. 1858. S. 324.

gehen müssen. Möchte die russische Regierung es vorläufig dahin bringen, daß Eisenwege diese Steppenländer nach verschiedenen Richtungen durchschnitten, so dürften sich diesen zur Seite Ansiedelungen gleichsam von selbst erheben. Zunächst würden wahrscheinlich die festen Eisdecken des Meeres, welche im Winter oft viele Wochen, ja sogar vom December bis zum März fest genug bleiben, um die Häfen von Odeffa und Taganrog, sowie den Eingang zu dem jetzt so hoch wichtig gewordenen Nikolajew zu versperren, entweder schwinden oder doch geringfügiger werden.

Der Begriff einer Steppe ist so wenig allgemein bekannt, daß er hier etwas näher festgestellt zu werden verdient, insofern die Steppen Süd-Rußlands und der nördlichen Krim einen höchst wesentlichen Einfluß auf das Klima der Länder des schwarzen Meeres ausüben. Unter Steppe versteht man „eine offene, weite, waldblose, mit hohen Kräutern bedeckte, wellenförmige Bodenfläche“. — Die Steppen tragen 6, 8 bis 12' hohe Kräuter, die sich während des feuchten Frühlings und im Vorfommer rasch bis zu jener Höhe entwickeln, um unter der brennenden Sonne des hohen Sommers, und — indem während desselben Regen und sogar der nächtliche Thau, fast gänzlich fehlen — ebenso schnell verdorren. In letzterem Zustande gewähren sie den Einwohnern das einzige Feuerungsmaterial für den strengen Winter. Die Verästelung der größeren Kräuter beginnt gewöhnlich oberhalb des ersten Dritttheils der Stengel. Den dadurch frei bleibenden Bodenraum nimmt eine niedrige Vegetation, meistens aus Gräsern bestehend, ein. Die letzteren vereinigen sich jedoch nie zu einem wirklichen Rasen, wie ihn die Wiesen Mittel-Europa's weithin zeigen; noch viel weniger finden sich dort jemals die Matten unserer höheren Gebirgsthäler. — Der Boden dieser Steppen erhebt sich meistens kaum einige Fuß über das Meer. Einige seltene Hügel können nur eine Höhe bis zu 200' erreichen. — Die Grundlage dieses Steppenbodens bewirken Flößgebilde, und zwar nirgends einer älteren Zeit angehörig. Der hier vorkommende Kalk schließt sich entweder an die Kreideseformation, oder an den Steppenalk an. Ueber diesem erhebt sich ein thöniges Alluvium, welches sodann nach außen durch eine starke Schicht fruchtbarer, schwarzer Dammerde bedeckt wird. Ein schmaler Granitstreifen hebt sich an den Rändern dieses gewaltigen Beckens hier und da empor. Von der Meeresküste aus dringen bisweilen breite

Sandstreifen nach innen vor, wo sie früher oder später gleichfalls von Dammerde überzogen werden. Der so gestaltete Boden zeigt sich im Innern wenig zerklüftet, ist daher auch wenig geeignet, die atmosphärischen Niederschläge aufzunehmen und zu erhalten. Der daraus hervorgehende Nachtheil schadet um so empfindlicher, als es von Ende Mai's bis Mitte September's gar nicht zu regnen pflegt. In manchen Jahren soll sogar kein Tropfen Regen fallen. In dieser Hinsicht ist es auffallend, daß sich während des Sommers über dem nachbarlichen schwarzen Meere nicht selten Gewitter bilden, die mit starken Regenströmen endigen, von denen jedoch dem ausgedörrten Festlande nichts zukommt. — Die Pflanzen, welche, jener Nachtheile ungeachtet, die Vegetation der Steppen darstellen, kommen in der Mehrzahl auch in Mittel-Europa vor. Hr. Prof. C. Koch*) hat diese Pflanzen näher bezeichnet, und sich um die Charakterisirung der Steppen ein hervorragendes Verdienst erworben. — An der Nord- und Nordostgränze dieser weiten Ebenen erhebt sich eine Waldregion, die man erst in der neuesten Zeit angefangen hat, zu lichten.

Außer jenen Steppen enthält nun Süd-Rußland auch Pampa's und Salz-Wüsten. Diese Pampa's sind jenen am unteren La Plata und in den Ebenen Guiana's vorhandenen sehr ähnlich. Sie unterscheiden sich von den Steppen wesentlich dadurch, daß sie nur ein Viertel des Jahres hindurch von einer Vegetation eingenommen werden, die für die übrigen drei Viertel des Jahres so spurlos verschwindet, daß die gesammte Bodenfläche dann nichts, als eine traurige öde Wüste darstellt. Sie liegen in der uogaischen Tartarei und im taurischen Gouvernement.

Von den Wüsten finden sich die mit Steingerölle bedeckten eben so wenig, als die Sandflächen in Süd-Rußland vor. Dagegen erscheinen Salz-Wüsten am Terek, an der untern Kuma, an der Manysch und am Elton-See.

Das Klima der waldlosen Steppen Süd-Rußlands führt die höchsten Extreme herbei, die sich irgend wo geltend machen können. Das Thermometer steigt im Sommer mitunter bis zu $+ 32^{\circ}$ R., kann aber im Winter bis zu $- 26^{\circ}$ R. sinken, also eine Differenz

*) Die Krim und Odesa. Leipzig, 1854. S. 201 u. f.

von 58° ergeben. Im Januar ist die Isotherme des Küstenstriches am Meere gleich der von Stockholm, d. h. — 4° R.; im Juli steht sie der von Madeira nahe + 18° R. Die Klimate aller 27 Breitengrade, welche zwischen jenen beiden Punkten liegen, können sich also hier im Laufe eines einzelnen Jahres aufeinander drängen. — Der atmosphärische Niederschlag bringt im ersten Frühling, Spätherbst und Winter, gegen 350—400 Millimeter, im Sommer kaum 100—150 Millimeter. Daher sind auch die fruchtbarsten Landstriche in der Nähe der großen Ströme zu finden, welche im Frühlinge, indem sie enorme Massen von Schnee- und Eiswasser fortwälzen, selbst bis in die kleinen Steppenflüsse eindringen und Ueberschwemmungen weithin veranlassen. Je ausgedehnter diese waren, je kräftiger erhebt sich die Vegetation, nachdem die Flüsse in das gewohnte Bett zurückgetreten sind. Dieser kann jedoch im Sommer noch ein heißer Wind Verderben bringen, der dem der afrikanischen Wüste nicht unähnlich, jedoch nur strichweise und weniger heftig, im Sommer bisweilen plötzlich einbricht. Wie im Sommer der Staub, so kann im Winter der Schnee durch Nordost- und Nordwinde zu hohen Säulen aufgewirbelt werden. Da die Tataren die üble Gewohnheit haben, ihre Heerden im Winter unter freiem Himmel zu lassen, so werden bisweilen Heerden und Hirten vom Schnee bedeckt, wenn sie sich nicht schnell zu bergen wissen. — Die aus einer vorhistorischen Zeit her erhaltenen Steinbilder und Tumuli Süd-Rußlands und der nördlichen Krim haben jenem Umstande vielleicht ihren Ursprung zu verdanken. Man pflegt sie, eine und dieselbe Richtung innehaltend, so zu finden, daß sie wohl zur Bezeichnung der Wege dienen konnten, welche die weit auseinander liegenden Dörfer mit einander verbinden. Der um Süd-Rußland verdiente Fürst Woronzow hat noch in der neueren Zeit Pyramiden von Steinen aufschichten lassen, durch welche gleichfalls die Wege bezeichnet werden. Auffallend erscheint es, daß die alten Steinbilder aus Steinen zusammengesetzt sind, die sich weit und breit heute nicht vorfinden, also aus weiter Ferne herbeigeführt sein müssen. Sie lassen sich vielleicht durch die große Anhänglichkeit erklären, welche die wandernden Hirtenvölker an ihr Geburtsland zu setzen pflegt. Die Don'schen Kosaken tragen noch heute ein kleines Säckchen mit heimischer Erde auf der Brust, wenn sie in den entfernten Krieg ziehen, damit, wenn sie dort ihr Grab finden,

sie dieser Erde nicht völlig entbehren möchten. So will man die erwähnten Tumuli selbst aus einer Erde zusammengesetzt gefunden haben, die in der Nachbarschaft nicht vorliegt.

Außer den bisher erwähnten Richtungen der Stürme sind aber auch die von der armenischen Hochebene, von Südosten her, andringenden Stürme mitunter von den bedeutendsten Gefahren begleitet, und die meisten Unglücksfälle ereignen sich notorisch an der West- und Südwest-Küste, die wenigsten an der Nord- und Südküste. Man muß sich hierbei stets erinnern, daß das im Südosten des schwarzen Meeres sich erhebende Ararat-Gebirge bis zu 16,950', im Osten desselben der Elbrus, Elburs oder Elborus sogar bis zu 18,493' die von ewigem Eise bedeckten Scheitel erheben*).

Die geographische Lage des schwarzen Meeres, von 40° bis zum 46° 37' nördlicher Breite, bei 45° bis 59° 15' östlicher Länge von Ferro, sollte ein wärmeres Klima erwarten lassen, als es thatsächlich sich vorfindet; doch müssen eben die bedeutende östliche Länge, sowie die schon angegebenen Eis- und Schnee-Gefilde der Nachbarschaft zur Erklärung der oft so niedrigen Temperatur herbeigezogen werden. Bei einer von West nach Osten gerichteten Länge von 140, einer Breite von 60 Meilen, beträgt die Ausdehnung der dasselbe umgebenden Ufer etwa 400 Meilen, die von seinen Wassern bedeckte Oberfläche aber zwischen 8—9000 □Meilen. Die Tiefe dieses Beckens läßt bei 140 Faden oft noch keinen Grund finden; dies ist schon $\frac{1}{8}$ Meile außerhalb der Donau der Fall. Dennoch kann man aus der Heftigkeit des Stromes nach Süden zu entnehmen, daß der Pontus höher als das mittelländische Meer liegen müsse; man hat berechnet, daß es mit dem atlantischen Ocean ungefähr auf gleicher Höhe liegt, wohingegen das mittelländische Meer, bei der in ihm vorwaltenden Verdunstung, eine etwas tiefere Lage zeigt, die sich in dem caspischen Meere sogar bis zu 101' erstreckt. — Der Gehalt an festen Bestandtheilen ist im schwarzen Meere 17,7 in 1000 Theilen Wasser bei 1,01418 spec. Gewicht. — Der Salzgehalt des schwarzen Meeres bleibt, ungeachtet des fortwährenden Zufließens so gewaltiger süßer Wasser,

*) S. Uebersichts-Profilе von J. Emslie, nach den Planen von Humboldt und Ritter. Stuttgart und Leipzig.

durchschnittlich stets derselbe, ist aber nicht so ansehnlich als der des mittelländischen Meeres, der wahrscheinlich durch überwiegende Verdunstung des Wassers bis zu 4,0730 pCt. gesteigert wird. Dennoch bereitet man in der Gegend von Perekop, und einiger Orte an der faulen See, durch Verdunstung in der Sommerhitze Seesalz in solcher Menge, daß es durch lange Karawanenzüge versendet wird.

Der Reichthum des schwarzen Meeres an Fischen ist ein höchst ansehnlicher. Die von mir besuchten Fischmärkte von Varna und Constantinopel zeigen Reihen von Arten, die bei uns noch wenig bekannt sind. Fürst v. Demidoff hat sich durch bildliche Darstellung von Fischen des schwarzen Meeres in dem Atlas zu seinem Reisewerke um die Ichthyologie des schwarzen Meeres verdient gemacht. Durch die zahlreichen Seeprodukte wird den Anwohnern jener Meere eine wahrhaft unverfälschte Nahrungsquelle dargeboten. Die Türken genießen indessen verhältnißmäßig weniger Fische als die Christen. Außer den Fischen sah ich auf den Märkten noch Muscheln, Hummern, Seespinnen, Sepien in Menge feil bieten. Ansehnlich große Schwertfische werden, in viele Stücke zertheilt, besonders von den ärmeren Klassen consumirt.

Das wechselvolle Klima der Länder, welche in der Nachbarschaft des schwarzen Meeres liegen, ist besonders für Ausländer, die nicht von Jugend auf an dasselbe gewöhnt sind, stets mehr oder minder gefahrvoll, besonders, wenn sie sich nicht entschließen können, die aus ihrem Vaterlande mitgebrachten Lebens-Gewohnheiten abzugeben. Die Eingebornen erreichen nicht selten ein höheres Alter, leiden jedoch auch in manchen Jahren unter der Heftigkeit epidemischer Krankheiten. — In den niedrig gelegenen Küsten-Gegenden, welche ausgedehnte Sümpfe beherbergen, sind hartnäckige, mitunter soporöse und comatöse Wechselfieber an der Tagesordnung; bei kleinen Kindern entwickeln sie sich nicht selten mit Convulsionen und Starrkrampf. Wassersucht und Schwindsucht folgen mitunter; Scrofulen sind aber selten. Zu jenen endemischen Krankheiten gesellen sich im Winter und Frühling leicht Entzündungen der Lunge und der Leber; die Grippe oder Influenza geht in manchen Jahren epidemisch mit ihnen Hand in Hand. — Die typhösen Fieber der Nord- und Nordwest-Küsten sind von Alters her übel berüchtigt, und wurden es noch mehr, als Kaiser Alexander 1825 einem solchen Fieber in Taganrog schnell erlag, welches man Gallenfieber nannte,

ein Umstand, der bei Solchen, welche die Gefahr dergleichen klimatischen Fieber nicht kennen, zu unbegründeten gehässigen Versionen Veranlassung gegeben hat. Taganrog liegt eben in der unmittelbaren Nähe der sogenannten Faulen-See. Hr. L. Oliphant*) theilt uns mit, daß sein Hafen alljährlich mehr versumpfe, und daß da, wo 1793 noch eine Fregatte vom Stapel laufen konnte, jetzt höchstens nur Lichterschiffe noch hinlängliche Wassertiefe finden. Die Schiffe müssen soweit außerhalb des Hafens auf der Rhede liegen bleiben, daß es von der Stadt aus einer dreistündigen Fahrt bedarf, um sie zu erreichen. Unter solchen Umständen wird es der Atmosphäre von Taganrog an faulen Dünsten und Miasmen, besonders wenn Südwind vorherrscht, gewiß nicht fehlen; schnell und gefahrvoll auftretende Erkrankungen lassen sich dort also, ohne alle geheimnißvolle Beimischung sehr wohl erklären. Selbst die enge Straße, welche das asowsche mit dem schwarzen Meer verbindet, ist noch von Beni-Kale bis nach Kertsch für Schiffe von einigem Tiefgange unfahrbar, und die seichte aber geräumige Bai von Kertsch kann bisweilen im Winter, ebenso wie Taganrog, drei Monate lang vom Eise verschlossen bleiben. — Kertsch, die alte Hauptstadt des Mithridates, Pantikapäum, liegt dagegen hinsichtlich der Salubrität sehr vortheilhaft, indem es sich amphitheatralisch an eine Berghöhe lehnt. Erst das südlicher gelegene Kaffa oder Feodosia (Theodosia) besitzt bei seiner südlichen Lage am schwarzen Meere einen Hafen, der stets frei vom Eise bleibt. — Die oben erwähnten typhösen Fieber des schwarzen Meeres, welche sich nach dem Süden hin nur selten auszubreiten scheinen, stehen ihrem Charakter nach dem ungarischen und dem dacischen nahe; an Bösartigkeit sollen sie jene mitunter noch überwiegen. — Von jenen klimatischen Fiebern ist der Kriegstypus sehr wohl zu unterscheiden, der der französischen, der englischen und russischen Armee jüngst in so hohem Grade verderblich wurde. In Constantinopel war das Sterblichkeits-Verhältniß der typhuskranken Franzosen ein wahrhaft enormes, obgleich ein unpartheiischer Engländer**), der die französischen Hospitäler dort im September 1854, gleichzeitig auch das große englische Hospital zu Scutari besuchte, sich sehr zum Vorthteile

*) Süd-Rußland und die türkischen Donauländer. Leipzig, 1854. S. 7.

**) *Pictures from the Battle-Fields.* London, 1855. pag. 70.

jener ausspricht. Dies stimmt ungefähr mit der Angabe, welche die Times um die Mitte des März 1856 brachte, nämlich daß 18,000 Franzosen dort in den Hospitälern lagen. Im letzten Krim-Kriege sollen von den Gefallenen 3 Prozent dem Pulver und Blei, 23 Prozent inneren Krankheiten erlegen sein. Dr. Baudens*) erwähnt unter dem 29. März 1856, daß bis dahin schon 25 französische Aerzte dem Typhus erlegen waren, noch andere durch ihn in Lebensgefahr schwebten**). Dr. S. Althaus***) theilt die merkwürdige Thatsache mit, daß dieser mörderische Typhus sich bei den englischen Belagerungs-Truppen vor Sebastopol nur so lange erhalten habe, als sie in den Baracken eng zusammengedrängt lagen, daß aber, sobald sie in einzelne Hütten von einander gesondert wurden, ihre Sterblichkeit sogar geringer wurde, als es die der englischen Fuß-Garden war, die man in den Kasernen Englands zurückgelassen hatte. Hiermit stimmt es überein, daß die geringste Sterblichkeit in der über die ganze Erde ausgebreiteten englischen Armee unter den Seapoy's vorkam, denen man, anstatt einer festen Wohnung, Geld gab, wofür sich jeder Einzelne eine Hütte aus Matten baute. Ein englischer Militär-Arzt versichert, daß sich vor Sebastopol Rindfleisch und Porter als die besten Vorbaumungsmittel gegen den Ausbruch des Typhus bewährten. — Alle diese Dinge habe ich schon in den Kriegen von 1813/14 vollkommen ähnlich gefunden. — Es versteht sich von selbst, daß dieser Kriegstyphus nicht dem Klima der Länder des schwarzen Meeres aufgebürdet werden darf; er bleibt in den Kriegen, durch welche große Menschenmassen zusammengedrängt, zugleich auch Entbehrungen und Anstrengungen aller Art ausgesetzt werden, niemals aus. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß der ewige Wechsel der Temperatur, sowie die von den unabsehbaren Steppen herüberwehenden Nordwinde, in den Truppen nicht sollten eine Disposition zur Entstehung von Fiebern erzeugt haben, die unter den obwaltenden Umständen leicht den Charakter des Typhus annehmen konnten. Dr. Baudens führt in seinem Schreiben an die Akademie der Wissenschaften in Paris ausdrücklich an, daß der Typhus unter den

*) Gazette des hôpitaux. Paris, 1856. Nro. 43, pag. 172.

**) Ausführlichere Angaben lieferte der hochverdiente Dr. Baudens in: La guerre de Crimée. 2me édit. Paris, 1858. pag. 375 sq.

***) S. Deutsche Klinik. Berlin, 1858. Nr. 31. Feuilleton.

französischen Truppen sich auf der Krim, nach dem Anfange Januars 1856, hauptsächlich deshalb entwickelt habe, weil die damals herrschende heftige Kälte sie nöthigte, sich in ihre Zelte einzuschließen, deren Boden feucht und mit unreinen Stoffen aller Art bedeckt war. Im Vergleiche mit dem Typhoid Frankreichs, dessen Contagiosität selten nachweisbar ist, war die Contagion jenes Typhus bald außer allen Zweifel gesetzt. Die Sterblichkeit unter den Krankenwärtern, barmherzigen Schwestern, Aerzten, und überhaupt Allen, welche die Typhus-Hospitäler besuchten, wurde bald enorm. — In ähnlicher Weise entwickeln sich während des Winters in den ärmlichen Hütten der Bewohner der Steppenländer an der Nordküste des schwarzen Meeres mancherlei andere Krankheiten, die der Unreinlichkeit und dem Schmutz, welche in jenen vorwalten, zugeschrieben werden müssen. Dr. H. v. Martius*) beschreibt eine solche russische Wohnung in folgender charakteristischer Weise: „In dem engen Raume einer einzigen Rauchstube, von sehr mittelmäßigem Umfange, leben in der Regel zwei bis drei Familien, in häuslicher Eintracht beisammen, oft zufällig alle drei mit Säuglingen gesegnet, deren nächste Umgebungen nichts weniger als lieblich duften. Hierzu gesellen sich bei strenger Winterkälte die sämmtlichen Haushiere der kleinen Wirthschaft: Katzen, Hunde, Ferkel, Schaafe, Lämmer, Ziegen und Kälber, welche als der Haupt-Reichthum des Landmanns unausgesetzt Tag und Nacht unter dem Schutze der häuslichen Laren mit ihren Gönnern in einer Stube haufen, von Zeit zu Zeit von den säugenden Muttersäuen und Stillkühen besucht. Ferner leben daselbst Truthühner, Gänse, Enten und Hühner gegen das Frühjahr hin mit Schaaren von Brütlingen gesegnet. Diese Alle umschließt des engen Gemaches wirthlicher Raum, so daß ein und dasselbe Behältniß zugleich Wohnstube, Gastzimmer, Schlafgemach, Küche, Keller und Viehstall, kurz Alles in Allem vorstellt.“ Ein solches Gemach wird gewöhnlich durch einen Backofen ohne Rauchfang, meistens mit trockenem Schilf und Rohr geheizt. Der Rauch hiervon kann nur durch enge Fensteröffnungen entweichen, die man in diesem Augenblicke öffnet, wobei jedoch der obere Abschnitt des Raumes stets mit Rauch erfüllt bleiben muß; seine Wände sind daher mit lockerem Ruß überzogen, der bei größerer Hitze, mit der

*) Abhandlung über die Krim'sche Krankheit. Freiberg, 1819. S. 72 u. f.

Feuchtigkeit der Wände verbunden, auf die Einwohner herabfällt. Die Wasserdämpfe, welche sich, während die Weiber waschen, erheben, kommen hinzu. Da nun die menschlichen Bewohner einer solchen Arche stets in Pelz oder Wolle gekleidet sind, mithin fast unaufhörlich schwitzen, so muß ihre Haut nothwendig mit einer dichten Schmutzkruste bedeckt werden. Langwierige Haut- und Augenkrankheiten sind daher ihre häufigen Begleiter auf dem durstreichen Lebenswege, auf dem sie sich übrigens glücklich und zufrieden fühlen, auch fremde Reisende mit der größten Höflichkeit und Gastlichkeit einladen, an ihrem häuslichen Glücke Theil zu nehmen. — Dr. v. Martius beschreibt ausführlich eine sich unter diesen Menschen bisweilen entwickelnde Aussatz-Krankheit, die man dort die Krim'sche Krankheit, *Lepra taurica* s. *chersonesa*, auch wohl die schwarze Krankheit nennt, weil bei ihrem Beginne die Haut mit dunkelblauen violetten Flecken gezeichnet wird, die sich allmählig zu dicken, harten Knollen erheben. Diese abschreckende Form des Aussatzes kann nach und nach steigend sechs bis sieben Jahre andauern, ehe sie durch ihre Folgeleiden tödtlich wird. Die Einwohner der Umgegend von Cherson, am Don, an der Wolga, in der Gegend von Astrachan und am Ural sollen ihr endemisch besonders unterworfen sein. Diese nennen sie die Krim'sche Krankheit, weil sie behaupten, daß sie ihnen ursprünglich durch Kosaken, die aus der Krim zurückkehrten, zugeführt worden sei*). Doch sind die tartarischen Wohnungen auf der Krim ungleich vortheilhafter, als die eben geschilderten russischen, nämlich aus Backsteinen und Lehm erbaut. In den größeren Städten der Krim sieht man auch ganz nach westeuropäischem Zuschnitte aufgeführte steinerne Gebäude, meistens weiß übertüncht. Dieser helle Anstrich mag im Sommer zu den häufigen Augenleiden beitragen.

Die orientalische oder Bubonen-Pest, welche in früheren Jahrhunderten unter den Anwohnern des schwarzen Meeres mitunter große Verwüstungen anrichtete, ist im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts dort fast verschwunden. Russische Aerzte haben zwar behauptet, daß es diese Krankheit gewesen sei, welche im Jahre 1829 ihrer Armee zu Adrianopel und Barua so empfindliche Verluste

*) Vergl. Rebel über *Lepra taurica*. — In der medizinischen Zeitung Rußlands. 1858. S. 38.

zugefügt hat. Man scheint unter ihrer Hegide die damals vorherrschende große Sterblichkeit in mehr beruhigender Weise erklärt zu haben. Das naturgetreue Bild, welches Dr. Witt*) von den zu Adrianopel vorgekommenen Krankheiten entwirft, läßt nur Kriegstypus mit Petechien, erschöpfenden Diarrhoeen, Geschwülsten der Speicheldrüsen und Anthrax erkennen. Bubonen und Carbunkel wurden bis Ende October's in den Hospitälern zu Adrianopel nicht gesehen. Ganz ähnlich verhielt es sich in demselben Jahre zu Borna. Nach mündlichen Mittheilungen, die mir der leider früh verstorbene Regiments-Arzt Dr. Großheim machte, der im Kriege von 1828 bis 1829 als freiwilliger Arzt im russischen Heere diente, bestand die dort so verheerend auftretende Seuche gleichfalls aus einem bössartigen ansteckenden Typus ohne Bubonen. Der in Borna ebenso anwesend gewesene C. Petersen**) spricht gleichlautend von einem Typus contagiosus epidemicus, erwähnt aber doch auch Brandflecke, Drüsen-Geschwülste und Beulen.

Unter den endemischen Krankheiten jener Gegenden darf endlich der Scorbut nicht unerwähnt bleiben. Die Russen und Tartaren leben in ihren zerstreut liegenden Wohnungen während des Winters meistens von gesalzenem Fleische und Fischen. Gemüse bauen sie nicht, sie werden durch Haidegrüße ersetzt. Dr. v. Martius spricht von der scorbutischen Mundfäule als von einem in jenen Gegenden nicht ungewöhnlichen Leiden; er vermuthet sogar, daß der Scorbut mit dem erwähnten Knollen-Ausfalle in ursachlicher Verbindung stehe. Ein französischer Marine-Offizier theilte 1856 mit, daß die gesammte Mannschaft des Linienschiffes „Wagram“ am Scorbut leidend, hatte auf die Insel Kalchi, einer der Prinzen-Inseln, ausgesetzt werden müssen.

*) Ueber die Eigenthümlichkeit der Walachei und Moldau. Leipzig und Dorpat, 1844. S. 101 u. f.

**) S. Medizinische Geschichte des russisch-türkischen Feldzugs in den Jahren 1828/29, von Dr. M. Simon. Hamburg, 1854. S. 151.

XII.

Constantinopel. Erster Eintritt. — Ueberblick der Stadt im Allgemeinen. — Bevölkerung. — Türkische Bäder und Wasserleitungen. — Der At-Meidan. — Moscheen und christliche Kirchen. — Tanzende Derwische. — Freitags-Andacht des Sultans. — Die Mauern und Thore von Constantinopel. — Juden-Viertel. — Tanar. — Der Thurm zu Galata und der des Seraskiers. — Das alte und das neue Serail. — Die Bazar's und Befestan's. — Pera und Galata. — Die Medicinal-Schule. — Die Barken und ihre Führer. — Die Hunde. — Der Bosphorus, seine Ufer und Dörfer. — Bözükdere. — Der Riesenberg. — Das Genueser-Schloß. — Belgrad und die Wasserleitungen. — Kadi-Köi. — Scutari. — Der Bulgurlu. — Der Cypressenhain. — Geographische Lage und Klima.

Der 23. September 1856 brachte mir den lange ersehnten Anblick des Bosphorus. Schon lagen die beiden Landspitzen Usundscha-Burun auf der europäischen, das Panium der Griechen, und Zum-Burnu auf der asiatischen Seite, das Promion der Griechen, hinter uns, bald darauf tauchte das freundliche Bözükdere uns zur Rechten aus den Wellen auf. Nur zu schnell entschwandem die malerischen Landhäuser des Städtchens, mit den den Hintergrund bildenden grünen Gärten, ihren mächtigen Cypressen und Platanen u. s. w. den Blicken. Weiterhin in stets wechselnden Gestalten Therapia, Zeni-Köi und Arnaut-Köi. Auf der asiatischen Seite der jetzt dem Sultan gehörige, von Mehemet=Ali erbaute egyptische Marmor-Palast; sodann Begler=Beg. Aber des Dampfes Kraft, verbunden mit der vom schwarzen Meere her wirkenden Strömung, führte uns fast pfeilschnell dem südlichen Ende des Bosphorus entgegen. Scutari bot sich uns zur Linken, an

eine bedeutende Anhöhe lehnend, und endlich rechts die Palläste Tschiragan, durch Sultan Mahmud gebaut, und der von Dolmabagdſche, durch den jetzt regierenden Sultan Abdul-Medſchid in der jüngſten Zeit errichtet. Den Palaſt der Schweſtern des Sultans zu Balta-Viman, vor Arnaut-Köi, der freilich von jenem in hohem Grade verdunkelt wird, hatten wir kaum Muße gehabt zu betrachten. Die faſt ununterbrochene Reihe der Landhäuſer auf der europäiſchen, die mit einer anziehenden grünen Vegetation bedeckten Hügel und Thäler der aſiatiſchen Seite beſchäftigten den Seh-Sinn ſo ununterbrochen, daß vorläufig eine geſicherte Auffaſſung einzelner Gegenſtände faſt unmöglich wurde, und die überräſchend ſchnell einander folgenden fremdartigen Bilder nur einen mehr überwältigenden und verwirrenden als geordneten Eindruck zurückließen.

Ueberblick der Stadt im Allgemeinen. — Um 4 Uhr Nachmittags ankerte die „Persia“ im Haſen von Conſtantinopel. Zahlloſe Kaiks (kleine Barken), der Mehrzahl nach mit türkiſchen, der Minderzahl nach griechiſchen oder armeniſchen Führern bemannt, umſchwärmten das Schiff ſogleich. Wildes Geſchrei übertönte die Stimmen unſerer Schiffer, und auch meinem hier bewanderten Dolmetscher gelang es ſchwer, ſich verſtändlich zu machen, um endlich ein Kaik für mich zu miethen, das uns ſchließlich dem Lande und zugleich dem türkiſchen Zollamte zuführte. Durch richtige Anwendung bekannter Beſchwichtigungsmittel wußte mein Dolmetscher das Deffnen unſerer Effecten zu hintertreiben, und nichts hinderte uns fortan, durch Galata, ſodann aber die ſteilen Straßen von Pera hinan zu ſteigen, um eines der dortigen Gaſthäuſer aufzuſuchen.

Die erſte Anſicht auf Conſtantinopel und Pera, vom Boſporus aus, iſt wohl die glänzendſte, die einem menſchlichen Auge Seitens irgend einer Metropole geboten werden kann. Eine faſt unzählige Geſellſchaft von Moſcheen, Minarets, Palaſten, von Domen überragten öffentlichen Bädern, von Grabmälern, denen ſchlank, düſtere Cypreſſen, ſeltener Terebinthen den Hintergrund verleihen, im Innern aus vielen Höfen der türkiſchen Wohnhäuſer aufſteigende grüne Bäume, überräſchen den Beſchauer, der ſich vergebens bemüht, genügende Vergleichungspunkte mit ähnlichen am Meere gelegenen Städten aufzufinden. Schon Andere, z. B. De Vere, haben Neapel, Genua, Venedig und Edinburg

hierzu gewählt. Nach meiner persönlichen Anschauung kann nur von beiden ersteren die Rede sein; das vielleicht gleichfalls zu beachtende Stockholm sah ich nicht. Unter den letztgenannten Städten steht meines Erachtens Neapel oben an; aber Constantinopel gibt zwei Welttheilen die Hand. Die eigentliche Stadt wird von den Vorstädten Pera und Galata einerseits, von Scutari andererseits, durch das Meer so geschieden und vereinigt zugleich, daß aus einiger Entfernung das getäuschte Auge eine unabsehbare, zusammenhängende Häusermasse vor sich zu haben wähnt; dennoch aber erscheint das Meer von vielen Punkten aus wie ein vollkommen in sich geschlossener See. Man rechne den fremdartigen Anstrich hinzu, der für den aus dem Westen kommenden Europäer alle Gegenstände umkleidet, — man betrachte dies Alles durch die klare, durchsichtige Atmosphäre des Orient's, und man wird sich eine annähernde Idee von dem hier zu erwartenden Eindrucke machen können. Mit Worten dem gewaltigen Bilde jedoch die Farben des Lebens genügend zu geben, halte ich geradezu für unthunlich. Auch der begabteste Dichter würde immer nur malerische Phantasie-Gebilde entwerfen. Als schon das Gebäude des oströmischen Reiches aus seinen Fugen zu weichen begann, trug die unvergleichliche Lage von Byzanz noch für geraume Zeit zum Zusammenhalten des gelockerten Verbandes mit den Provinzen wesentlich bei, indem die Seemacht den Weg durch den Bosporus und die Propontis zu säubern wußte. Thesalonika, Patras, Korinth hielten lange noch zur Metropole, als bereits die Barbaren an ihre Mauern klopfen.

Die Aufmerksamkeit des von Norden her aus dem Bosporus Anlangenden zieht gewöhnlich der Constantinopel überragende Hügel von Pera speciell auf sich. Die diesen Hügel krönenden hohen, steinernen Häuser der langen Hauptstraße erinnern durch ihre Bauart an das, was man in West-Europa zu sehen gewohnt war. Die Erinnerung wird um so lebhafter, als jene Reihe von keiner Moschee, von keinem Minaret unterbrochen wird. Moscheen mit ihrem Zubehör finden sich nur am Fuße jenes zur rechten Hand liegenden Hügels, der durch das sogenannte „Goldne Horn“, den trefflichen inneren Hafen von Constantinopel selbst geschieden bleibt. Dieses dehnt sich dem Beschauer gegenüber, von rechts nach links, amphitheatralisch und über sieben Hügel so aus, daß es durch die ostwärts gerichtete vordere Landspitze an den schmalen Meeres-

arm stößt, der den Bosphorus von dem Marmara-Meer trennt, und zugleich die Westküste von Asien bespült, auf der sich, dem Betrachtenden zur Linken, die Häusermasse von Scutari erhebt. Fremde, denen die gütige Natur Phantasie und Gefühl nicht ganz versagt hat, könnten sich Tage lang hintereinander von Norden her dem zauberischen Bilde nähern, und immer noch würden sie nicht gesättigt sein, — immer noch würden neue Gegenstände hervortauschen, um sie mit ungeschwächter Anziehungskraft zu fesseln. Möchte darum jeder Ankömmling so spät wie möglich in das Innere der Stadt eindringen, welches nur dazu gemacht scheint, den Zauber-Schleier fortzuziehen, den eine verschwenderische Naturschöpfung über ihre Außenseite ausgebreitet hat. Hr. v. Prokesch, der langjährige Kenner von Constantinopel, sagt ganz richtig: „Constantinopel ist die schönste Stadt auf Erden, so lange man sie nicht betritt.“

Sobald der Blick sich zurückwendet auf den oberen Abschnitt von Pera, wird er unwiderstehlich gefesselt durch einen mächtig hervorragenden Pallast, der Alles, was sich neben und unter ihm befindet, beherrscht. Es ist das Gesandtschafts-Hôtel Rußlands. Vor seinem mittleren Stockwerke dehnt sich ein von hohen Säulen getragener Portikus hin, um die Wucht der ansehnlichen oberen Steinmasse zu stützen. Gewiß nicht ohne Absicht ist die Stellung und Lage des Gebäudes eine solche, daß der von Norden, von Westen und Osten den Hügel Betrachtende stets wieder auf den Punkt zurückkommen muß, auf welchem Rußland zuerst festen Fuß am goldnen Horn faßte. Das dominirende Schloß erinnert gleichsam daran, daß es den Beruf habe, seine Herrschaft von hier aus weiter auszudehnen. Und doch war man, als ich bald darauf in ihn trat, noch damit beschäftigt, das prachtvolle Gebäude neuerdings zur Aufnahme einer russischen Gesandtschaft einzurichten, indem man sich zugleich bemühte, alle Spuren des französischen Kriegs-Lazareths wegzuräumen, welchem es unlängst noch hatte dienen müssen. Wunderbarer Wechsel des Schicksals! Dasselbe Frankreich, welches 1854 Rußland dadurch zu demüthigen gesucht hatte, daß es das nämliche Gebäude durch seine kranken Krieger einnehmen ließ, aus dem kurz zuvor der stolze Mentschikoff seine Besuche bei den Pforten-Ministern im Paletot abgestattet hatte, bemüht sich seit 1856 wieder, Rußland den Weg dorthin zu bahnen. Man dürfte sich nicht täuschen, wenn

man hierin eine Vorbedeutung für das Wiedererstehen des russischen Uebergewichtes in der Türkei erkennt, welches sich, allen Zeichen zufolge, in kürzerer Zeit von neuem geltend machen dürfte, als dies von manchen Politikern erwartet wird, die sich, fern vom Schauplatz dieser Begebenheiten, hierüber so gern, gleichsam geflissentlich, Täuschungen hingeben.

Mein Versuch, für die Zeit des Aufenthalts in Pera eine Wohnung zu erlangen, die, der Lage nach, sich an das russische Gebäude möglichst anschließen möchte, blieb nicht ohne Erfolg. Von der zwischen Top-Chané und der vorderen Brücke des goldnen Horn's gelegenen Donane aus führte mein Dolmetscher mich durch die engen und schlecht gepflasterten Straßen von Galata, sowie durch das buntscheckige Gewirr von unzähligen Hunden, Lastthieren und Menschen aller Art, zu der ziemlich steil nach Pera in die Höhe steigenden Straße hin, die zwar etwas breiter, aber wo möglich noch schlechter gepflastert ist, als die von Galata. Ein eigenes Thor trennt die beiden Vorstädte von einander. Man hatte mir das Hôtel de l'Europe empfohlen. In seinem oberen Stockwerke mietete ich ein nach Südost gewendetes Zimmer, aus dessen Fenstern mir sogleich die gegenüber zur Rechten liegende Siebenhügelstadt mit ihrer Aja-Sophia, den Moscheen von Sultan Ahmed, Suleiman und Osman, das alte Serail und seinen von dunkeln, schlanken Cypressen überragten Garten, der Mastenwald des Hafens und des goldnen Horn's, das asiatische Festland mit Scutari, der Bosphorus u. s. w. in die Augen fiel, — genug der Gegenstände, um Monate lang in ihrem Anblicke zu schwelgen. Sie Alle erkannte der erste Blick sogleich nach den genauen Beschreibungen früherer Reisender; andere konnten nur nach und nach, mit Hülfe der von meinem Dolmetscher ertheilten Fingerzeige und eines vorliegenden Planes der Stadt und Umgegend erkannt werden. Nur der mittlere und hintere Theil des goldnen Horn's, die hinter dem Gasthose gelegene lange Straße von Pera, blieben verborgen. Hinsichtlich dieser ungemein glücklichen Lage kann sich mit dem erwähnten Hôtel nur das etwas höher gelegene nahe Hôtel d'Angleterre messen. Bei der um 6 Uhr stattfindenden Mittagstafel meines Hôtels hatte ich das Vergnügen, mit drei im Hause wohnenden deutschen Landsleuten zusammen zu treffen, deren einer aus dem meinem Wohnorte nicht fernen Aachen, ein anderer ein bejahrter

deutscher Arzt aus New-York herbeigekommen war. Leider bemühten sich Tausende von Ratten, die den Boden des Salons unterwühlt hatten, theils durch den von ihnen verbreiteten widerlichen Geruch, theils durch ihr Pfeifen, das Mahl durch ihre ekelhafte Gegenwart zu verbittern. — Die beiden hier aufgelegten, in französischer Sprache zu Pera gedruckten Zeitungen erhielten uns in einer schwachen Verbindung mit der übrigen Welt.

Der Morgen des 24. September fand mich früh am Fenster, um die von ihm aus sichtbaren Gegenstände zu durchmustern, zugleich für die nachfolgenden Wanderungen eine bestimmtere Grundlage zu gewinnen. Auf den ersten Blick erkannte ich sogleich, daß die vor mir ausgedehnte Stadt mit ihren Vorstädten längs des europäischen und des asiatischen Ufers des Bosphorus eine ungleich größere Anzahl von Einwohnern zu beherbergen und zu ernähren im Stande sein würde, als die, welche nach der damals bekannten Zählung von 1846, wirklich vorhanden sein mochte. Damals enthielt nämlich Constantinopel im Ganzen 813,460 Einwohner, von welchen, der Nationalität nach, 400,000 Türken, 250,000 Armenier, 130,000 Griechen, 20,000 Israeliten, 7460 Franken verschiedenster Nationen, endlich 6000 Hellenen aus dem Königreiche zugegen gewesen sein sollen. Die Besatzung bestand damals aus 20,000 Mann; sie war in Kasernen untergebracht. (Drei Jahre nach meiner Anwesenheit, September 1859, manövrirten dort 25,000 Mann vor dem Sultan.) Die Nachrichten aus der Blüthezeit des oströmischen Reiches lassen auf eine ungleich größere Bevölkerung schließen. — Nach dieser Betrachtung fiel mir zunächst auf der asiatischen Seite das sich an der Südspitze Scutari's weithin deh nende, großartige türkische Krankenhaus auf, welches vor Kurzem noch den Engländern eingeräumt gewesen war. Es umfaßt 2000 Lagerstellen. Indem es die lange Fronte dem Meere zuwendet, lehnt es sich mit der Hinterseite gegen die Anhöhe an. Genugsam über dem Ufer erhaben, kann die Atmosphäre von allen Seiten frei andringen; es läßt sich nicht leugnen, daß in ihm den Engländern die glücklichste Localität für ihre Kranken zugekommen war, welche man hier zu bieten gewußt hatte. Nur die viel zu ansehnliche Menschenmenge, welche hier untergebracht werden soll, läßt sich von dem Sachkundigen tadeln; sie öffnet der weiteren Ausbreitung ansteckender Krank-

heiten Thür und Thor. Den hellweißen Anstrich hat das Hospital mit allen öffentlichen Gebäuden der Türken gemein.

Nicht fern von dem östlichen Ende der vorderen Brücke des goldnen Horn's, nahe dem Meeresufer, fesselt die Moschee von Seni=Dschami den Blick; jenseits derselben macht sich der ansehnliche Ueberrest eines aufrecht stehen gebliebenen Säulenganges aus griechischer Zeit bemerklich, welcher parallel mit dem Ufer verläuft. — Einen grellen Gegensatz mit den Ueberresten aus alter Zeit bildet die am Fuße des Pera-Hügels, nahe am Ufer von Sultan Mahmud elegant erbaute Moschee von Top=Chané, mit einem daneben liegenden zierlichen Glocken- und Signal-Thurme in maurischem Style. Die dazu gehörigen beiden Minarets zeichnen sich durch zwei Gallerien aus, da fast alle übrigen deren nur eine tragen, von welcher aus der Priester zum Gebet ruft. An diesen Gebäuden ist der weiße Marmor nicht gespart, den die Inseln und Ufer des nahen Marmara-Meeres im Ueberflusse liefern. — Doch unter der fesselnden Betrachtung dieser Gegenstände war die Sonne über den asiatischen Bergen in die Höhe gestiegen; sie mahnte, zu den Excursionen die kühlere Luft des Morgens zu benutzen. Die erstere dieser Ausflüchte sollte einem öffentlichen Bade gelten.

Türkische Bäder und Wasserleitungen. — Zwei Dinge sind es, die dem in der Türkei Reisenden zahlreiche Widerwärtigkeiten zu erleichtern vermögen. Erstens, die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit der Türken, auf welche die listigen Griechen gleichsam wie auf eine Thorheit herabschauen, die sie dadurch zu entschuldigen suchen, daß es der Koran so verschreibe, uneingedenk, daß die Christusreligion dieselbe Vorschrift gibt. Zweitens, die sorgfältige Unterhaltung der öffentlichen Brunnen und Bäder. „Das Wasser — sagt der Koran — gibt allen Dingen Leben“ — oder, wie es v. Hammer übersetzt: „von dem Wasser ist alles Ding lebendig.“ Ein anderer Koranvers lautet: „und wenn ihr befleckt seid, so reinigt Euch!“ Darum gilt es als ein besonders verdienstliches, frommes Werk, auf eigne Kosten an öffentlichem Wege einen Brunnen oder ein Bad anzulegen, deren an der Außenseite angebrachte Inschriften außer dem Namen des Erbauers, gewöhnlich noch einen passenden Ausspruch des Korans enthält. Auf dem Hof einer jeden Moschee findet sich ein Springbrunnen, an welchem vor dem Ein-

tritte zum Gebet die vorgeschriebenen Waschungen vorgenommen werden müssen. In den volkreichsten Straßen von Constantinopel haben die Sultane oder ihre Beziere sich Denkmäler in Fontänen, Tscheschme, theils auch in großartigen Brunnen-Häusern, Sebichane, errichtet, aus denen jeder Vorübergehende mittelst eines an einer dünnen Kette liegenden metallenen Trinkgefäßes den Durst löschen kann. Eigene Aufseher, meistens Derwische, haben für Ordnung in ihnen zu sorgen, reichen auch wohl im Sommer durch Schnee abgekühltes Wasser den Vorübergehenden heraus. — So bieten sich Religion und Klima die Hand, zur Beschaffung von Ueberfluß an Wasser aufzufordern. — Auch war es nach der Eroberung von Constantinopel eine der ersten Unternehmungen der Türken, für die Restauration der großen Wasserleitungen zu sorgen, welche die Griechen von Belgrad am Bosporns nach der Stadt, sieben Stunden weit, geführt hatten, auch ihnen ausgedehnte neue Werke hinzuzufügen, die jetzt noch sorgfältig unterhalten werden. Sogar von den heißen Quellen zu Mehadia führten sie eine Leitung fünf Stunden weit bis nach Alt-Orfowa an der Donau, die colossalste Wasserleitung, die je bei einem Mineralbade gebaut worden sein mag, die aber die Christen, nachdem sie jenen das Banat wieder abgenommen hatten, bald verfallen ließen. — Daß übrigens die von den atmosphärischen Niederschlägen gespeisten Cysternen Constantinopels als Bauwerke weit hinter den der Griechen zurückstehen, beweist schon ein einfacher Besuch der alten Cysterne des Philoxenus, oder der tausend und einer Säule, welche unter Constantin I. gebaut, jetzt trocken liegt. Sie enthält wirklich unter der Erde 672 Säulen in drei Stockwerken. Die Cysterne Basilica ist noch heute im Gebrauch, empfängt aber auch Wasser aus einer Leitung. Das Brunnenwasser, welches eine mittlere Temperatur von $10\frac{1}{2}$ ° R. nachweist, ist zum Trinken unbrauchbar, wegen des zu starken Gehaltes an Salzen. Die Einwohner der Stadt sind daher darauf angewiesen, weiches Wasser zu trinken, und selbst an diesem fehlt es bisweilen in heißen Sommern, nachdem der Inhalt der Cysternen verbraucht ist, die außerdem von der Regierung verpachtet sind; ein Trunk frischen Wassers kann dann kostspielig werden. Das weiche Wasser wirkt hier auf neu ankommende Fremde in ähnlicher Weise, wie das filtrirte Wasser der Seine zu Paris, d. h. es erzeugt Abweichen. Da die Türken selbst

Feinschmecker des Wassers sind, von ihm acht verschiedene Eigenschaften fordern, und deshalb auf einen frischen Quell außerordentlichen Werth legen, so leiden sie durch die mangelhafte Qualität des Trinkwassers oft bedeutend. Doch war dies im Orient schon von frühester Zeit her der Fall. Als ein reisender Grieche einst zu Amasia in Cilicien einen öffentlichen Brunnen besuchte, fragte er die Umstehenden, ob das Wasser trinkbar sei? Allerdings, war die Antwort, denn wir trinken es ja! Ebendarum ist es nicht trinkbar, erwiederte er, denn ihr Alle zeigt eine blasse Gesichtsfarbe. — Bis zum Bohren von artesischen Brunnen ist man in Constantinopel noch nicht vorgeschritten. Die osmanischen Leitungen gewähren dagegen den vollen Vortheil, daß ihnen nur Quellwasser zufließt, dagegen die griechischen auch Regenwasser aufnahmen. Die allenthalben hervortretende Großartigkeit der Sorge für den Wasserbedarf, noch mehr die hohe Wichtigkeit der den letzteren sichernden Einrichtungen rechtfertigen es gewiß, wenn diesen hier eine ausführlichere Rücksicht gewidmet wird, als dies bereits an einem anderen Orte*), nach einem früher von mir gehaltenen mündlichen Vortrage geschehen ist.

Die türkischen Bäder zeigen ganz die Einrichtungen, welche uns aus der klassischen Zeit der Griechen und Römer her von den Bädern dieser bekannt sind. Sie gleichen also den Anstalten der Art, welche sich in den eroberten großen Städten Kleasiens, später in Adrianopel und in Constantinopel von Alters her vanden. Denn seit ihrem Auszuge aus der arabischen Heimath haben die Türken nichts Neues erfunden. Selbst der Aneignung des fremden Brauchbaren stehen religiöse Vorurtheile und alte Gebräuche in hohem Grade entgegen und nur das, was ihrer beschränkten Anschauungsweise vorzugsweise zusagte, entging der Zerstörung. Dahin gehörten dann besonders Bäder und die domartig gebauten christlichen Kirchen. Die ersteren ließen sich leicht nach türkischem Brauch ummodelln, indem man alle etwa vorhandenen Kunstwerke fortschaffte und Koransprüche außerhalb und innerhalb anbrachte. Ebenso brachte man aus den christlichen Domen nur jedes Bildwerk sorgfältig zu entfernen, farbigen Marmor, Granit,

*) Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens. Vierzehnter Jahrgang. Bonn, 1857. S. 55 u. f.

Porphyr oder vergoldete Mosaik und Kapitäle mit Kalk weiß zu übertünchen, Marmor-Inschriften und Kreuze wegzumeißeln, inwendig dem Gewölbe nach den vier Weltgegenden vier colossale runde Tafeln mit eben so vielen Sprüchen aus dem Koran anzuheften, um die Kirche in eine Moschee umzuwandeln.

Unter den gegenwärtigen Bädern Constantinopels ist das größte und schönste das von Mohammed II. nach Eroberung der Stadt gebaute, welches den Namen „Tschukur Hamam“ d. h. das Bad des vertieften Grundes, führt, weil es in der Vertiefung liegt, die bis dahin die Cysterne des Arkadius eingenommen hatte. Diesem lenkte ich die ersten Schritte auf dem Boden der Stadt Constantins zu. — Ich fand, daß es aus zwei geräumigen hintereinander liegenden Sälen, deren jeder mit einer eigenen hohen Kuppel domartig überwölbt ist, besteht. In diesen Kuppeln befindet sich eine große Anzahl runder Oeffnungen, welche mit dickem Glase gedeckt sind. Durch sie allein fällt das Tageslicht ein, denn Fenster sind nirgends vorhanden. Zur Seite des hinteren Saales findet sich ein kleinerer Anbau, der das heiße- oder Dampfbad in sich schließt. Man hatte mir dieses als das besteingerichtete unter den öffentlichen Bädern Constantinopels bezeichnet.

Was mir nach dem Eintritte zunächst auffiel, war die vollkommene Gleichmäßigkeit, mit welcher hier Türken und Christen behandelt wurden. Die letzteren schienen zu der gewählten Stunde sogar die Mehrzahl der Anwesenden zu bilden. Alle gingen, in den dazu verabreichten Bademantel gehüllt, auf Pantoffeln mit hölzerner Sohle, schweigend an einander vorüber, ohne sich eines Blickes zu würdigen, oder sonst eine Notiz von sich zu nehmen. Nicht immer wurde eine solche Liberalität beobachtet. Die große Zahl der während des letzten Krieges hier anwesend gewesenen bewaffneten Christen scheint, in der That, einen bedeutenden Umschwung in den Ideen der türkischen Bewohner der Hauptstadt geschaffen zu haben. Nirgends ist mir bei meinen zahlreichen Besuchen der engen und mit Menschen überfüllten Straßen irgend eine Beleidigung oder auch nur Rücksichtslosigkeit zugewendet worden; oft schien es mir, daß man mir sogar mehr Rücksicht, als den neben mir schreitenden Türken zollte. Bedenfalls ist der ehemalige fanatische Haß gegen die Christen zur Zeit gebrochen, und von dem eigenen Benehmen dieser wird es abhängig sein, ob sie in

dieser Hinsicht Fortschritte machen, und zu der ihnen gebührenden, achtungsgebietenden Stellung gelangen sollen, selbst ohne die Gewalt der Waffen hierzu anzuwenden. — Der erste große Saal des Gebäudes stellt das Aus- und Ankleide-Zimmer, Bestiarium, dar. In ihm läuft, mit Ausnahme der Wand des Einganges, an drei Seiten, eine etwa 2 1/2 Fuß hohe, breite hölzerne Bank herum, auf welcher Matten und Teppiche ausgebreitet liegen. Auf diesen entkleidet sich die Mehrzahl der Besuchenden, und wird mit dem nöthigen Badeanzug versehen, wenn dieser nicht, wie gewöhnlich, mitgebracht wurde. An der dem Eingange gegenüber liegenden Wand erhebt sich jedoch in der Mitte noch ein hoher, hölzerner Vorbau, eine Art von Estrade, zu deren oberen geräumigen Abschnitt man auf zwei mit Geländer versehenen Treppen, von zwei entgegengesetzten Seiten her, hinaufsteigt. Dieser erhöhte Standpunkt scheint solchen Personen vorbehalten zu werden, die man bevorzugen will. Auf ihm nimmt auch der Aufseher des Wärter-Personales seinen Sitz ein; er bedient die dorthin Geführten persönlich, bietet auch den Tschibuk und schwarzen Kasse denen an, die ein solches Bedürfnis empfinden. Dorthin führte man mich und meinen Dolmetscher. Oben angelangt, befand ich mich in der Gesellschaft eines alten Türken mit langem weißen Barte und eines elegant gekleideten jungen Griechen. Nach geschehener Entkleidung wurde mir ein Tuch um die Hüften und ein zweites um den Kopf geschlagen, mir Holzpantoffeln mit zwei Querleisten unter der Sohle, an die Füße gegeben, und ich sodann in den zweiten Raum geführt, den man seiner Temperatur nach, die ich auf etwa 16 — 18 ° R. schätzte, das Tepidarium nennen kann. Hier laufen Bänke von weißem Marmor rings herum, die mit Matratzen bedeckt sind, welche Wolle zu enthalten schienen. Ein 14jähriger Knabe, der mich am Eingange empfangen hatte, führte mich zu einem solchen Sitze, auf den er für mich einen groben Teppich ausbreitete. Man hält sich hier so lange auf, bis man sich an die Temperatur der hier vorhandenen Luft gewöhnt hat. Dieser und der folgende Abschnitt besitzen mit weißen Marmor getäfelte Fußböden, unter denen Röhren verlaufen, welche heißes Wasser führen, so, daß der Boden erwärmt, zugleich aber auch vermöge der Wasserdämpfe sehr schlüpfrig gemacht wird. Man muß daher im Gebrauche der hohen Pantoffeln sehr geübt sein, um hier nicht auszugleiten; Ungeschicklichkeit der

Ankömmlinge hierin erregt starke Heiterkeit bei den aufwartenden Knaben. Bei 20—22° R. wird hier die Vorbereitung zu dem Calidarium bewerkstelligt, in welchem die Temperatur von 24 bis 28 und 30° R. ansteigt. Hier wird ein jeder Badender zu einem Sitze geführt, der sich dicht bei einem großen Marmorbecken befindet, in welches unaufhörlich warmes Wasser hineinströmt. Der Kopf und der Körper wird wiederholt mit Seife bestrichen, um ebenso oft aus dem nahen Becken wieder abgewaschen zu werden. Hierauf folgt ein mäßiges Kneten der Glieder; die Procedur ist damit beendigt, und das Zurückführen geschieht mit demselben Aufenthalte und derselben gemessenen Vorsicht, wie der Eingang. — Die hier herrschende Stille, in auffallendem Gegensatz zu dem unaufhörlich rollenden Geräusche der nächsten vollreichen äußeren Umgebung, das sanfte Plätschern des Wassers der Springbrunnen, das durch die spärliche Erleuchtung von der Kuppel aus hervorgebrachte Dämmerlicht bedingen einen eigenthümlich anziehenden Reiz, der durch das einem solchen Bade in der Regel nachfolgende behagliche Gefühl erhöht wird. Somit muß man Hr. Arq. hart vollkommen Recht geben, wenn er seinen Landsleuten die Errichtung ähnlicher Bäder in der jüngsten Zeit energisch empfiehlt; die widerwärtige und verabscheuungswürdige Sitte, die Bedienung durch halbnackte Knaben verrichten zu lassen, wird er freilich in England nicht einführen wollen.

Der großen Wasserbehälter Belgrad's, welche die Leitungen nach Constantinopel speisen, wird in einem folgenden Abschnitte Erwähnung geschehen.

Der Alt Meidan, der Hippodrom der Griechen, wurde ursprünglich vom Kaiser Severus, nachdem das alte Byzanz damals zerstört worden, angelegt. Von seiner Begründung an bis auf den heutigen Tag haben sich auf ihm die Wechselfälle des Schicksals der Herrscher Constantinopels abgespiegelt. Constantin I. hatte die berühmtesten Kunstwerke seiner Zeit aus allen ihm zugänglichen Städten Europa's und Asien's wegnehmen und zu seiner Ausschmückung herbeiführen lassen. Diesen Kunst-Denkmalern wurde hernach von dem Aberglauben des Volkes und seiner Kaiser talismanische Kräfte zur Schirmung des Reiches beigelegt. Fast alle Volks-Aufstände, Revolutionen, Staatsstreiche, wurden auf ihm entweder begonnen oder durchgeführt. Sie nahmen schon unter dem

Kaiser Arkadius, 406 n. Chr., den Anfang, und haben mit der blutigen Aufreibung der Janitscharen vom Jahre 1827, die auf und an diesem Plage Tausenden das Leben kostete, ihren Abschluß wahrscheinlich noch nicht erreicht. Ehedem gaben die auf ihm abgehaltenen Rennspiele der hier repräsentirten vier Volksparteien, durch gegenseitige Eifersucht, häufig das Signal zu Streitigkeiten. Bei einer solchen Veranlassung brannte unter Justinian, 532, ein bedeutender Theil der Stadt ab, es kamen 40,000 Menschen dabei um, und nur mühsam gelang es dem Belisar, den damaligen Volks = Aufstand zu unterdrücken. Mit Empörungen wechselten hier Kaiser = Krönungen, mit Triumph = Aufzügen oder Freudenfeuern Scheiterhaufen und Hinrichtungen. — Von der ehemaligen Pracht des Platzes zeugen heute als letzte Reste drei Monumente, und zwar in der Richtung von West nach Ost. Sie sind: 1) die aufrecht stehenden drei zusammengewundenen Schlangen von Bronze. Den ersten ihrer Köpfe hat Mohammed II. nach Eroberung der Stadt abgeschlagen; man weiß nicht, wer die andern entwendete. Es geht die Sage, daß dieses Schlangengewinde einst den Dreifuß im Tempel zu Delphi getragen habe. 2) Der egyptische Obelisk, der aus Athen nach Constantinopel versetzt, hier durch ein Erdbeben umgestürzt, unter Theodosius wieder aufgerichtet wurde. Die Spitze der Pyramide dieses colossalen Monolithen war schon zu Athen abgebrochen; daher erscheint sie gegenwärtig unverhältnißmäßig abgestumpft. Aus der egyptischen Geburtsstätte her sind ihre Seitenflächen mit Hieroglyphen bedeckt; eine derselben, nach Süden gerichtet, zeigt diese Schriftzeichen indessen geschwärzt und stark verwischt. v. Hammer*) glaubt annehmen zu dürfen, daß der über das nahe Meer streichende Süd = Wind diese Wetterseite im Laufe der Jahrhunderte angenagt habe. Der Natur der Sache und der Localität angemessener erscheint es mir, mit Castellan**) anzunehmen, daß jene Verwitterung durch langes Liegen der rothen Granitmasse am Boden begünstigt worden sei, wobei der Umstand namhaft sprechend ist, daß die zwei Längenfanten der verdorbenen Fläche ihre Politur erhalten haben, weil sie,

*) Constantinopolis und der Bosphoros. I. Pesth, 1822. S. 146.

**) Lettres sur la Morée. II. Paris, 1820. pag. 98.

vom Regen unterwaschen, etwas getrennt vom Boden gelegen hatten. Die geschichtlich, obgleich nicht künstlerisch interessanten Basreliefs hat v. Hammer*) sehr gut gedeutet. 3) Der das östliche Ende des Platzes einnehmende viereckige, aufgemauerte Pfeiler, welcher 80' hoch sein soll, so, daß er den seiner Spitze beraubten Obelisk um etwa 20' überragt. Der Kaiser Constantinus Porphyrogenitus stellte diesen Pfeiler her und bekleidete seine Außenseite mit Tafeln von vergoldeter Bronze, welche mit Basreliefs verziert waren; diese Tafeln wurden später von den habgierigen Lateinern, nach ihrem Eindringen in die Stadt, des Metallwerthes wegen, heruntergerissen, so daß das geschwärzte Mauerwerk des hohen Pfeilers einen immer noch grandiosen, und zugleich durch seine theilweise Zerstörung bedeutungsvollen Hintergrund für den Platz gewährt, welcher bis zum Jahre 1004 der an Kunstwerken reichste in der Welt war. Sein Piedestal stand Jahrhunderte lang unter dem Schutt vergraben; während des letzten Orient-Krieges wurde dieser, wie man mir sagte, mit englischem Gelde, fortgeräumt, so daß die vollkommen gut erhaltene griechische Inschrift wieder an das Tageslicht hervorgetreten ist. Sie erzählt pomphast die Geschichte des Baues und singt das Lob des im Purpur geborenen Erbauers. Man hat die jetzt im Boden entstandene Vertiefung mit einem eisernen Gitter umgeben, an welchem ich auch eine türkische Schildwache aufgestellt fand, die fernern Andringen kunstschänderischer Hände vorläufig wehren soll.

Die Lage des alten Hippodrom's ist eine so ausgezeichnete, daß es schwierig sein möchte, eine seinem Zwecke noch mehr zusa-
gende auf der bekannten Erde aufzufinden. Es bedarf nur einer mäßigen Erhebung über seinen Boden, um von ihm aus die nach Nordwest und West gelagerte volkreiche, orientalische Metropole, nach Südost und Ost über das Meer, einen andern Welttheil — einen Abschnitt des vegetationsreichen westlichen Asiens, bis zum Gebirgszuge des stolz ragenden bithynischen Olymp's hin, nach Norden die Windungen des Bosporus und seiner mit Landhäusern und Pallästen bedeckten Ufer bis zum schwarzen Meere, mit den schwelgenden Augen zu verfolgen. Das Marmara-Meer breitet sich mit den Prinzeninseln nach Südost und Süd in größter Nähe aus.

*) N. a. D. S. 147.

Scutari erscheint mit dem majestätischen Cypressen-Walde und dem dahinter aufsteigenden hohen Bulgurlü nordöstlich. Zahlreiche Segel- und Dampfschiffe kommen und gehen unaufhörlich vorüber, um dem zauberischen Bilde eine nicht endende Mannigfaltigkeit zu verleihen. Da der unter 3 erwähnte Pfeiler heutigen Tages nicht ohne Gefahr zu ersteigen sein dürfte, so wählen die den Genuß der Fernsicht von hier aus Suchenden dazu jetzt gewöhnlich den nachbarlich nach Süden zu gelegenen Thurm des Seriaszier's, dessen oberster, von einer Feuerwache stets eingenommene Abschnitt bequem erreicht werden kann und die Uebersicht bis in eine weite Ferne unbeschränkt, nach allen Richtungen hin erlaubt. Den Hochgenuß von diesem erhabenen Standpunkte aus vermag für den der Geschichte nicht Unkundigen nur der kaum abzuwehrende Gedanke zu trüben, daß gerade diesen Orten, über welche die schaffende Natur ihr reiches Füllhorn mit so großer Vorliebe ergossen hat, längst ausgestorbene Menschen-Geschlechter die gebührende Anerkennung zu Theil werden ließen, ebensowohl durch ausgezeichnete Cultur des Bodens als durch seine Ausschmückung mit Werken der klassischen Kunst. In bejammernswerthem Gegensatze gehen dagegen die Menschen der gegenwärtigen Zeit mit kaltem Achselzucken an diesen Natur-Reichthümern vorüber, unbekümmert um die bei jedem Schritt auftauchenden trauernden Ueberreste ehemaliger Größe, so laut diese auch die Wiedergeburt zu neuem Leben zu erstehen scheinen.

Die Griechen besaßen noch einen zweiten Hippodrom außerhalb der Ringmauern in der Nachbarschaft der Kirche des heil. Mamias, da, wo jetzt die Moschee des Sultan Ejub steht. Die Aussicht von diesem Punkte ist zwar weniger großartig und umfassend, dennoch, von beschränkterem Rahmen umgeben, ein zauberisch-liebliches Bild des darunter sich hindehnenden goldenen Horns und der jenseits ansteigenden Vorstädte Galata und Pera darbietend.

Faßt man die Tendenz der alten Griechen in's Auge, die Lage ihrer Rennbahnen und Amphitheater so zu ordnen, daß die Zuschauer jeden Augenblick der nicht durch die Kunstdarstellungen oder Kämpfe in Anspruch genommen worden, zur Fernsicht in ausgezeichnete Natur-Umgebungen benutzen konnten, so wird sich nicht läugnen lassen, daß diese Verbindung ihrem Wesen nach so verschiedener Genüsse schon durch die Abwechslung mehr geeignet war,

dauernd zu unterhalten und der Abspannung vorzubeugen. In der That liegt schon hierin eine Gewähr dafür, daß ihr Sinn für das naturgemäße Schöne und wahrhaft Ideale eine Höhe erreicht hatte, die mit ihrem Sturze vielleicht für immer untergegangen ist. Nur am Busen der Natur mochte dort die Kunst ihre Triumphe feiern. Wie kleinlich müssen dem unbefangenen Vergleichenden dagegen unsere heutigen Schauspielhäuser und Festsäle erscheinen, in denen sich Menschenmassen eng zusammendrängen, um mit gepreßter Brust eine verderbliche heiße Luft einzuathmen, und zugleich durch den Dampf oder den fallenden Reflex künstlicher Flammen hindurch Darstellungen zu sehen, die freilich mitunter alle Ursache haben, das Sonnenlicht zu scheuen. Der von den Unbilden einer rauheren Witterung und eines kalten Klima's gewöhnlich hergenommene Gegengrund ist nur theilweise haltbar. Wir wissen, daß die Griechen und Römer allenthalben, wo sich ihre Colonien ansiedelten, Amphitheater bauten; auch habe ich mich überzeugt, daß die Wintermonate in Rom, selbst für Deutsche, empfindliche Kälte bringen können; — sah doch schon Horaz von dort aus das Haupt des Soracte mit Schnee bedeckt. Aber freilich unser Luxusleben ist bis zur Unnatur in die Höhe geschraubt; unsere nervösen Damen und Herren würden sich auch im heiteren Oriente auf einer offenen Schaubühne dem verderblichen Luftzuge, Erkältungen, Krämpfen u. s. w. auszusetzen fürchten. Ebenso muß man zugeben, daß zarte musikalische Töne in freier Atmosphäre zum Theil ungehört verfliegen möchten, obgleich doch auf der anderen Seite unsere colossalen Orchester ganz dazu gemacht scheinen, Sänger wie Publikum nach frischer Luft seufzen zu lassen. Vergebens, wohl für immer, rief der Dichter:

„Schöne Welt, wo bist Du? Kehre wieder,
Holbes Blütenalter der Natur!“

Doch nicht Naturschönheiten und Geschichte allein, sondern auch die gesunde, trockene Lage dieses höchsten Punktes des eigentlichen Constantinopel möchten Diejenigen hier zur Ansiedelung auffordern, die in der Stadt selbst wohnen müssen. Den frischen See- winden vollständig ausgesetzt, bleiben die Anwohner des heute noch ansehnlichen Plazes von den unangenehmen Dünsten und dem Getümmel der engen, gekrümmten Gassen verschont. Auch die nicht fern von ihm, nach Süden zu gelegene „Hohepforte“, der Ballast

des Groß-Beziers, hat eine für die Salubrität vortheilhafte Lage, die dadurch noch verbessert wird, daß sich hinter diesem Complex von weitläufigen Gebäuden, am Abhange des Hügels, ein ansehnlicher Garten des Sultans hindehnt, dessen grüne Vegetation zur Reinerhaltung der Luft jener Gegend gewiß beiträgt.

Außerhalb des At Meidan ist in der Stadt noch der Ueberrest eines merkwürdigen Monumentes aus alter Zeit in der sogenannten verbrannten Säule übrig. Diese hohe Porphyr-Säule besteht aus mehreren Stücken, die ehemals durch Kränze von vergoldeter Bronze verbunden waren, gegenwärtig aber durch eiserne Ringe zusammengehalten werden. Constantin I. setzte sie auf das Forum, zu welchem er den ehemaligen Waffenübungsplatz umwandelte, dem er auch seinen Namen beilegte. Von ihm wurde die Säule benutzt, um eine Apollo-Statue aus dem phrygischen Heliopolis darauf zu stellen, der der heilige Mann an die Stelle ihres eigenen Kopfes den seinigen aufsetzte, auch ihn, anstatt der apollinischen Sonnenstrahlen, mit einem Kranze von Kreuzesnägeln umgab. Nimbus und Statue mußten unter dem Kaiser Julian der Bildsäule dieses weichen, den eine darunter angebrachte Inschrift den „großen und religiösen Julianus“ nannte. Bald aber vertrieb ihn von dort die Statue des „großen“ Theodosius, der seinerseits endlich durch ein Erdbeben herunter geworfen wurde. Da erst scheint man den Finger einer waltenden höheren Gerechtigkeit erkannt zu haben, die sich einander drängenden Bilder menschlicher Eitelkeit wichen zuletzt, — freilich sehr spät, dem Kreuze, welches nun von dem hohen Standpunkte aus die große Stadt überragte, ohne sie jedoch, die auch die ernstesten Warnungen überhörte, jemals in Wahrheit zu beherrschen. — Der heutige Wanderer, der die Geschichte predigende Porphyr-Säule aufsucht, findet ihren immer noch hoch anstrebenden Schaft von zahlreichen Feuersbrünsten angefressen und geschwärzt, des ehemaligen Glanzes vollständig beraubt, — ein tief melancholisches Symbol der Vergeblichkeit des Widerstandes von Menschenwerken gegen die Zerstörung. Verschwunden sind von ihrem Haupte das hohe Kreuz, wie die kleinlichen Menschenbilder, verschwunden auch von ihrem Fuße die einst dort von Theodosius an den Boden hingelagerten Statuen des Arius und drei berühmter arianischer Lehrer, die der große Kaiser alltäglich von den Auswurfstoffen Vorübergehender besudelt

wissen wollte. Raum findet sich auf dem ehemaligen Forum Constantini, dem umfangreichsten Platze der alten Stadt, jetzt noch ein Standpunkt, von dem aus der Ueberrest des geschichtlichen Monumentes ruhig betrachtet werden könnte, denn vier Straßen münden unfern der Basis der Säule aus. Dort, wo ehemals marmorne Säulengänge den Platz und seine zahlreichen Kunstwerke umgaben, bedecken geschmacklose, hölzerne Kaufbuden den schmutzigen Boden, schreiende Verkäufer und heulende Hunde streiten mit Lastthieren und Packträgern um die karg zugemessene Spanne Raum. Und doch dürfte es kaum einen zweiten Raum der Art geben, der ein Bild des weiten Abstandes zwischen Vergangenheit und Gegenwart frappanter zu versinnlichen im Stande wäre.

Die Moscheen und christlichen Kirchen Constantinopels.

Wenn man erwägt, daß der strenggläubige Türke sein Gebet täglich fünf Mal verrichten soll, so ist der Ort, wo dies geschieht, für seine Gesunderhaltung um so weniger gleichgültig. Nun sind die Moscheen, welche den Namen „kaiserliche“ führen, Schami, so geräumige Versammlungsorte, daß sie von Gläubigen gewiß nur selten gefüllt werden. Daher fand ich auch ihre Atmosphäre stets rein, und die wahrhaft colossalen Verhältnisse des inneren Raumes vieler derselben, mögen die geistige Sammlung zum Gebete begünstigen, indem der Betende hier um so sicherer von seiner Geringsfügigkeit durchdrungen wird. Es kommt hinzu, daß, der strengen Vorschrift gemäß, jede irgend zu entbehrende bauliche oder künstlerische Ausschmückung aus dem Innern fortbleiben muß.

Des fremden Wanderers Schritte finden in Constantinopel kein würdigeres Ziel, als den wundervollen, großartigen Bau der Aja Sophia; hier werden sie auch deshalb in der Regel zunächst hingelenkt. Sie liegt außerdem von dem alten Hippodrom so wenig entfernt, daß, als der Aufruhr der Kennparteien im Jahre 532 hier einen Brand veranlaßte, die von Constantin I. erbaute Sophien-Kirche mit verzehrt wurde. Der Besuch beider hochwichtigen Punkte läßt sich also verbinden. — Die vom Kaiser Justinian neu und ungleich prachtvoller aufgebaute Cathedral-Kirche „der ewigen Weisheit“, deren Vollendung seiner energischen Thätigkeit bis 538, also innerhalb sieben Jahre gelang, hat allen Wechselfällen, Plünderungen, Beraubungen und Erdbeben bis auf den heutigen Tag widerstanden. Freilich war der Griechen wohlbegrün-

dete Verehrung für diesen Tempel eine solche, daß, als im Jahre 1315 die östliche Halbkugel der Sophien-Kirche eingestürzt war, Menschen jedes Standes und Alters freiwillig daran arbeiteten, um das Unheil wieder auszugleichen. Andronikus der Aeltere ließ hierauf 1317 das Gebäude durch zwei Pfeiler stützen, die, als dasselbe bereits dem Islam diene, noch vermehrt worden sind. Die ungewöhnlich flach gewölbte domartige Kuppel, soll in dem ursprünglichen Baue des Justinian um 15 Ellen höher gewesen sein. Als nämlich 20 Jahre nach der ersten Einweihung ein heftiges Erdbeben die Mauern der Stadt, und zugleich den östlichen Theil des Domes eingestürzt hatte, wagte man nicht mehr, ihm die frühere Höhe wieder zu geben. Weder die seit der Eroberung von Constantinopel von den Türken erbauten Moscheen, noch irgend ein mir in anderen Städten zu Gesicht gekommener Dom bietet eine solche Abflachung der obersten Wölbung dar. Dem Architekten Fossati war der Ruhm beschieden, diese hoch in der Luft schwebende zierliche Kuppel von dem Untergange zu retten, der ihr einen Theil des gegenwärtigen Jahrhunderts hindurch drohte. Ihr Bau war durch den Zahn der Zeit gelockert und hatte eine schiefe Stellung angenommen. Das von Hrn. Fossati zu London über den Bau herausgegebene Werk sichert die Pläne und Risse desselben den kommenden Zeiten auf würdige Weise. Diesem trefflichen Manne hat man es auch zu danken, daß die Kalk-Uebertünchung, durch welche die Türken die Pracht der Gold-Mosaik des inneren Gewölbes und die der Säulen bedeckt hatten, wieder fortgeräumt worden ist. Auf diese Weise ist auch zugleich das colossale Mosaik-Bild Constantins I. an der innern Seite des hohen Gewölbes wieder zum Vorschein gekommen, welches dort auf mattem Goldgrunde tiefer glänzend ausgedrückt ist; man gewahrt es jedoch nur von gewissen Punkten der Gallerie aus deutlich. Das reine Gold, welches man zu dieser das ganze Gewölbe auskleidenden Mosaik benutzt hat, widerstand dem beinahe 400 Jahre auf ihm lastenden Kalk trefflich; einen ähnlichen Glanz, jedoch nicht in so mächtigen Dimensionen, habe ich nur in San Marco zu Venedig gesehen. Aber nicht leicht wird ein fremder Besucher die Sophien-Kirche betreten, ohne daß ihm von dem herumführenden türkischen Aufseher nicht eine Anzahl vergoldeter Glaspasten zum Kaufe angeboten würden. Mir ist dies wiederholt geschehen, und wenn eine solche

Delapidation noch Jahrelang fortbauern sollte, so würde der dortige goldene Constantin I. zum zweiten Male, und dann für immer, vor den Augen der Menschen verschwinden. — Von der Pracht der zahlreichen Säulen der Kirche wird man eine Ahnung bekommen, wenn man weiß, daß Justinian zu ihrer Beschaffung alle ihm damals zugänglichen Tempel der alten Welt in Contribution setzte. Die Porphyrsäulen des Sonnentempels zu Baalbek, die Säulen des Dianentempels aus Ephesus von Verde antico, andere Säulen von Rosso antico u. s. w. aus Syzikus, Athen und den Cycladen, mußten hier gleichzeitig dem großen Zwecke dienen, und noch gegenwärtig bezaubern sie den Blick eines kunstgeübten Auges. Man muß Mohammed II. Dank wissen, daß er den ersten Türken mit eigener Hand niederhieb, der, nachdem die Stadt erobert, und alle Gräuelt der Plünderung und der Schändung in dem vornehmsten Tempel der damaligen Christenheit vollendet waren, nun auch das Zerstörungswerk mit Aufreißen des Marmorbodens begann. Bis zu jenem traurigen Zeitpunkte hatten die Griechen die Sophien-Kirche einen irdischen Himmel, einen Wohnort der Engel und Gottes selbst genannt. Wenn er jetzt vor ihren Augen zu einem Pfuhl von barbarischen Gräuelt umgewandelt wurde, so empfingen sie dafür die gerechte Strafe, die ihnen für ihre Zwietracht und moralische Versunkenheit gebührte. Ihr während der letzten Belagerung von 1453 in der Stadt lebender Geschichtschreiber Chalkokondylas versichert uns, daß, wenn während dieser dringenden Gefahr ein Engel vom Himmel zu dem Volke mit der Botschaft herabgestiegen wäre, daß die Türken sogleich weichen würden, wenn man an der Stelle verderblicher Religions-Zwistigkeiten christliche Einigkeit setzen würde, so wäre er der Antwort gewiß gewesen, daß man lieber die Türken, als eine Vereinigung von Griechen und Lateinern haben wolle. Diese hatte nämlich der letzte Constantin, welcher, heldenmüthig fechtend auf der Mauer fiel, angestrebt.

Ehedem bedurften Christen, welche die Sophien-Kirche besuchen wollten, dazu eines besonderen Fermanns der hohen Pforte, und die große Mehrzahl der christlichen Bewohner Constantinopels hatte ihr Innere nie gesehen. Daher erklärt sich der große Andrang, als man 1837 hörte, daß der Großfürst Constantin von Rußland die Kirche besuchen werde; man hatte sich in die Hoffnung gewiegt,

unter seinem Schutze den Eintritt zu finden, und selbst Damen der höheren Stände hatten sich in dieser Hinsicht eingefunden. Doch vergebens; türkische Wachen verwehrten Jedem, der nicht zu dem engeren Gefolge des Großfürsten gehörte, den Eintritt, — Männer und Frauen wurden unter die Füße getreten *). Noch heute erzählt man in Pera diesen grauenvollen Vorgang in herber Mißstimmung. Heutigen Tages bedarf es eines solchen Ferman's nicht mehr. Fremde erlangen den Eingang durch Belohnung eines der hier stets gegenwärtigen Aufseher; nur die Zeit des öffentlichen Gebetes wird man passend vermeiden. Staunend wird jeder Besucher den Ausspruch Winkelmann's unterschreiben müssen, daß aus dem klassischen Zeitalter der Griechen her, die Baukunst lange noch geblühet habe, als Malerei und Bildhauerei ihrem Untergange bereits entgegen eilten. Gelang es doch sogar den Osmanen noch im 15. Jahrhunderte, zu dem Baue ihrer großartigen Moscheen ausgezeichnete griechische Baumeister zu finden. So überwältigend bleibt der Eindruck, den die seit 538 stehende Sophienkirche auf jedes empfängliche Gemüth macht, daß die dadurch hervorgebrachte kurze Abschweifung von dem Hauptzwecke dieser Schrift gerechtfertigt erscheinen mag.

Die von den türkischen Sultanen neu erbauten Moscheen tragen sämmtlich den saracenischen Typus, in welchem auch die Moscheen der ersten Hauptstadt der Osmanen zu Brussa in Kleinasien errichtet worden sind. Man findet deshalb in Allen eine vorherrschende Aehnlichkeit des Baustyls, der augenscheinlich nach möglichster Einfachheit strebt. Eine hochgewölbte domartige Kuppel erhebt sich stets auf vier mächtigen Säulen mehr oder weniger in die Luft. Letztere wird bei größeren Gebäuden der Art gewöhnlich von mehreren kleineren Kuppeln umgeben. Die Ausschmückung durch Säulen von Granit, Porphyr, Marmor u. dgl. findet man nur da, wo sie sich bereits aus früherer christlicher Zeit vorfanden, so, daß nur ihre Uebertragung an den passenden Ort erforderlich wurde. Der den Hochaltar vertretende Ort muß stets nach Mekka also nach Süden, gewendet sein; dorthin hat der Gläubige

*) Vergl. v. Grimm, Wanderungen nach Südosten. III. Theil. Berlin, 1856. S. 48.

während des Gebetes sein Gesicht zu wenden, indem er zugleich mit der Stirn den Boden berührt. Zwei, vier oder sechs Minarets umgeben den Bau, deren jedes auf seiner Höhe mit einer, zwei oder drei Gallerien umgeben ist, von denen der dazu bestimmte Priester, Muezim, die Gläubigen zum Gebet ruft. Der Besitz von vier Minarets gilt als Beweis großer Auszeichnung, ärmere Moscheen begnügen sich mit einem solchen. Der Vorzug von sechs Minarets war bis auf Sultan Ahmed I. nur der Moschee zu Mekka zugestanden worden; als nun letzterer die von ihm zu Constantinopel erbaute Moschee in ähnlicher Weise ausgeschmückt hatte, so machte man ihm den Vorwurf, daß er dem Propheten gleich zu sein strebe. Um diesem zu entgehen, ließ er der Moschee zu Mekka ein siebentes Minaret hinzufügen. Diese ungewöhnlich schlanken und verhältnißmäßig hohen Thürme bewirken, zur Seite der Halbkugel der Kuppel, in der Ferne eine eigenthümliche Eleganz, die der herabdrückende Vergleich mit dem Köschhute auf einer Kerze auch nicht zu mindern vermag. Die dem christlichen Cultus eigenthümlichen Glocken würde ein solcher Thurm freilich nicht zu tragen vermögen; auch läßt sich gegen ihre Zweckmäßigkeit in einem Lande, welches so häufig von Erdbeben heimgesucht wird, Wichtiges einwenden. Das letzte große Erdbeben zu Brussa warf sämtliche Minarets herunter, so daß sie die Moscheen selbst, oder andere nachbarliche Gebäude, zugleich mit hinabbrissen. — Gewöhnlich befindet sich an der Seite des Haupteinganges ein Vorhof, Harem, welcher zugleich die Fontäne enthält, die das Wasser zu den erforderlichen Waschungen hergiebt. Der entgegengesetzten Seite ist mitunter noch ein Garten oder Begräbnißplatz hinzugefügt, welcher die Bestimmung hat, den Stifter der Moschee mit seiner Familie, nach deren Tode, aufzunehmen. Von diesem Platze aus dienen dann gewöhnlich einige hohe Cypressen dem Ganzen zur Zierde. — In der nächsten Umgebung der von den Sultanen selbst gestifteten Moscheen sieht man gewöhnlich eine Anzahl niedriger Gebäude, sämmtlich mit flachen Kuppeln ausgestattet. Sie dienen Wohlthätigkeits-Stiftungen, z. B. der Aufnahme von reisenden Mohammedanern, einer Armenküche, einem kleinen Krankenhause, oft auch Schulen, Seminarien zur Erziehung von Priestern, und Bibliotheken. Alle diese Anstalten pflegen aber nach dem Tode ihrer Stifter, durch ungerichtete Verwaltung bald herunter zu kommen

und erfüllen dann ihren Zweck entweder gar nicht mehr, oder doch nur dürftig.

Unter diesen Moscheen war es die von Suleiman dem Großen von 1550—1555 erbaute, die mich zuerst anzog, weil sie das großartigste und prachtvollste von türkischen Händen errichtete Gebäude überhaupt darstellt. Der über alle übrigen osmanischen Sultane hervorragende Geist Suleiman's scheint sich gleichsam in seiner Moschee verkörpert zu haben; außerdem sehen wir hier das Werk eines türkischen Baumeisters, des Sinan. Ihre Kuppel erhebt sich um sieben Ellen höher als die der Sophienkirche; dessen ungeachtet ragt sie, nicht so vortheilhaft gestellt als jene, aus der Ferne gesehen, weniger hervor. Dagegen ist der Eindruck des mächtigen Domes vom Boden seines Innern aus betrachtet ein überwältigender. Vier colossale Säulen von rothem Granit tragen zur Unterstützung des mächtigen Domes bei, deren Schaft am Boden im Umfange 13 Fuß mißt, bei richtigem Verhältnisse zur Höhe. Ich erinnere mich nur, zwei ähnliche Monolithe von Granit rechts und links neben dem Haupteingange innerhalb des Domes zu Mailand gesehen zu haben. Der Baumeister der Suleimanije ließ sie mit Kapitälern aus weißem Marmor versehen; sie tragen nicht wenig dazu bei, das Gefühl des Uebermächtigen, welches den Beschauer in einem so gewaltigen Raume zu befallen pflegt, zu vermehren. In der That scheinen in der Sophienkirche die rings herum laufenden Gallerien, Chöre, Säulen, Gold-Mosaik, sowie die Form des griechischen Kreuzes selbst, gleichsam darauf berechnet, den Eindruck der colossalen Dimensionen herabzustimmen; es finden sich hier der Gegenstände zu viele, welche würdig sind, das Auge zu gleicher Zeit anzuziehen. Wenn die einfache hohe Würde des gewaltigen Baues für das Urtheil vorzugsweise maßgebend sein soll, so würde man der Suleimanije vor der Aja Sophia den Vorrang einräumen müssen. Ich übergehe die große Zahl der Marmorsäulen und bemerke nur noch, daß die erwähnten vier Granitsäulen zu griechischer Zeit Standbilder auf öffentlichen Plätzen trugen. Hiernach schreite ich zu einem andern Gegenstande vor, der wesentlich zur Charakterisirung türkischer Sitten beiträgt. — In der äußeren Umfassungsmauer sind nämlich Mauerzellen angebracht, in welchen die Negerclavinnen größtentheils aufbewahrt werden, die zum Verkaufe hergesendet wurden. Mehrere dieser armen Geschöpfe

kauerten vor diesen Gemächern eines barbarischen Gebrauches, um die freie Luft und Sonne zu genießen; türkische Frauen pflegen sich hierher zu begeben, wenn sie das Bedürfniß empfinden, eine schwarze Dienerin zu besitzen. Diese Sclavinnen werden in der Regel milde und freundlich behandelt; auf den Verdecken der Schiffe sah ich sie öfters das Wort ungleich lauter führen, als die bescheidene Herrin; ebenso rauchte die Sclavin den Tschibuk neben dieser, welche ihn vermied. Jedenfalls ist das Loos eines türkischen Sclaven sehr viel glücklicher, als das eines amerikanischen. Jener wird sogar als ein Mitglied der Familie angesehen und behandelt. — Man führte mich später zu einem anderen ziemlich weitläufigen Gebäude, in welchem gleichfalls schwarze Sclavinnen zum Verkaufe aufbewahrt werden; es liegt der Umfassungsmauer Constantinopels, nach der Landseite zu, näher. Ich wurde hier zuerst in ein Kaffehaus des Erdgeschosses geführt, in welchem ein alter bärtiger Türke sich mit Schachspiel und Tschibuk unterhielt; ihn bezeichnete man mir als den Aufseher der unglücklichen Geschöpfe. Mein Dolmetscher hatte es inzwischen vermittelt, daß mir die Erlaubniß zu Theil wurde, die Sclavengemächer zu besuchen. Wir stiegen eine hohe hölzerne Treppe hinauf, um zu einer Gallerie von schmalen Zimmern zu gelangen, welche drei Seiten eines geräumigen Vierecks umgab; in der Regel wird einer Sclavin ein solches Zimmer überwiesen. Es wurden mehrere Thüren derselben für mich geöffnet, und ich gewahrte dann in der Regel eine dumpf hinbrütende, schwarze, weibliche Figur, in eine Decke gehüllt. Die Inhaberinnen dieser Zellen gehörten wahrscheinlich den niedrigsten Klassen an; sie schienen zu abgespannt, um noch einen lebhaften Blick erheben zu können; sie spielten in jeder Hinsicht eine wahrhaft bemitleidenswerthe Figur. Ein ekelhafter Geruch war über die ganze Gallerie ausgebreitet, dessen Quelle sich in einer Anstalt vorfand, die hier den Namen einer „heimlichen“ gewiß nicht verdiente. — Der Verkauf weißer Sclaven und Sclavinnen darf seit Kurzem öffentlich nicht mehr stattfinden; man weiß aber sehr wohl, daß er versteckt geduldet wird. — Bezeichnend bleibt es jedenfalls, daß man noch heute in der nahen Umgebung einer Hauptmoschee, der Suleimanije, einen Sclavenmarkt duldet.

Die Moschee des Sultans Mohammed II., des Eroberers von Constantinopel, wurde von diesem auf dem Plage der ehemaligen

Kirche der h. Apostel errichtet, welche die Begräbnisse der Kaiser enthielt. Letztere waren jedoch schon von den Lateinern 1204 n. Chr. erbrochen und geplündert worden. Die Moschee soll von dem griechischen Architekten Christodulos erbaut worden sein, ihr Dom erhebt sich vom Grunde bis zum Giebel 87 Ellen hoch. Der Vorhof ist von drei Seiten mit Säulenhallen umgeben; die hiezu verwendeten prachtvollen Säulen zierten ohne Zweifel ehemals die Apostelkirche. Die in der Mitte des Hofes angebrachte Fontäne ist von mächtigen Cypressen umgeben, durch deren eng anschließende Zweige der Luftstrom fast beständig ein Flüstern unterhält, welches geeignet ist, den Besucher dieses Platzes, der außer der Zeit des Gebetes stets einsam und still ist, an den wichtigen Theil der Geschichte zu erinnern, von welcher dieser eng umgränzte Punkt dieser Erde Zeuge war. Die Moschee zeichnet sich vor anderen von mir gesehenen darin aus, daß sie auf drei Seiten fünf Reihen Fenster übereinander besitzt, wobei noch außerdem jede einzelne Kuppel in ihrem Kranze eine besondere Reihe kleinerer Fenster zeigt. Dadurch wird das Innere des mächtigen Gebäudes in hohem Grade hell beleuchtet, wie es mir bei keinem anderen dem Gottesdienste gewidmeten Gebäude vorgekommen ist. So erhält der großartige Anblick des mächtigen inneren Raumes zugleich einen überwiegend freundlichen Charakter.

Die Moschee des Sultan Ahmed I. erregt die Aufmerksamkeit der fremden Besucher gewöhnlich, theils durch ihre ausgezeichnete hohe, dem Meere zugewendete Lage, theils durch die Schätze, die sie enthält, endlich durch den Umstand, daß sie bei großen religiösen Festen vom Sultan und seinem Hofe vielfach benutzt zu werden pflegt. Sie nimmt den nördlichen Theil des alten Hippodrom's ein. Den Mißmuth darüber, daß sie den historisch so merkwürdigen Platz verkümmert, vermindert jedoch der Umstand, daß schon früher zwei Palläste türkischer Großen hier gestanden hatten, die man fortriß, um Raum für die Moschee zu gewinnen. Da der hervorragende Theil dieses Hügel's der Wirkung der Erdbeben besonders ausgesetzt ist, so hat man die mächtige Kuppel etwas niedriger, als gewöhnlich gehalten, unterstützte sie auch durch vier colossale steinerne Säulen an der Außenseite des Gebäudes, die an der Basis 36 Ellen Umfang haben, jedoch aus drei Stücken bestehen. Das Innere des großartigen, 1608 n. Chr. errichteten Bauwerkes macht

durch seine Einfachheit und richtigen Verhältnisse einen wohlthuenden Eindruck.

Die Moschee des Sultan Ejub zieht Fremde gewöhnlich nur durch ihre ausgezeichnete Lage an, durch welche man eine vollständige Uebersicht des goldnen Horn's, sowie der gegenüberliegenden südöstlichen und südlichen Seite von Pera, mit dem Hôtel der englischen Gesandtschaft u. s. w. gewinnt. Sie ist auf den Ruinen der ehemaligen Kirche des heil. Mamas erbaut, die nahe an der äußern Seite der Umfassungsmauer lag. Sie ist die einzige Moschee, welche Christen auch heute noch nicht betreten dürfen, weil sie in ihrem Centrum den Stein enthält, von welchem aus, der türkischen Sage nach, der Prophet seine Himmelfahrt unternommen und auf ihm den Eindruck seines Fußes zurückgelassen haben soll. Hr. v. Grimm genoß, im Gefolge des Großfürsten, das Vorrecht, sie zu besuchen. Er fand auf dem berühmten Steine eine Vertiefung, die an den Huf eines Pferdes erinnerte; das Innere dieser Moschee ist übrigens sehr einfach gehalten. Sie krönt zugleich den Hügel, welchen amphitheatralisch die mit orientalischer Pracht ausgestatteten Gräber der hervorragendsten türkischen Staatsbeamten, Muftis, heiliger Derwische, sowie der Frauen aus hohen Familien einnehmen. Die an diesen zahlreich angebrachten Vergoldungen, die dazwischen angelegten Grab-Kapellen, die das Ganze überragenden zahlreichen hundertjährigen Cypressen, gewähren einen so höchst ungewöhnlichen, zugleich reichen und eleganten Ausblick, daß mit ihm irgend etwas Aehnliches an einem andern Orte der Erde, schwerlich verglichen werden kann. Die mystische Stille, die hier allenthalben herrschte, als ich, kurz vor Sonnenuntergang den Hügel hinanstieg, mag dazu beigetragen haben, ein zauberhaftes Licht über die Scene auszubreiten. Da der Fahrenträger des Propheten, Ejub, während der dritten Belagerung Constantinopels durch die Osmanen hier an der Mauer gefallen sein soll, und sein Grabmal auf dem Vorplatze der Moschee errichtet worden ist, so wurde der heilige Ort ehemals von Janitscharen stets eifersüchtig bewacht, welche auf jeden Ungläubigen, der sich ihm zu nähern wagte, schossen. Diese Strenge ist geschwunden; ich stieg, von meinem Dolmetscher allein begleitet, den Hügel, vom Ufer des goldnen Hornes aus, ungehindert hinan, trat ebenso in die einzelnen Abtheilungen der auffallenderen Monumente ein, um sie genauer zu betrachten, mein Fußtritt wiederhallte

in der abendlichen Stille des abgelegenen Ortes, aber kein menschliches Wesen, welches meinen ernststen Gedankengang hätte stören können, ließ sich blicken.

Da vorschristgemäß alle osmanische Grabstätten unantastbar sein sollen, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß die Todten zuletzt die Lebenden, vorzugsweise auch bei dieser volkreichen Stadt, werden verdrängen müssen, wenn diesen nicht eine wohlthätige Auflockerung jener strengen Sitte zu Hülfe kommen sollte, wie sie hernach im Oktober 1859 thatsächlich eingetreten ist. Bei einem Ritte um die Landseite der alten Umfangsmauer überzeugte ich mich, daß der Boden, soweit das Auge reicht, mit Grabhügeln und Denksteinen bedeckt ist. Die letzteren sind im Laufe der Zeit größtentheils schon umgefallen, Spaziergänger und spielende Kinder schweifen darüber hin, — aber von einer weiteren Störung dieser Ruhestätten darf bis jetzt keine Rede sein. Der einzige Vortheil, den sie den nachfolgenden Generationen geben, kann wohl nur in der lebendigen Vegetation der Tausende von Cypressen liegen, die ohne Zweifel mit jener heiligen Scheu zugleich dahin sinken würden, um die wüste Dede noch zu vermehren, die sich außerhalb der Landthore allenthalben darbietet. So abschreckend erscheint sie, daß sich kein Einwohner versucht fühlt, jenseits dieser Grabstätten Erholung in freier Luft zu suchen; man fährt zu diesem Zwecke gern nach den sogenannten „süßen Wassern“ Asien's und Europa's, — erfrischenden Grasplätzen, erstere an der asiatischen Seite des Bosphorus, letztere an der Nordwest-Seite des inneren Endes des goldnen Horns.

Die Boden-Verhältnisse der vor den Landthoren der Stadt sich ausbreitenden großen Ebene zeigen an der Oberfläche verwitterten Thonschiefer, hier und da von Quarzadern durchsetzt, in denen sich Spuren von Kupfer und Blei vorfinden. Süßwasser-Kalk und Sandsteine kommen hier und da zu Tage. Die Dammerde ist zum Theil mit Sand und Lehm gemengt; unter ihr liegt an manchen Stellen ein Kalktuff, der, frisch gebrochen, so weich ist, daß er sich in Tafeln schneiden läßt, die erst an der Luft erhärten. — Auf jenem Boden fand ich im Herbst zwei weit verbreitete Pflanzen blühend, die sich gleichsam die Herrschaft streitig machen. Das am Boden hinkriechende stachelige *Poterium spinosum* überwiegt; nächstdem bringt *Erica verticillata* wenigstens den Nutzen, in großer Menge zum Kalfatern der Schiffe zu dienen, auch wohl der Haupt-

stadt Besen zu liefern. *Echium violaceum* und *plantagineum* blühten dazwischen noch dürftig. Die Schaaf, welche ich dort weiden sah, bewiesen durch ihr kümmerliches Ansehen, wie sehr sie unter der spärlichen Nahrung litten. — Die Orientalen besitzen ein zoologisches Wörterbuch, dessen Verfasser der 1403 verstorbene *Do-mairi* ist, welchen man auch den arabischen Büffon genannt hat.

Die griechischen Kirchen des heutigen Constantinopels sind des alten Glanzes in so hohem Grade entkleidet, daß sie nur die fremden Besucher anziehen, welche den verschiedenen Formen des christlichen Cultus specielles Interesse zuwenden. Bleibt ihnen doch das feierliche Geläute der Glocken bis heute unterjagt, obgleich diesem rechtlich nichts mehr entgegen steht, sobald der *Hatti-Himayum* in volle Kraft treten würde. Ich begnügte mich deshalb damit, eine dieser Kirchen zu besuchen, die sowohl durch ihre Geschichte, als durch ihre vortheilhafte Lage Aufmerksamkeit erheischt. Dies ist die Kirche „unserer lieben Frau vom Quells“, die zur Kaiserzeit, dem Range nach, als die Dritte betrachtet wurde. Sie liegt außerhalb der Mauern der Stadt, nahe vor dem jetzt vermauerten goldnen Thore, unsern des Meeres. In ihrer Umgebung erheben sich Bäume über griechischen Grabstätten, und der Raum zwischen ihr und der nahen Stadtmauer ist mit Gemüsegärten gefüllt. Diese Lage macht sie an Sonn- und Festtagen noch gegenwärtig, besonders Nachmittags, zum Zielpunkte der Wanderungen griechischer Familien. Schon als Kaiser *Justinian* an diesem Orte die erste Kirche, bald nach der *Sophienkirche*, erbaut hatte, hieß sie die Kirche zum Spaziergange. Die letztere Bedeutung hat sich bis heute, ungeachtet aller Wechselfälle der Jahrhunderte, erhalten, — ein abermaliger Beweis für die hohe Wichtigkeit der Wahl des Ortes für öffentliche Gebäude, die in unserer Zeit oft genug nicht genügend gewürdigt wird. So ist es geschehen, daß, als der *Bulgaren-Fürst Simeon* i. J. 929 bis Constantinopel vorgeedrungen war und diese Kirche verbrannt hatte, sie so schnell aus der Asche wieder erstand, daß, nach erfolgtem Friedensschlusse die Verbindung des *Bulgaren-Fürsten* mit der Tochter des Kaisers in ihr gefeiert werden konnte. Der jüngsten Zerstörung unterlag sie durch die Volkswuth der Türken, als das gegenwärtige Königreich Griechenland sich von der Türkei losriß. — Bald nach ihrer ersten Errichtung gerieth ein innerhalb ihrer Umfassungsmauer liegender Quell, in welchem man damals Goldfische

aufbewahrte, in den Geruch der Heiligkeit, den er bis jetzt bewahrt hat. Kein gläubiger Grieche verläßt den Ort, ohne an ihm sein Gebet verrichtet, und auf der bereit stehenden Schüssel eine Opfergabe dargebracht zu haben. Eine schmale steinerne Treppe führt zu der etwas tief liegenden Quelle hinab; doch nur die Priester haben den Zutritt bis zu diesem selbst. Ich gewahrte von dem Geländer der Treppe aus eine Anzahl munter umherschwimmender, dunkler Fische, wahrscheinlich gewöhnliche Forellen. Die dunkle Farbe derselben leitet indessen die Mythe von einem Wunder ab. Sie sagt, daß, als Mohammed II. durch die Bresche in die Stadt drang, ein Priester hier beschäftigt gewesen sei, Fische zu braten. Als ihm hierbei verkündigt wurde, daß die Türken in diesem Augenblicke in die Stadt eindringen, erwiederte er ungläubig: so wenig, als seine halbgebratenen Fische in den Quell springen möchten, eben so wenig würden die Türken die Stadt einnehmen. Aber die halbgebratenen Fische sprangen urplötzlich aus der Pfanne in den Quell. Seit diesem Tage sei das rothe Gold von der Rückenseite der Fische verschwunden. — Bei dem Eintritte in die Kirche selbst überzeugt man sich bald, daß es mit dem Verschwinden des Goldes aus ihr allerdings seine Richtigkeit habe; doch fand ich das Gewölbe der Kirche durch Marmorsäulen gestützt, die in zwei Reihen aufgestellt sind, so daß neben dem mittleren Hauptschiffe zwei schmale Nebenschiffe vorhanden sind. Das nach Westen gelegene Allerheiligste erscheint durch eine Scheidewand von den Schiffen getrennt, die mit einer langen Reihe bunter Heiligenbilder besetzt ist, welche an künstlerischem Werth nicht viel über denen stehen, die man auf unseren Jahrmärkten dem Volke feil bietet. Ein Priester machte mich jedoch auf zwei von dem Kaiser Nikolaus hierher geschenkte Bilder aufmerksam, die an der südlichen Seitenwand aufgehängt sind. Das Eine derselben ist ein guter Kupferstich der Madonna, das andere aber ein werthloses Delbild. — Nahe an der Südseite der Kirche findet sich ein kleiner mit Mauern umfaßter Begräbnißplatz vor, auf welchem marmorne Leichensteine liegen, die, mit griechischen Inschriften versehen, die Gebeine von Mitgliedern der moldo-walachischen Fürsten-Familie, oder der russischen Gesandtschaft decken. Eine nach derselben Seite hin gerichtete Vorhalle der Kirche beherbergt eine Anzahl Heiligen-Bilder des niedrigsten Geschmacks. Heiterer und anmuthiger erschien mir die bunte Volksmenge, welche

(es war Sonntags), auf den Feichensteinen der nahen Umgebung lagernd, Erfrischungen zu sich nahm. Einige Türken in Uniform schienen die Stelle von Polizei-Dienern zu vertreten.

Die armenische Kirche, welche auf Kosten der Gemeinde im Anfange dieses Jahrhunderts neu aufgeführt wurde, verdient wegen der Eigenthümlichkeit ihrer innern Einrichtung, die dem darin zu feiernden Cultus entspricht, nähere Aufmerksamkeit. Die Altäre, an welchen das Messopfer durch die hin- und herwandelnden Priester verrichtet wird, befinden sich auf einer Art Emporkirche oder Tribüne, so daß die andächtige Gemeinde das Antlitz zu ihnen in die Höhe richten muß. Männer und Frauen bleiben hier getrennt. Der Gottesdienst findet mit Anbruch des Tages statt.

Tanzende Derwische. — Der bis zu den ältesten Zeiten hinaufsteigende Gebrauch, die Gottheit tanzend, oder unter eigenthümlichen Drehungen und Wendungen des Körpers zu verehren, findet bei den Osmanen durch die tanzenden, oder Mewlewie-Derwische ihren Ausdruck. Diese letzteren sind wohl kaum der Aufmerksamkeit irgend eines Reisenden entgangen; immer aber ist der Eindruck, welchen ihre Ceremonieen veranlassen, von der Individualität des Besuchenden in hohem Grade abhängig; daher ich mir nicht versagen kann, über das zu berichten, was mir bei diesem höchst eigenthümlichen Ritus aufgefallen ist. Man hatte mir am 25. September mitgetheilt, daß Nachmittags um 2 Uhr die Derwische eines Klosters zu Scutari tanzen würden. Demnach befand ich mich schon vor dieser Zeit an Ort und Stelle. Das Kloster liegt auf einer etwas erhabenen Stelle der amphitheatralisch ansteigenden Stadt. Durch das Thor einer hohen Umfassungsmauer gelangte ich mit meinem Dolmetscher zunächst in einen schmalen Hof und wurde sogleich ohne irgend eine Weiterung in das Kloster selbst eingeführt. Am Fuße der hölzernen Treppe mußten die Stiefeln abgelegt werden, worauf sodann der Eintritt in den oberhalb der Treppe gelegenen Saal der Ceremonie gestattet war. Dieser viereckige Raum erschien nur von mäßigem Umfange und erhielt sein Tageslicht durch einige Fenster der dem Hofe und der Straße zugewendeten Wand. In der Mitte dieser Wand, zwischen den Fenstern, erhob sich eine niedrige hölzerne Estrade, auf welcher zwei ältere Derwische standen, die sich vor den übrigen durch schwarze Talare, die bis in die Nähe der Knöchel hinab-

reichten und durch einen kreisförmigen Bund um die spitze Pelzmütze auszeichneten, also augenscheinlich die Oberpriester darstellten. Einer derselben schien 70 Jahre alt zu sein, und ihm wurde besonders ausgezeichnete Verehrung erwiesen. An die beiden Seiten dieser Estrade schloß sich eine kreisförmige hölzerne Gallerie an, welche einen inneren Kreis in dem Saale darstellte; ihr Geländer war indessen so niedrig, daß sie keine Bewegung der in dem Kreise gegenwärtigen Personen verbergen konnte, — sie diente also offenbar nur, die Zuschauer von den Mönchen selbst abzugrenzen. Die anwesenden Gläubigen kauerten an den Wänden herum auf ihren Fersen; den Christen war es gestattet, auf dem Boden zu sitzen; Stühle oder Bänke fanden sich nirgends. Ein kleiner, hölzerner Balkon erregte noch meine Aufmerksamkeit, der der erwähnten Estrade gegenüber, oberhalb der Eingangsthüre lag; er diente einigen Musikern zum Aufenthalte. — Die Ceremonie begann damit, daß acht Derwische eintraten, um in den inneren Kreisen, langsam vorschreitend, sich herum zu bewegen, indem sie mit auf der Brust gekreuzten Armen, so oft sie vor den Oberpriestern anlangten, sich tief verneigten, wobei jedoch jedesmal zwei derselben eine solche Stellung einnahmen, daß sie während der Neigung ihre Gesichter einander zuwendeten. Mehrere dergleichen Umgänge folgten aufeinander mit denselben Verneigungen. Hierauf setzten sich die acht Derwische im Inneren des Kreises auf die Fersen nieder, worauf die Musik begann. Diese wurde auf drei Instrumenten hervorgebracht, einer kleinen Oboe mit näselndem Tone, einer Art Terz-Flöte und einer kleinen Pauke. Diese drei Instrumente ließen sich in der angegebenen Reihenfolge, erst im Solo, dann vereinigt, hören. Ihre durchaus unmelodischen und unharmnischen Töne hatten eine Zeitlang meine Ohren zerrissen, als zuerst einer der Derwische in den Kreis trat, die beiden Arme horizontal und dann schräg rechts und links neben dem Kopfe in die Höhe streckte und hiernach begann, sich langsam um seine Achse zu drehen; ihm folgte allmählig ein zweiter, ein dritter u. s. w., bis ihrer acht waren. Diese verbanden nun mit der Achsendrehung ihres eigenen Körpers zugleich eine Kreisbewegung an der inneren Seite der Gallerie herum, indem Einer den Anderen in angemessener Entfernung folgte. Diese Drehungen behielten stets ein gewisses anständiges Maß und steigerten sich nie durch schnellere Schwenkungen bis zur Berückung, wie dies von einem andern Orden jener Der-

wische geschieht. Sie trugen bis zu den Füßen hinabreichende, die Knöchel deckende Talare, theils von dunkelgrüner, theils von dunkelblauer, theils von weißer Farbe. Zwei von ihnen schienen noch sehr jung zu sein; einer derselben, etwa 18 Jahre alt, trug den Ausdruck des Leidens im Gesichte und lehnte den Kopf bei seinen Drehungen stets an den rechten Arm. Die Neigung zum Schwindel schienen Alle durch stete Uebung überwunden zu haben. Ein älterer Derwisch in schwarzem Talar blieb in der Mitte des Kreises stehen; er gab das Signal zum Anfangen und Aufhören. Sie mochten auf diese Weise den großen Kreis tanzend fünf bis sechs Mal umschrieben haben, als auch die beiden Oberpriester von der Estrade in den inneren Kreis traten, um sich hier um ihre Achse zu drehen. Ihre kürzeren Talare deckten jedoch die nackten Füße nicht, und ließen daher die Bewegungen dieser sehr ungraziös erscheinen. Da alle diese Bewegungen nicht übermäßig schnell ausgeführt wurden, so kamen die Tanzenden nicht außer Athem, auch schienen sie nicht besonders erhitzt zu werden. Nach einiger Zeit hörte die Ceremonie und Musik auf, die Derwische zogen sich an die Wand der Gallerie zurück und der im schwarzen Talar, welcher vorher die Aufsicht geführt hatte, hielt jetzt eine Rede in türkischer Sprache an die Versammlung, die mit großer Aufmerksamkeit und Stille angehört wurde. Die Würde, welche der Redende seinen Worten zu geben wußte, machte selbst auf mich, der ich sie nicht verstand, eine wohlthuende Wirkung. Nach ihrer Beendigung trennte sich die Versammlung. Es ist Gebrauch, daß Fremde am Ausgange ein Geldgeschenk zurücklassen. — In den verschiedenen Klöstern desselben Ordens scheinen Verschiedenheiten hinsichtlich jener Ceremonieen obzuwalten. Hr. v. Grimm*) wohnte den letzteren in einem Kloster zu Pera bei, welches, seiner bequemeren Lage wegen, christliche Besucher weit häufiger anzieht. Die von ihm mitgetheilten Beobachtungen weichen von den meinigen in mehreren Punkten ab. Doch ist zu bemerken, daß die Türken selbst die Klöster von Scutari höher, als die von Constantinopel stellen.

Es giebt bekanntlich türkische Mönchsorden, deren Mitglieder den oben bezeichneten Tanz so weit treiben, daß er sich zuletzt in einne Art wilder Raserei auflöst, in welcher die Erschöpften endlich

*) A. a. O. Th. II. S. 189.

zu Boden sinken. Andere begleiten ihre Ceremonieen mit einem heulenden, weithin schallenden Geschrei. Hr. v. Hammer*) benachrichtigt uns, daß einst ein solcher Mewlewî-*Derwisch* zu Constantinopel sich in der Extase höchster Begeisterung vom Rednerstuhle herab auf die Köpfe seiner Zuhörer geworfen habe, um dann unten noch das Rad eines mystischen Tanzes zu schlagen. Ich habe mich niemals bewogen gefühlt, diese Auswüchse einer verbrannten Phantasie aufzusuchen. — Wenn aber ein Urtheil über den Tanz, welcher zur Verherrlichung religiöser Ceremonieen dienen soll, im Allgemeinen verlangt würde, so dürften große Schwierigkeiten damit verbunden sein, es gerecht und billig abzuwägen, ohne vorgefaßten Meinungen Einfluß zu gestatten. Es möchte hierzu erforderlich sein, sich ganz auf die Culturstufe des Volkes zu stellen, für welches sie berechnet sind, auch der ungleich leichter anzuregenden und zu steigenden Einbildungskraft der Orientalen ein gewisses Recht eingeräumt werden müssen. — Wenn die heutigen Westeuropäer den König David vor der Bundeslade tanzen sehen sollten, so würden sie ein mitleidiges Lächeln und Achselzucken schwerlich verbergen können; gewiß würden sie in solchem Tanze mindestens einen Verstoß gegen die königliche Würde erblicken. Das Volk David's urtheilte ohne Zweifel entgegengesetzt. Es wird kaum nöthig sein, an manche Arten des Tempelgottesdienstes, wie sie noch während des klassischen Zeitalters der Griechen stattfanden, an Bachanten-Züge u. s. w. zu erinnern. — So kann ich denn jenen Schriftstellern nicht beistimmen, die den decenten Tanz eines fast nur für die niedrigere Sinneswelt lebenden Volkes bei seinen religiösen Darstellungen rückfichtslos verdammen und lächerlich finden. So berechtigt ein solches wegwerfendes Urtheil erscheinen würde, wenn man daran denken wollte, eine ähnliche Ceremonie irgend einem christlichen Cultus jemals anzuhängen, eben so milde sollte man auf der andern Seite sich gestimmt fühlen, wo es sich um ein Urtheil über Menschen handelt, in deren Anschauungen sich zu versetzen, mit Erfolg kaum möglich sein dürfte. Milde Urtheil wird gerade in Constantinopel besonders am rechten Orte sein, wo, als die Barbaren sich bereits zum letzten Sturme rüsteten, eine christliche Synode in der Sophienkirche sich eifrig mit der Frage beschäftigte, wie religiös

*) Constantinopolis und der Bosporos. Th. II. Pesth, 1822. S. 205.

Verzückte die Flamme ihrer Erleuchtung aus dem Nabel hervorschlagen sehen könnten. Zur Erläuterung füge ich noch zwei Wahrnehmungen hinzu, die als bezeichnend angesehen werden dürfen. Erstens, die etwas höher gebildeten Türken der heutigen Zeit verschmähen den Cultus der tanzenden Derwische vollständig; kaum zwanzig Individuen der niedern Klassen, der nächsten Umgebung des Klosters angehörig, wie es schien, nahmen mit mir zugleich an der Darstellung Theil. Zweitens, in einer hochgebildeten westeuropäischen Familie zu Pera setzte mich ein auf langjährige Beobachtung gegründetes, anerkennendes Urtheil in Erstaunen, welches sich von dem Tanze selbst bis auf die Musik erstreckte, als ich diese mit den ersten Versuchen unserer kleinen Kinder auf kreisenden Instrumenten verglichen hatte. — Sollte der Hatti-Hümajun in irgend einer fernern Zeit zur vollständigen Ausführung kommen, so würde jener mönchische Cultus ohne Zweifel von selbst versinken.

Freitags-Andacht des Sultans. — Zweimal nahm ich Gelegenheit, den feierlichen Zug des Sultans Abdul-Medschid nach der Moschee zum Gebete zu sehen. Das erste Mal geschah das Gebet in der Moschee, welche der gegenwärtige Großherr unfern seines neuen Pallastes, hart am europäischen Ufer des Bosporus erbauet hat. Der Zug bewegte sich hier zu Pferde aus dem südlichen Seitenthore des Pallastes bis an das große Portal der Moschee. Der Sultan war von seinen Großwürdenträgern gefolgt. Er selbst saß merklich gebückt zu Pferde; die Gesichtsfarbe erdfahl, etwas gebräunt; der schwarze Bart nicht stark; die edlen Gesichtszüge haben den Ausdruck des Wohlwollens, aber auch zugleich der Abspannung und des Gedrücktheits. Der orientalische Gebrauch erlaubt nicht, daß der Sultan mit der Hand grüßend danke; er erwiedert die ihm dargebrachten Grüße durch eine leichte Bewegung des Kopfes und ein starkes Aufwärtsziehen der schwarzen Augenbrauen, mit welchem zugleich der Blick sich freundlich belebt. Er trug die militärische Uniform der Generale mit einer Stickerei von Juwelen am Kragen, die sich auch bis auf den oberen Theil des Rückens hinab erstreckt. Den Kopf deckt der einfache rothe Fes. Das edle arabische Pferd war luxuriös aufgezäumt. In seinem Gefolge fiel mir zunächst der Serdar Dmer Pascha auf, eine kräftige, ziemlich hohe soldatische Figur mit ausdrucksvollem, stark gebräuntem Gesichte, im höheren Mannesalter; eigenthümlich ist es, daß sein Backenbart

auf der einen Seite weiß geworden ist. Die folgenden Minister und Pascha's zeigten ebenfalls meistens hervorragende Figuren; nur der Sohn des Deh's von Egypten, der Schwiegerjohn des Sultans, trat durch eine unbedeutende Persönlichkeit zu seinem Nachtheile zurück.

— Die zahlreichen Zuschauer wurden nicht gehindert, bis nahe an den Zug heran zu treten; von militärischen Spalieren mit starrenden Bajonetten war hier nichts zu sehen. Auch zeigten die Individuen der niederen Klassen ein rücksichtsvolleres Benehmen, als wir es bei uns, unter ähnlichen Umständen, zu sehen gewohnt sind.

— Das Unpassende des Mangels eines Schirmes an der militärischen Kopfbedeckung der Türken zeigte sich bei diesem Zuge in seinem ganzen nachtheiligen Umfange. Da sich dieser Zug nämlich um die Mittagsstunde in der Richtung nach Süden bewegte, so fielen die brennenden Sonnenstrahlen so quälend auf die Augen, daß die Lider und die Brauen möglichst eng zusammengezogen werden mußten, um jene zu schützen. Man sagte mir, daß bei der neuen Uniformirung der türkischen Armee unter Mahmud die hohe Geistlichkeit ein Veto eingelegt habe gegen die Schirme, weil der Gläubige während des Gebetes den Boden mit der Stirn berühren soll, was der Schirm behindern würde. Man sollte erwägen, daß ein solcher Schirm sich für bestimmte Gelegenheiten aufklappen läßt. Ein Uebelstand der Art ist bei der brennenden Sonne des Orients von doppelter Wichtigkeit. Da der Turban dem Fes fast allenthalben gewichen ist, so verbreitet sich jener Nachtheil für die Augen auf alle Volksklassen; sehr oft habe ich meine Barkenführer bedauert, die durch das Zurückstrahlen der Sonne von der Oberfläche des Wassers doppelt leiden müssen. Die Mode scheint auch im Orient auf Kosten der Gesundheit allmächtig zu sein.

Ein anderes Mal wohnte ich dem festlichen Zuge des Sultans nach der Moschee der Prinzen, Schehsadegan dschamissi, die im Volke Feni-dschami heißt, bei, die nahe am Ufer des Meeres, unfern des östlichen Endes der vordersten Brücke über das goldene Horn liegt. In diesem Falle fuhr der Großherr in der kaiserlichen Gondel von seinem Pallaste am Bosphorus aus nach Constantinopel hinüber, der eine Anzahl kleiner Barken folgte. Das kaiserliche Fahrzeug wird von zwölf Rudern in Bewegung gesetzt; den Würdenträgern sind deren nur sechs erlaubt, und dies gilt auch für die fremden Gesandten, welche sich dieser Etiquette fügen müssen,

obgleich bei ruhigem Meere ein kräftiger Mann zur Führung der Barke genügt. — Der kaiserliche Festzug bot, da der Himmel heiter war, auf dem Meere ein glänzendes Schauspiel dar. Die große kaiserliche Gondel, zum Theil vergoldet, mit einem bunt gestreiften Zelte versehen, reich bewimpelt, von weiß gekleideten Matrosen geführt, nahm sich höchst stattlich aus. Die nachfolgenden kleineren Fahrzeuge dienten dazu, den Glanz des an der Spitze einherziehenden noch mehr zu erheben. — Obgleich die Moschee in kürzester Entfernung vom Landungspunkte lag, so bestiegen doch der Sultan, sowie die seiner am Ufer harrenden Großbeamten die hier bereit stehenden Pferde sogleich nach dem Anlanden. Bei der vorwaltenden Beschränktheit des Ortes waren hier auch Soldaten zur Abwehrung der Menge aufgestellt. Die Gesichtszüge des Sultans zeigten heute mehr Ausdruck und Lebendigkeit, als bei der früheren ähnlichen Gelegenheit; er scheint übrigens ungleich älter zu sein als er wirklich ist, wozu der tiefe Einschnitt der Züge und die Falten der Stirn wesentlich beitragen. Auch ist das Benehmen einiger europäischen Mächte gegen die Türkei nicht eben geeignet, die letzteren zu glätten. Die beiden Schwäger des Sultans folgten ihm zunächst; unter ihnen imponirte besonders Mehemmed-Ali, ein stattlicher, schöner Mann.

Zur rechten Seite der oben erwähnten Moschee befindet sich ein Brunnenhaus, welches sich durch seinen ansehnlichen Umfang vor den vielen andern auszeichnet, die man in der Stadt neben den Moscheen sieht. Die hohen Fensteröffnungen seiner Seitenwände sind durch eng geflochtene metallene Gitter verschlossen, welche an ihrem unteren Ende halbkreisförmige Ausschnitte besitzen, in welchen die oben schon erwähnten Trinkgefäße stehen, die in diesem volkreichen Theile der Stadt fleißig benutzt werden. Das eleganteste dieser Brunnenhäuser befindet sich in der Nähe der Sophienkirche auf einem freien Platze. Das Flechtwerk seiner Metallgitter ist besonders künstlich. Ihr grüner Anstrich und die vergoldeten Buchstaben der Koran-Sprüche, welche um den Giebel herumlaufen, schienen mir fast neu zu sein, oder deuten jedenfalls auf sorgfältige Unterhaltung.

Die Mauern und Thore von Constantinopel. — In der Nähe der Moschee Sultan Mohammed II. befindet sich der große Pferdemarkt der Stadt, auf welchem man, als ich dort anlangte

eine Auction von Pferden hielt, die der Form nach, ganz mit den bei uns üblichen Gebräuchen begleitet war. Das vorgeführte Thier wurde von den Kauflustigen genau untersucht, und dann dem Meistbietenden durch einen öffentlichen Ausrufer zugeschlagen. Auffallend erschien mir dagegen der ausgedehnte Gebrauch, den ich hier vom Pferdemiste machen sah. Man war beschäftigt, ihn in dünnen Schichten auf dem Boden an der Sonne auszubreiten. Auf meine Frage, wozu man den so ausgedörrten Dünger brauchen wolle, erhielt ich zur Antwort, daß er allein die Streu der Pferde abgeben müsse, da das Stroh zu theuer, oder auch nicht zu haben sei. Auf diesem Platze miethete ich nun durch meinen Dolmetscher zwei Pferde, um die Mauern von Constantinopel auf ihrer Landseite zu umreiten. Der Vermiether bewies uns soviel Vertrauen, daß er uns die Pferde für eine bestimmte Anzahl von Stunden ohne Begleitung überließ, um sie dann an einem fernen Punkte in Pera wieder zu übernehmen, wobei die Zahlung erst an letzterem Orte geschah.

— Wir ritten von hier aus zunächst durch das Thor von Adrianopel, Edrene = Kapussi der Türken, Thor der Polhandrül der Griechen, vor welchem sich noch eine mäßige Anzahl von Häusern befindet, unter denen verschiedene Cafés. Dieses wichtige Thor wird rechts und links durch zwei runde Thürme flankirt, von denen der eine in ziemlich gutem Zustande, der andere aber vollkommen unfähig zu irgend einer Vertheidigung erschien. Bald darauf fand ich die ganze Mauer so höchst vernachlässigt, daß von ihrer Seite her Widerstand ziemlich nutzlos gewesen sein würde, wenn der jüngst beendigte Krieg eine feindliche Macht hierher geführt hätte. Tiefe Risse, wahrrscheinlich von früheren gewaltigen Erdbeben herrührend, die 1592 und 1718 notorisch Aehnliches bewirkten, spalten sie an vielen Orten. Grüner Epheu umrankt sie häufig höchst malerisch; aus dem Gemäuer hervorgewachsene Bäume bekunden durch ihre Höhe und die Ausdehnung ihrer Zweige, daß man ihrem Wachsthum seit langen Jahren kein Hinderniß entgegen setzte. Dieser ruinenartige Zustand gewährt freilich den Mauern für einen Dichter oder Künstler ungleich mehr Interesse, als irgend einem Ingenieur, und darum fand sie wahrscheinlich auch Hr. de Lamartine*) bewundernswürdig, und nennt sie nach denen des

*) Voyage en Orient. T. III. Bruxelles, 1838. pag. 316.

Parthénon und von Balbet die am meisten majestätischen. Wie kostspielig übrigens eine den Ansprüchen der Fortifikation entsprechende Ausbesserung sein würde, mag man daraus ermessen, daß der Umfang von Constantinopel $1\frac{3}{4}$ deutsche Meilen beträgt, und 28 Thore den Eingang gewähren sollen. Mit nüchternen Augen angesehen weichen sie schon ansehnlich hinter den ungleich besser erhaltenen und mächtigeren Mauern von Nicäa zurück. Hierbei ist freilich gar nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Geschichtsforscher, der die 24 Belagerungen an seinem inneren Sinne vorüberziehen läßt, welche vor diesen Mauern getobt haben, sie für wichtiger hält, als alle übrigen Mauern in der Welt.

Wenn man sich von dem erwähnten Thore außerhalb der Mauern links dem Meere zuwendet, so bedient man sich dazu einer ehemals regelmäßig gepflastert gewesenen Straße, deren Verfall jedoch dem heutigen Zustande des Staats vollständig anpaßt. Nach Allem, was mir von türkischen Straßen zu Augen gekommen ist, kam sie nur altgriechischen Ursprungs gewesen sein. Wahrscheinlich rührt sie noch vom Kaiser Justinian her; sie war es, auf welcher in der Blüthezeit des oströmischen Reiches die Triumphzüge der Kaiser den Weg nach dem goldnen Thore nahmen. — Besondere Aufmerksamkeit fordert aber das nächstfolgende Thor, welches heute Topkapussi heißt, das alte Thor des h. Romanus, auf welchem der letzte Constantin, der Paläologe, tapfer fechtend, mit dem morschen Kaiserreiche zugleich fiel. Die heutigen Türken hätten wohl Ursache, diesen für ihre Geschichte so ruhmvollen Punkt dankbar in festem Zustande zu erhalten; nichts was irgend einer besonderen Sorgfalt ähnlich sähe, wird man jedoch hier gewahr. Es würde keiner centnerschweren Steinkugeln bedürfen, wie sie Mohammed's II. große Kanone geschleudert haben soll, die ein Deutscher geschmiedet hatte, um diese bauwürdigen Mauern zu erschüttern. — Aehnlich verhält es sich mit den noch offenen seewärts folgenden Landthoren. Das den Griechen höchst wichtige „Goldene Thor“, — war schon zwei Jahrhunderte vor der Eroberung durch die Türken, von den letzten schwachen griechischen Herrschern vermauert worden, weil sie stets das Eindringen der Barbaren fürchteten. Die Türken haben es mit in die Umfassungsmauer ihrer festen Citadelle, der sogenannten „sieben Thürme“, hinein gezogen. Vergebens sucht also das Auge jetzt das Thor, durch welches Theo-

dosius der Jüngere seinen Triumph-Einzug, auf einem von vier Elephanten gezogenen Siegeswagen hielt, vergebens die heidnische Siegesgöttin, welche das christliche Kreuz über dem Thore hielt, vergebens auch die Statuen des Theodosius d. Gr. und des Jüngeren, vergebens endlich die goldenen Inschriften. Kreuz und Statuen waren schon früh durch Erdbeben herunter geworfen worden. Verschmachtet wird die goldene Erinnerung durch die rauhe Wirklichkeit der nahen sieben Thürme, deren colossale Mauern von da ab den ganzen Raum bis zu dem Meere ausfüllen. Sie stellen das festeste Bauwerk dar, welches aus türkischen Händen auf griechischen Fundamenten hervorgegangen ist. Ich konnte mich nicht enthalten, über die mächtigen Bausteine, welche nahe am Ufer im Meere zerstreut herum liegen, so weit hinauszusteigen, als es das ruhige Wasser erlaubte. Wer diese starken Mauern, von der See-seite her, aus der Nähe betrachtet hat, wird sich nicht verhehlen können, daß sie ganz dazu gemacht sind, den Belagerten eine letzte sichere Zuflucht für längere Zeit zu gewähren, wenn Constantinopel die Bestimmung hätte, dereinst eine fünf- und zwanzigste Belagerung zu erleben. Die hohen Thürme sind nämlich ganz aus soliden Werkstücken errichtet, die sich in abgerissenen griechischen Bauwerken aller Art zur Genüge vorgefunden haben mögen. Hier und da schaut ein weißer Marmorblock hervor als Reminiscenz an ehemalige Statuen oder Altäre. Auch ruhen diese Bauten auf Felsen- grund, den schon Justinian hatte sprengen lassen, als ein gewaltiger Eisgang im Meere den dortigen Mauern verderblich gewesen war. Wer die inneren Einrichtungen der sieben Thürme kennen zu lernen wünscht, mag darüber Hrn. Bouqueville nachlesen, welcher mit dem französischen Gesandten Ruffin 25 Monate darin gefangen saß. — Scheint es doch, als hätten die Osmanen ihre gesammte Baukraft für die Befestigungen dieser Thürme erschöpft und sich deshalb der Unterhaltung der Ringmauern der Stadt überhoben gefühlt, deren Umfang, als Murad IV. sie im Jahre 1636 ausbessern ließ, zu 19,280 Ellen bemessen worden war. Ihre letzte Herstellung geschah unter Ahmed III. in den Jahren 1721—1723. Seitdem scheinen sie vergessen dazuliegen, und in dem Gemäuer der nach innen offenen viereckigen Thürme hausen Eulen und Geyer ungestört, um kreischend über geschehenes Unrecht sich zu beklagen, wenn irgend ein Steinwurf sie aufschreckte.

Auf meinem Rückwege längs der Außenseite der Mauer, ritt ich vor dem Thore von Adrianopel vorüber, um das weiter westlich gelegene Landthor Egri-Kapu, das krumme Thor, zu sehen, welches die Griechen das charsische, nach seinem Erbauer, dem Präfecten Charfas, genannt hatten. Es scheint sich etwas besser erhalten zu haben, als die übrigen. Das Thor Haivan-Serat Kapussi, die Hylloporta der Griechen, befindet sich in der Richtung gegen den Fanar und das goldene Horn, von welchem her die ersten Türken durch einen unterirdischen Gang in die Stadt eingedrungen sein sollen, um den Vertheidigern der Mauern in den Rücken zu kommen. — Die genauere Betrachtung dieser Befestigungs-Mauern läßt keinen Zweifel übrig, daß sie aus verschiedenen Zeiten her verschiedenen Vertheidigungs-Systemen angehören. Wenn die Geschichte berichtet, daß schon die ältesten griechischen Mauern zwischen zwei festen Thürmen convex-concav, mit der Concavität zweckmäßig nach außen gerichtet, gewesen seien, so ist davon heute keine Spur mehr vorhanden; sie verfolgen sämmtlich die gerade Richtung, wo nicht etwa die Krümmung des Terrains es anders gebot. Das Majestätische, welches poetische Besucher in ihm gefunden haben, mag der etwas erhabenen Lage zuzuschreiben sein, die davon herrührt, daß man die Hauptmauer auf einem Erdwalle errichtete. Die Mauerhöhe selbst ist nicht ausgezeichnet. Alle Beschreiber dieser Befestigungen sprechen von drei Mauer-Linien; ich habe aber an einigen Orten deutlich die Spuren von vier solcher Linien gesehen. Außerhalb der Haupt-Mauer und ihrer theils viereckigen theils halbrunden Thürme verläuft auf etwas niedrigerem Boden eine zweite, von viereckigen nach Innen offenen Thürmen flankirte Mauer, die etwa zehn bis zwölf Fuß hoch ist; sie soll von Apopankus im Jahre 1344 erbaut worden sein. Tiefer noch, unmittelbar an dem inneren Rande des tiefen Grabens, läuft eine kaum manns hohe, vielfach eingeschnittene Mauer ohne Thürme, die offenbar der Hand-Vertheidigung gegen den über den Graben vordringenden Feind bestimmt ist. Endlich finden sich noch außerhalb des Grabens Reste einer Mauer, die jedoch weithin zerstört ist; sie hat wahrscheinlich zur Vertheidigung des Grabens selbst dienen sollen. — Der an manchen Stellen noch ansehnlich tiefe und breite Graben wurde von Leo Bardas, ursprünglich zum Schutze gegen die Angriffe der Bulgaren angelegt. Er ist

gegenwärtig allenthalben trocken, und dient zu Gemüse- und Frucht-Gärten, die jedoch ziemlich verwildert aussehen. — Die bereits erwähnten verticalen Mauerrisse gewähren bequeme Gelegenheit, die verschiedenen Formen der Construction, die auf einander gefolgt sind, genauer zu betrachten. Man überzeugt sich leicht, daß die solidere, ebenmäßigere Grundlage allenthalben griechischer Abkunft ist, woraus sich denn die Angabe der Türken, daß Mohammed II. nach der Eroberung die Mauern von Grund auf neu gebaut habe, als eitle Prahlerei ergibt. Daß übrigens die Erdbeben speciell für Constantinopel stets eine zerstörende Rolle gespielt haben, beweist die Geschichte dieser Mauern ausführlich. Von ihrer Vollendung, am 12. Mai 317 n. Chr. an, befahl Constantin I. das Geburtsfest des neuen Rom an jenem Tage alljährlich zu feiern. Doch schon unter Theodosius dem Jüngeren, im Jahre 413, stürzte ein gewaltiges Erdbeben diese Mauern um. Constantinus Chrus, der Präsekt, leitete ihren Neubau so energisch, daß er schon nach zwei Monaten vollendet dastand. Als 1718 durch ein heftiges Erdbeben nicht nur das Thor von Adrianopel, sondern auch die riesigen Mauern der sieben Thürme zusammenbrachen, betrachteten die Türken diese Zerstörung als eine Strafe Gottes für den unrühmlich abgeschlossenen Frieden von Passarowitz. Immer noch ragt die Mauer auch heute bedeutend genug in die Höhe, um dem an ihrer Außenseite Wandernden die Stadt, mit Ausnahme einiger Kuppeln von Moscheen und von spitzen Minarets, vollständig zu verdecken. — Nahe an ihrem westlichen Ende, an welchem sie von der Höhe zu dem Juden-Viertel und dem goldnen Horn sich hinabwendet, erstiegen wir die Höhe eines kleinen griechischen Kirchhofes mit frischen Gräbern und einigen Terebinthenbäumen, um von dort aus den sogenannten Ballast des Belisar genauer zu betrachten. Dieses länglicht viereckige hohe Gebäude liegt mehr an der inneren Seite der Hauptmauer, und erscheint so gut erhalten, daß nur ein neues Dach aufgesetzt zu werden brauchte, um es von Neuem bewohnbar zu machen. Selbst die Giebelmauern stehen noch, die hohen schmalen Fensteröffnungen liegen so dicht neben einander, daß das Ganze ein kasernenartiges Ansehen erhält. Die Geschichte dieses widerstandskräftigen Baues, der noch jetzt nicht selten von obdachlosen Menschen benutzt werden soll, liegt vollständig im Dunkeln. Nicht weit davon erhob sich ehemals der kaiserliche

Ballast der Blachernen, in welchem die Paläologen residirten; von ihm ist längst jede Spur verschwunden. — Von dieser letzten Anhöhe stiegen wir sodann zuerst nordwestlich, später in nördlicher Richtung in das Juden-Viertel Balata hinab, welches zwischen der gleichfalls nach Norden fortlaufenden hohen Mauer und dem östlichen Ufer des goldenen Horns liegt. Enge Straßen, dürftige, schmutzig aussehende Häuser, herumwandernde ärmliche Figuren mit zerlumpten Kleidern und erdfahlen Gesichtern machen einen niederschlagenden Eindruck; besonders widerlich aber erschien das Bild der höchsten Vernachlässigung in mehreren jungen Frauen, sowie in einigen Gruppen von Menschen jedes Alters und Geschlechts, die wir durch die offenen Fenster am Boden ihrer Zimmer lauern sahen. Neben diesen Abbildern der höchsten Dürftigkeit fiel es indessen um so mehr auf, durch keinen Bettler belästigt zu werden, wie dies doch in einigen türkischen Quartieren vorkommt, wo ich sogar mehrmals von verummten alten Frauen angebettelt worden bin. Auch bewegten sich einige alte wohlgekleidete Juden im Kasten, mit langem weißen Barte, ebenso mehrere ganz anständig auftretende ältere Frauen auf den Straßen herum. So abschreckend der im Allgemeinen hier empfangene Eindruck auch sein mag, so bleibt doch immer noch ein Rest von Decenz übrig, welcher den Exceß von Ekel nicht verdient, den L. Gauthier und Andere darauf geworfen haben. Das auf der westlichen Seite des goldenen Horns gegen die Anhöhe von Pera hinaufsteigende zweite Juden-Viertel, Chaşköi, konnte ich persönlich nicht besuchen. Oberhalb des letzteren auf der Höhe liegt der gemeinschaftliche Begräbnisplatz der Juden, dessen zahlreiche rohe Denksteine weithin sichtbar sind.

Auffallend sticht der unmittelbar auf das Juden-Quartier folgende griechische Fanar von jenem ab; er enthält nämlich zahlreiche aus starken Quadersteinen festungsartig aufgeführte Häuser nahe am Ufer. Nach der Straße zu sind sie mit wohlverschlossenen Thüren und eisernen Fenstergittern versehen. Dabei tritt an ihrer Außenseite das Streben, jeden Glanz zu vermeiden, sichtlich hervor. Weniger bemerklich ist dies der Fall bei einer Anzahl neu gebauter Häuser, welche vor nicht langer Zeit ein großer Brand zerstört hatte; diese machen durch ihre leichteren architectonischen Formen, die vorspringenden Balcone und lebhafteren Farben einen vortheil-

haften Gegensatz zu den Nachbarn aus der grauen Vorzeit. Offenbar spiegelt sich die größere Sicherheit des Besitzes in der Neuzeit, im Verhältnisse zu der Unsicherheit des Erworbenen während der früheren Türken-Herrschaft, in diesen verschiedenen Baustylen ab. Selbst der widerliche Schmutz in den Juden-Quartieren ist häufig nichts als die Folge einer weit getriebenen Vorsicht gegen äußeren Schein von Wohlhabenheit, der zum Raube reizen könnte. Der Schein von Reichtum, der auf dem Fanar ruht, deutet Seitens der türkischen Regierung wahrscheinlich auf eine Begünstigung hin.

— Nahe an der mittleren Brücke über das goldene Horn traf ich auf das Viertel der Schiffbauer. Von den Docks desselben gehen die zahlreichen Barken und Raiks Constantinopels aus. Wir hatten bis hierher immer noch die alte hohe Stadtmauer zur Rechten behalten, so daß wenigstens zwei Reihen der letzterwähnten Häuser außerhalb derselben am Wasser liegen. Endlich bogen wir von jenen ab und gelangten nun sehr bald zu der Brücke Mahmud's, welche dieser, um sich ein fortdauerndes wohlthuetendes Andenken bei den Einwohnern zu erhalten, über das goldene Horn erbaut, auch mit Fonds zur Unterhaltung so ausgestattet hat, daß hier kein Brückenzoll gezahlt zu werden braucht, wie dies bei den übrigen nachbarlichen Brücken der Fall ist. — Dem westlichen Ende jener Brücke gegenüber liegt, nahe am goldenen Horn, eine große Militär-Caserne, aus der uns lustige Musik entgegen schallte. — Von diesem Punkte aus steigt die Anhöhe von Pera ziemlich steil aufwärts; den beschwerlicheren Theil dieses Weges legten wir noch zu Pferde zurück, und erreichten hierbei die von den Genuesen erbaute starke Festungsmauer, welche Galata von dieser Seite her, also gegen Pera zu, umschließt. Sie deckt diesen sehr ausgedehnten und gewerbreichen Stadttheil nach andern Richtungen gegen Kassim-Pascha und Top-Hané, so daß sie nur den gegen das goldne Horn und den Bosphorus gerichteten Theil dieses Emporium's des Handels freiläßt. Sie wurde Constantinopel gegenüber, den ohnmächtigen griechischen Kaisern zum Troste erbaut, und ihre Festigkeit ist selbst durch Erdbeben noch nicht erschüttert worden. An die ernste Mauer hatte sich ein zum Frohsinn aufforderndes Weinhaus angesiedelt, in dessen Nähe sich eine Gesellschaft von jungen Malthefern mit dem Spiele des Kugelwerfens belustigte.

Der Thurm zu Galata und der Thurm des Seraskiers.

— Beide Thürme bilden die höchsten von Menschenhänden errichteten Bauwerke, der erstere für die fränkischen Vorstädte, der letztere für das eigentliche Constantinopel. — Der von den Genuesen während einer Fehde mit den Byzantinern aufgerichtete Thurm zeichnet sich durch enorm starke und feste Mauern aus. In seinem Innern führen 146 Stufen bis zu dem Raume hinauf, welchen eine Feuerwache stets einnimmt. Der Thurm liegt auf einem Felsenvorsprunge der östlichen Seite der Anhöhe und gewährt daher von seinem Höhepunkte eine vortreffliche Ansicht von dem nahen Galata, dem goldnen Horn mit dem Hasen, besonders aber von dem gegenüber liegenden Constantinopel. — Der sogenannte Thurm des Seraskiers hat auf der Höhe von Constantinopel eine ungleich mehr dominirende Lage in der unmittelbaren Nähe des Pforten-Pallastes. Von seiner Höhe aus, die gleichfalls von einer Feuerwache eingenommen wird, genießt man eine beinahe unumschränkte Aussicht, nicht nur auf das ganze Constantinopel und die ihm westlich gegenüber liegenden Franken-Vorstädte, sondern auch auf den Bosphorus bis in die Nähe des schwarzen Meeres, die Propontis mit den Prinzen-Inseln und auf die Westküste von Kleinasien mit Skutari, Kadi-Köi, bis zu dem fernen bithynischen Olymp und weiter. Man sieht sich hier oben also im Stande, allmählig eine Reihe von hervorragenden Punkten Europa's und Asien's zu durchmustern, die sowohl an malerischer Wirkung als an historischem Interesse kaum irgendwo ihres Gleichen haben dürften. Leider ist die Atmosphäre auf diesem hohen Punkte selten so ruhig, als es ein ungestörter Genuß fordern muß; so wurde dieser auch mir durch heftigen Luftzug gar sehr erschwert. Dagegen kommen die Männer der Feuerwehr den freunden Besuchern freundlich entgegen, indem sie Kasse zur Erfrischung anbieten. Diesen ungemein soliden Bau hat Sultan Mahmud aufführen lassen, nachdem er 1749 mit dem nahen Pallaste zugleich abgebrannt war. — Die große Stadt bildet, von oben herab gesehen, mit ihren vielen engen und krummen Gassen einen schwer zu entwirrenden Knäuel von Häusern und Dächern, unter denen sich jedoch die Moscheen mit ihren hohen Dömen und Minarets, sowie die zahlreichen Kuppeln der niedrigen öffentlichen Gebäude, welche in ihrer Nähe angelegt sind, auf ganz eigenthümliche, in keinem andern Orte wiederzufindende

Weise hervorheben. Insofern ist dieser Blick auf Constantinopel aus der Vogel-Perspective ungleich belohnender, als der von der Höhe der Paulskirche zu London, — wobei man noch zu erwägen hat, daß es Meeres-Arme sind, die man von dem Thurme des Serailiers aus Europa und Asien zugleich umschlingen sieht.

Das alte und das neue Serail (Serai). — Das alte Serail wurde von dem Eroberer Mohammed II. noch im Jahre der Eroberung selbst auf den weit umfassenden Raum gebaut, den das Forum des Theodosius und das von Leo dem Großen errichtete Palatium oder Capitol bis dahin eingenommen hatten. Der ursprüngliche türkische Bau war ein so weitläufiger, daß er denselben Raum umschrieben haben mag, den die ursprüngliche Stadt des Byzans auf demselben Punkte der Erde einnahm. Doch schon Sultan Suleiman der Große beschränkte den übermäßigen Umfang bei Gelegenheit der Errichtung seiner Moschee und der daran stoßenden Gebäude. Es mag zweifelhaft bleiben, ob das Vorhandensein des griechischen Capitols die Veranlassung gegeben hat, das Serail hierher in die Nähe des Meeres zu legen. Aber nicht verkennen läßt es sich, daß kaum eine köstlichere Lage für einen Herrscheritz aufgefunden werden konnte, als die hier vorhandene. Indem der Boden Constantinopels ein unregelmäßiges Dreieck darstellt, ist es die Spitze dieses, welche jener Bau einnimmt. An jener Spitze gehen die aus dem schwarzen Meere hergelangten Wasser des Bosporus in die der Propontis, des Marmara-Meeres, über, um dem Lande von zwei Seiten des Dreiecks her stets erfrischende Seeluft zuzuführen. Gegenüber in der Nähe breitet sich die Küste Kleinasiens mit Scutari und dem hohen Bulgurlu aus. Sämmtliche Schiffe, die aus dem schwarzen in das weiße Meer oder umgekehrt, fahren, müssen diese Landspitze passiren. Ein auf ihr in glücklicher Stellung erbauter Kiosk, der den Namen von Bagdad trägt, mag den Besuchenden durch seine großartigen und zugleich lieblichen Umgebungen wohl zu bezaubern vermögen, wie es Hrn. v. Grimm*) geschah, der so glücklich war, ihn betreten zu dürfen. Aus der Ferne her zieht jeder dieser, dem Herrscher gehörigen Theile der Stadt, die Aufmerksamkeit des Beschauers mehr durch die zahlreichen Bäume, als durch hervorragende Gebäude auf sich.

*) N. a. D. Th. III. S. 26.

— Der Besuch des alten Serails sowie des Pforten-Palastes wird auch jetzt noch nur durch Erlangung eines Ferman möglich, den man durch Vermittelung der Gesandtschaft einzuholen hat. Die Zeiten sind vorüber, wo die Besucher nur „wie Diebe in der Nacht“ den Eintritt finden konnten; eine Expedition der Art, wie sie uns Hr. Hackländer*) aus dem Jahre 1840 beschreibt, hat in der That etwas Mysteriöses. In der erst erwähnten Weise besuchte ich diese, eine abgesonderte Stadt darstellenden Gebäude in der angenehmen Gesellschaft von drei Deutschen Reisenden, mit denen derselbe Gasthof mich zusammen geführt hatte. Der Eingang wird dadurch erleichtert, daß seit Sultan Suleiman der Harem des Großherrn aus dem alten Serail verlegt wurde, wogegen die Frauen der verstorbenen Sultane bis auf den heutigen Tag, unter der Aufsicht von gleichfalls ausgedienten Eunuchen, ihren Aufenthalt hier nehmen müssen. Aus diesem Grunde scheint seit der Zeit Sultan Mahmud's hier nichts Wesentliches verändert worden zu sein, denn ich fand die ziemlich ausführlichen Beschreibungen, welche uns v. Hammer*), Hackländer**) und v. Grimm***) gegeben haben, auch gegenwärtig noch ganz zutreffend. Der Eindruck, den die hier sich den Eintretenden darbietenden fremdartigen und interessanten Gegenstände hervorbringen, muß freilich nach der Individualität jedes Einzelnen ein sehr verschiedenartiger sein.

Das äußerste große Thor, durch welches unsere kleine Gesellschaft eingeführt wurde, verdient den Namen einer „hohen Pforte“ vollkommen, der sich von hier auf die Regierung selbst übertragen hat; diplomatische Aktenstücke bedienen sich seiner ja heute noch ganz gewöhnlich. Diese hohe Pforte liegt außerdem auf dem obersten Abschnitte der verschiedenen Hügel von Constantinopel. Wenn man sich erinnert, daß die Tempel des Poseidon und der Aphrodite, welche Byzanz bei der ersten Anlage der Stadt erbaute, wahrscheinlich auf dieser Höhe gelegen haben, — weil die Alten solche Höhepunkte am Meere für ihre Tempel vorzugsweise gern benutzten, so wird man sich eines Schauders um so weniger erwehren können, indem man nun die Mischen betrachtet, in welchen seit 1453 so

*) A. a. D. Bd. I. S. 322 u. f.

**) Daguerreotypen. Bd. I. Stuttgart, 1842. S. 210.

***) A. a. D. Th. II. S. 12 u. f.

zahlreiche abgeschlagene Köpfe unglücklicher Verurtheilter zur Schau
 ausgestellt wurden. Vier Jahrhunderte lang hat die Barbarei einen der
 schönsten Punkte der Erde zum Henkerplatz umgestempelt. Die aus
 Westen unaufhaltsam vordringenden milderen Sitten haben indessen
 unter der gegenwärtigen Regierung auch hier eine wohlthuende
 Veränderung hervorgebracht. Die oben erwähnte hohe Pforte führt
 in den Complex von Staats-Gebäuden ein, der seit Sultan Su-
 leiman das neue Serail heißt. Die von dem Eroberer Mo-
 hammed II. ursprünglich angelegten Frauen-Wohnungen haben
 aber bis heute den Namen des alten Serail behalten. Der
 unter dem zweiten oder mittleren Thore wohnende Henker mag jetzt
 selten Gelegenheit haben, sein blutiges Handwerk zu üben; wir
 sahen die Grauen erregenden Nischen leer. — Auf dem weitläuf-
 tigen ersten Hofe fanden wir nichts, was unser Interesse speciell in
 Anspruch genommen hätte; in Ergebenheit wartende Diener und
 Thiere nahmen ihn hier und da ein, — wir durchschritten ihn daher
 ohne Aufenthalt. Der zweite Hof ist dagegen mit einer schönen Baum-
 Allee bepflanzt, zum Theil auch gepflastert; ein Säulengang um-
 giebt sein Inneres. Das Thor, welches in den dritten oder inner-
 sten Hof führt, heißt das Thor der Glückseligkeit, weil auf ihm
 zur Linken der Audienzsaal des Großherrn liegt, in welchem bei
 feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei dem Empfange fremder Ge-
 sandtschaften, die Vorgestellten des Glückes theilhaftig werden sollen,
 das Angesicht des Beherrschers der Gläubigen zu schauen. Jahr-
 hunderte lang hat sich indessen diese Glückseligkeit unzählige Male
 in Tod, Gefängniß oder Verbannung umgewandelt, wenn die Vor-
 gestellten das Mißgeschick hatten, dem Herrscher zu mißfallen. Der er-
 wähnte Audienzsaal nahm mithin unsere besondere Aufmerksamkeit in
 Anspruch; er verdient mehr den Namen eines Audienz-Zimmer's,
 wegen seines verhältnißmäßig geringen Umfanges und seiner niedrigen
 Decke. Dieses Zimmer empfängt sein Tageslicht durch ein einziges
 vergittertes Fenster, so daß man die in ihm vorhandenen Gegen-
 stände nur im Halbdunkel erblickt. Kostbare Teppiche decken den
 Boden und den Thron des Sultans, sowie eine Art Divan mit einem
 von vier Säulen getragenen Baldachin. Die Säulen sind mit
 Edelsteinen eingelegt, jedoch in geschmackloser Manier. Dasselbe
 gilt von Figuren, die an den Wänden herum mit Perlmutter, Sa-
 fur und Edelsteinen verziert zu sehen sind. Alle Gegenstände

erscheinen mit Vergoldungen überladen. Vor diesem Throne genossen bisher die höchsten Beamten des Staates die Ehre, den Staub mit ihrer Stirn reiben zu dürfen, welchen der Fuß des Nachfolgers des Propheten so eben berührt hatte. Bei dem Zurückschreiten durch das dritte Thor sah ich mich vergebens nach den an dieser Pforte wachhabenden weißen und schwarzen Verschnittenen um, welche Hr. Hackländer hier noch mit Raftan und spitzer Mütze bekleidet vorfand; letztere erschien damals mit Pfauensehern geziert. Die Alles nivellirende Zeit hat sie hinweg genommen; die Künstler, für welche sich ehemals eine Reise hierher schon durch das Studium pittoresker Trachten belohnte, wandern jetzt fast vergebens.

Eine in der Seitenwand des zweiten Hofes befindliche schmale Thür gewährte uns den Eingang zu den Gärten des Serails und zu der Residenz der alternden Frauen ehemaliger Sultane, sowie der sie bewachenden Eunuchen, — deren Amt wahrscheinlich geringe Schwierigkeit mit sich führt, denn wir bemerkten nirgendwo irgend eine Bewegung hinter einem Gitterfenster, welche auf das Lauschen eines Frauenkopfes hätte hindeuten können. Ueberhaupt hatte sich eine bedeutungsvolle Stille über diese Räume ausgebreitet; kaum der Ton eines Vogels ließ sich in den Gärten vernehmen. Die Benennung des alten Serail, gleichsam des „veralterten“, erscheint dadurch für diese Abtheilung um so geeigneter. — Ein großes Viereck von niedrigen Gebäuden umschließt den Garten, welcher der umfangreichste ist. Diese verschiedenen Gärten enthalten einzelne schöne Cypressen und Platanen; aber die Gebüsche von Rosen und Jasminen gewähren ein verwildertes Ansehen, und sorgfältig unterhaltene Nasen-Parquets würde man hier vergebens suchen. Die Lieblingsblume der Türken, die Tulpe, soll im ersten Frühling mit der Hyazinthe die vorzüglichste Zierde bringen. — Unsere Schritte wiederhallten einsam in einem langen und schmalen Corridor, der durch runde Fenster mäßig beleuchtet erschien. Und doch bedeutete man uns, daß die auf ihn ausmündenden Thüren ebenso viele Eingänge zu den Gemächern der hier in freudenleerer Stille langsam hinsterbenden Damen bildeten. Die den Fenstern gegenüber liegende lange Wand fanden wir mit zahlreichen Lithographien in einer fortlaufenden Reihe bekleidet, die sämmtlich aus pariser Werkstätten hervorgegangen waren. Sie stellten größtentheils Scenen aus dem Leben Napoleon's I. dar, was wenigstens auf versöhnliche Gesin-

nungen hindeutet, wenn man das Unheil erwägt, welches Napoleon den Muselmännern in Egypten zufügte. Da schon v. Grimm im Jahre 1837 dieselben werthlosen Bilder hier vorfand, so ergibt sich daraus zweifellos, daß man auf wechselnde Unterhaltung und Zerstreuung der bei rauher Witterung in diesen Gängen wandernden Damen sehr geringe Rücksicht nimmt. — Die Gemächer des Sultans, welcher sie fast nie besucht, werden dessen ungeachtet in eleganter Ausstattung stets unterhalten. Sopha's mit schweren Seidenstoffen überzogen, auffallend schöne Spiegel, Hängelampen von vergoldeter Bronze, reiche Fenstervorhänge, deuten auf ihren Ursprung aus dem fernen Westen, wahrscheinlich aus Paris, hin. Weißer Marmor ist reichlich verwendet, besonders zu den in eigenen Cabinetten aufgestellten Badewannen und Waschgefäßen verschiedener Formen, deren alltäglich mehrmals wiederholter Gebrauch eine der nützlichsten Vorschriften des Korans ist. — Durch einen Säulengang wurden wir zuletzt in einen zauberisch schön gelegenen, jedoch schlecht unterhaltenen Garten geführt, in dessen Mitte sich eine einzeln stehende hohe Marmorsäule erhebt, die offenbar griechischer Abkunft ist. Die Statue des Theodosius, welche sie zu tragen ehemals bestimmt war, ist mit dem griechischen Reiche gleichzeitig gestürzt. Ich bin verwundert, dieses geschichtlich interessanten Monumentes so selten von Vorgängern erwähnt zu finden, — vielleicht weil ihnen der kleine Platz verschlossen blieb. Die Säule wurde von Theodosius zum Andenken an den Sieg über die Gothen im 4. Jahrhunderte errichtet. Sie heißt deshalb auch heute noch die Gothische. Hr. G. R. Krieger*) hat jüngst eine kleine Skizze von ihr geliefert. Einige herrliche alte Bäume bezeichnen den Raum außerdem.

Das Gebäude, in welchem die Berathungen der Minister der Pforte abgehalten werden, selbst wenn in ihnen der Sultan persönlich den Vorsitz führt, — in dem auch die einzelnen Minister ihre Audienzen ertheilen, liegt südlich von der hohen Pforte, außerhalb der Ringmauern derselben, doch mit ihr auf der nämlichen Anhöhe. Es ist ein weitläufiges, mit langen und breiten Corridoren ausgestattetes Gebäude, in welchen die des Bescheidenes Harrenden sich

*) Westermann's illustrierte Monatshefte. Bd. 4. Braunschweig, 1858. S. 403.

aufhalten. Es entbehrt jedoch fast ganz des Schmuckes und der sorgfältigen Ausführung, die wir im Westen an Bauwerken der Art zu sehen gewohnt sind. Man führte uns in den Salon, welcher zur Abhaltung der Ministerconferenzen bestimmt ist. In seiner inneren Einrichtung fand ich genau dieselbe Physiognomie, welche dergleichen ähnlichen Zwecken bestimmte Räume bei uns zu zeigen pflegen. Sogar mit Saffian überzogene Sessel und der ovale, mit grünem Tuche behangene Tisch fehlte nicht, offenbar ein Resultat des wiederholten Aufenthaltes der Mehrzahl der gegenwärtigen Minister in den verschiedenen Hauptstädten Europa's. Der Hügel, welchen dieses Gebäude krönt, bildet auf der Südwestseite einen mit Bäumen bepflanzten Abhang, unter welchen die Pferde und Diener der oben beschäftigten Herren diese zu erwarten pflegen. In der Ebene folgen dann die schon erwähnten weitläufigen Gemüse- und Obstgärten des Sultans, deren saftiges Grün auf eine sorgfältigere Unterhaltung in erfreulicher Weise hindeutet. — Die große Sammlung von osmanischen Waffen und Trophäen, welche Reisende, die für dergleichen Dinge speciell Interesse haben, zu besuchen pflegen, befindet sich in der ehemaligen Kirche der h. Irene. Diese uralte, durch die ersten Andeutungen zum Spitzbogen-Styl architektonisch beachtenswerthe Kirche verdankt ihre Erhaltung wahrscheinlich der Bestimmung, welcher sie hingegeben wurde. Seitdem die Türken selbst Anfangs 1859 den Kalkanstrich weggeschwemmt haben, mit welchem sie ein aus Gold-Mosaik in die Wand eingefügtes großes Kreuz, nebst einer gut erhaltenen goldenen griechischen Inschrift, bepinselt hatten, so hat der Besuch dieses Gebäudes auch für Geschichtsforscher mehreres Interesse erhalten.

Die Bazar's und Beseftan's. — Den Besuch der Bazar's oder offenen Marktplätze, und der Beseftan's, d. h. der mit leichten Gewölben überdeckten langen Gallerien von Kaufläden, versparte ich bis zum Tage vor der Abreise, um zugleich mit freundlicher Hülfe eines sachkundigen deutschen Freundes, des in Galata angesiedelten Hrn. Fr. Neef aus Solingen, dort einige Einkäufe für die Heimath zu machen. Wer ethnographische Studien der verschiedensten orientalischen Völkerstämme in einem eng begränzten Kreise zu machen wünscht, wird dazu in dem schwer zu beschreibenden Menschengewimmel dieser Märkte reiche Gelegenheit finden, — sofern es ihm gelingt, einen dazu geeigneten ruhigen

Standpunkt zu finden, aus welchem Lastträger, Pferde, Esel, zahllose Hunde, berittene Beamte, wandernde Verkäufer, verummte Weiber u. s. w. ihn nicht verdrängen können. Wer das Straßengebränge zu London, Neapel und Paris glücklich überwunden hat, darf sich auf seine Kunstfertigkeit in dieser Hinsicht nichts zu Gute thun, so lange ihm dasselbe nicht in Constantinopel gelungen ist. In jenen Städten wird der Fußwanderer wenigstens durch ein geebnetes Straßenspflaster, wohl auch durch Trottoirs, bei eintretender Dunkelheit sogar durch Gasbeleuchtung unterstützt. Von alledem findet sich hier nichts. Was man hier Straßenspflaster nennt, sind einzelne, hier und da unregelmäßig ausgebreitete Steine, zwischen denen sich lothige Pfützen hindehnen, in welchen nicht selten Hundefamilien von ihren nächtlichen Streifereien ausruhen, unbekümmert wegen des sie umschwirrenden Lärmens. Der Hauptbestand von Constantinopel wurde während der Anwesenheit der französischen Truppen von deren Arbeitern mit regelmäßigen Steinplatten kunstmäßig gepflastert und mit Trottoirs versehen. Kaum zwei Jahre waren seitdem verflossen und schon zeigten sich allenthalben Defekte, an deren Ausbesserung keine Straßenspolizei denkt. Das Bedürfnis für dergleichen Bequemlichkeiten ist in diesem Volke eben noch nicht erwacht; von Nachahmung in anderen Bazars oder Straßen ist deshalb auch nirgends eine Spur zu finden. In großer Gelassenheit kämpfen mit den daraus entstehenden Unbequemlichkeiten altgläubige Türken mit langem Barte, Turban, Kastan und Pantoffeln an den bloßen Füßen; neumodische Türken in eng anliegender Uniform, mit dem Feß auf dem Kopfe und Stiefeln an den Füßen; bis über die Nase verummte Weiber, mit sackähnlichem Mantel umhüllt und schlurfende Pantoffeln an den Füßen, in sehr ungraziöser Haltung die offenen Kaufläden neugierig durchmusternd; schlank und hoch gewachsene Perser mit tief gebräuntem Gesichte und scharf geschnittenen Zügen, die kegelförmige hohe, schräg oben abgeschnittene Pelz-Mütze auf dem Kopfe; den letzteren nicht unähnlich gekleidete Kaukasier, auf den ersten Blick kenntlich jedoch durch eine Art Waffenrock, an dessen vorderer Brustseite rechts und links eine Reihe von Patronen-Futteralen angebracht, auf stete Kampfbereitschaft hindeutet, — sämmtlich hochgewachsene stark muskulöse Figuren mit hochgewölbter Brust und dem regelmäßigen kaukasischen Gesichtstypus; eraste Armenier, von der Kopf- bis zur Fußbekleidung

schwarz, den berechnenden, durchbringenden Blick im Auge; schnell bewegliche, listig umschauende Griechen, meistens mit schönen großen Augen, Augenbrauen, fein geschnittenem Munde und gerader Nase, im westeuropäischen Oberrock, langen, engen Beinkleidern, Stiefeln und den etwas hohen rothen Fes mit blauem Büschel auf dem Kopfe; — alle an sich vorüberschreitend, scheinbar ohne irgend eine Notiz von sich zu nehmen. Untersekte breitschulterige Lastträger tragen keuchend enorme Lasten mittelst einfacher Vorrichtung auf dem Rücken; oder es haben sich zwei derselben durch zwei lange starke Stäbe mit einander verbunden, deren Jeder auf den gleichnamigen Schultern der beiden Männer ruht, so daß nun an diese beiden Stäbe die schweren Lasten angehängt werden können, mit welchen sie auf den engen krummen Gassen so eilig daher schreiten, daß es keine leichte Aufgabe ist, ihnen stets zu rechter Zeit auszuweichen. Pathetisch wandert hier und da ein Derwisch mit spitzer, zuckerhutartiger grauer Pelzmütze auf dem geschorenen Haupte, im Kasan dazwischen herum. Um das Gedränge zum Uebermaasse zu steigern, erscheint noch eine mit verummten Frauen oder mit Staatsbeamten gefüllte Chaise, der ehrerbietig Platz gemacht werden muß; sie trägt gewöhnlich Spuren von Vergoldung an sich und ihre Form ist der ähnlich, welche vor etwa hundert Jahren in den Hauptstädten des westlichen Europa's gebräuchlich war. Ist es gelungen, jene unsäglichen Beschwerden zu überwinden, so fragt es sich, ob man sich einem türkischen, griechischen, armenischen oder jüdischen Verkäufer zuwenden soll. Nicht leicht wird ein Westeuropäer, der Erfahrungen in Constantinopel gesammelt hat, hinsichtlich der Beantwortung einer solchen Frage in Zweifel bleiben können. — Der Türke setzt einen festen Preis auf seine Waare, von dem er nicht abgeht. Dieser Preis ist bisweilen hoch, aber doch in der Regel dem wahren Werthe entsprechend. Ich habe nie bemerkt, daß, wenn man die Forderung unangemessen findet, in seinen Gesichtszügen sich nur der mindeste Unmuth kund gegeben hätte. Mit der größten Ruhe legt er seine verschmähte Waare bei Seite. — Der Grieche ist dagegen auf Abzüge gefaßt und übertreibt daher gern seine Forderung. Er ist dabei eben so redselig als der Türke schweigsam bei ihm muß man auf jede List und Uebervorthellung stets gefaßt sein. — Bei den Armeniern habe ich in Brussa ein ähnliches Verfahren wahrgenommen; doch benehmen sie sich meistens ruhiger

und fester als die Griechen. — Die orientalischen Juden sind den occidentalischen in dieser Hinsicht ganz ebenbürtig. Lautes Gezänk hört man in der Regel nur in den offenen Bazars; es pflegt sich nur zwischen Juden und Armeniern der niedrigsten Klasse zu erheben. — Erleichtert wird dem Käufer die Erreichung seines Zweckes durch den Gebrauch, daß die Kaufläden derselben Waarengattung gewöhnlich in einer Reihe neben einander liegen; dasselbe gilt von den Handwerkern, die in offenen Buden ihren Arbeiten obliegen und so eigene Gassen zu bilden pflegen. — Am meisten auffallend, zugleich aber wohlthuend ist mir in diesem Säusen und Brausen Tausender von Menschenstimmen die Erscheinung gewesen, daß, so oft der Muezzim von dem Minaret zum Gebete ruft, die tosende Menge, wie von einem elektrischen Schläge getroffen, plötzlich schweigt; die Strenggläubigen begeben sich eilenden Fußes nach der nächsten Moschee, um dort ihr Gebet zu verrichten; die, welche einem laxeren Ritus angehören, stehen wenigstens still und murmeln einige unverständliche Worte, indem sie das Gesicht nach Süden (Mekka) wenden. Eine so urplötzlich eintretende Beschwichtigung des Lärmens würde kein Donnerruf in einer westeuropäischen Marktstraße zu Stande bringen können. — Der Prunk von eleganter Anordnung der ausgestellten Waaren, von Schaufenstern, von abschließenden Spiegelscheiben, Gasbeleuchtung, ist bis in die Läden von Constantinopel noch nicht vorgedrungen. Sie werden, sobald das Dunkel des Abends eintritt, verschlossen, und gewöhnlich sind es einfache Tische, die straßenwärts gestellt, einen kleinen Theil der Waaren aufnehmen; der größere Theil derselben liegt in Kasten oder in Fachgestellen des Hintergrundes. Daß sämtliche Verkäufer nur männliche Individuen sein können, versteht sich von selbst. — Unter den gewölbten Hallen erregte meine besondere Aufmerksamkeit die den Gewürzen, Wohlgerüchen und Specereien eingeräumte. Sie heißt die Egyptische, weil die meisten der hier ausgestellten Gegenstände über Egypten aus Arabien und Indien kommen. Da die Orientalen große Freunde von dergleichen Dingen sind, so findet man hier stets einen ungemein lebhaften Verkehr.

Pera und Galata. — Die Vorstadt Pera liegt Constantinopel gegenüber, auf einem die nordwestlichste Seite des goldenen Horus begränzenden Hügel, der sich 330' über das Niveau des Wassers des Bosporus erhebt. Die Wände desselben laufen nach

drei Seiten hin ansehnlich steil gegen das Ufer hinab und hierin mag der Grund liegen, daß der große Verkehr, namentlich der kaufmännische, sich in Galata erhoben hat, welches zwar an demselben Hügel, aber dem Meere zunächst, im Jahre 1082 n. Chr., ursprünglich von den Venetianern, unter Alexius Comnenus begründet wurde. Als diese sich später übermüthig gegen den Kaiser Manuel Comnenus benommen hatten, wurden sie von ihm verbannt und an ihre Stelle die Genuesen zugelassen. Diese traten indessen bald in die Fußstapfen der Venetianer, umschlossen, ungeachtet der Protestationen des Kaisers, Galata mit starken Festungsmauern und bauten den schon erwähnten hohen Thurm, der durch seine große Festigkeit noch heute Bewunderung erregt und allen Erdbeben Trost bot.

Die Höhe des Hügels, das eigentliche Pera, scheint erst nach dem Falle des griechischen Reiches bevölkert worden zu sein, indem die Türken dort zuerst dem Comnenen Drago, nachher auch anderen vornehmen griechischen Familien die Ansiedlung erlaubten. Daher heißt Pera bei den Türken auch Beg-joli, die Fürstenstraße. — Erst 1535, als Franz I. mit dem Sultan Suleiman einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte, wurde dort auch die Residenz der französischen Gesandtschaft festgestellt, der später die andern Gesandtschaften folgten. Dennoch ist die lange Hauptstraße von Pera selbst nur von reichen griechischen und einigen armenischen Familien eingenommen, mit alleiniger Ausnahme der russischen Gesandtschaft, deren Pallast an der Nordostseite der Straße liegt. Seit dem Ende des Jahres 1856 wird diese Hauptstraße mit Gas beleuchtet. Bis dahin war es in Constantinopel allein der vor dem neuen Pallaste des jetzt regierenden Sultans liegende Quai, dessen Gasbeleuchtung während der Dunkelheit einen magischen Effect, durch den Widerschein der langen Reihe von Gasflammen auf dem dunkeln Meere machte.

Das englische Gesandtschaftshôtel ist massiver, solider, aber ohne architektonische Eleganz; wenn auch innerlich wohllicher ausgestattet. Man gelangt aber nur durch eine Nebengasse zu ihm und genießt seinen Anblick beschränkter vom goldnen Horn und dessen südöstlichen Ufer aus. Ein Park mit herrlichen großen Bäumen, der dem russischen Hôtel fehlt, dient ihm zur besonderen Zierde, ist jedoch mit einer festungsartigen Mauer umschlossen, welche an die

nicht fernem alten gemauerten Mauern erinnert. — Die Hôtels der österreichischen und der französischen Gesandtschaft liegen mit kleineren terrassenförmigen Gärten am nordöstlichen Abhange des Hügels, nur von einzelnen begünstigten Punkten aus bequem sichtbar. Die meisten übrigen Gesandtschaften wohnen zur Miethe; die preussische zur Zeit in einem schön gelegenen großen Gebäude am sogenannten petit champ des morts, auf dessen ehemaligen Grund und Boden es erbaut sein soll, nachdem das Begraben innerhalb der Städte verboten worden ist. Man genießt von seiner Südost-Fronte aus eine herrliche Aussicht auf das goldne Horn, das Arsenal, Kassim-Pascha und auf ganz Constantinopel.

Die Gasthöfe Pera's haben sich während der letzten Zeitperiode zu der Höhe der westeuropäischen zu erheben getrachtet und von dem Hôtel d'Angleterre darf man sagen, daß es dieses Ziel erreicht hat. Es liegt auf einem der höchsten Punkte des Hügels und die Zimmer seiner Nordostseite gewähren eine überraschend schöne Aussicht. Ebenso ist für Comfort aller Art, namentlich gute Speisen, bestens gesorgt. Aber eben deshalb findet man die bessern Zimmer fast stets besetzt und ihre Preise setzen eine reichlich gefüllte Börse voraus. Solche, die auf schöne Lage ihrer Wohnung weniger Werth legen, finden leicht ein billigeres Unterkommen. An Speisehäusern mit erträglicher Bedienung fehlt es nicht. Die Wirthshäuser von Galata sind auf die Bedürfnisse Geschäftsreisender berechnet und nur wenige von ihnen würden unseren Gasthäusern dritten und vierten Ranges gleich gestellt werden können. Im Jahre 1856 hatte ein unternehmender Franzose, Hr. Bacq, ein Kaffeehaus nach französischer Sitte eingerichtet; bei meinem Besuche war man noch mit dem Ausbauen des oberen Stockwerkes beschäftigt. Bei guter Witterung versammeln sich Gäste aus den verschiedenen Nationen auf dem viereckigen inneren Hofe, der nicht blos mit niedrigen Bäumen und Sträuchern, sondern im Hintergrunde auch mit einer kleinen Menagerie, besonders Vögeln in Drahthäusern, ausgestattet ist, welche stets Schaulustige herbeizieht. Die Bedienung fand ich prompt und billig, und so würde dieses Unternehmen, wenn es guten Fortgang hat, einen anständigen Vereinigungspunkt für Besuchende der gebildeten Klassen darbieten, eine Fundgrube zugleich für den Freund ethnographischer Studien.

Raum dürfte man irgendwo auf der bewohnten Erde eine größere Mannigfaltigkeit von Sprachen und Dialekten hören können, als in diesen beiden fränkischen Vorstädten. Die italienische Sprache ist seit der Zeit der Genuesen die vorherrschende geblieben; ihr zunächst folgen neugriechisch, armenisch, türkisch, arabisch, persisch, tartarisch, tscherkessisch, französisch, deutsch, englisch, russisch, bulgarisch, ungarisch, spanisch u. s. w. — Wer den Wunsch hegt, sich praktisch einen Begriff zu bilden von der Wirkung der Sprachenverwirrung bei dem Thurmbau zu Babel, dürfte seinen Zweck am leichtesten in Pera erreichen. — Die zahlreichen Deutschen haben in der jüngsten Zeit ein deutsches Casino errichtet, dessen Lokale sich unfern des Hôtels der englischen Gesandtschaft, südwestlich von der langen Hauptstraße befindet. Als ich eines Abends dort eingeführt wurde, fand ich eine zahlreiche Gesellschaft von Damen und Herren, vor denen durch eine Liebhaber-Gesellschaft zwei kleine Schauspiele unter der Direktion eines ehemaligen Schauspielers aufgeführt wurden, von deren Personen der Direktor und eine junge Dame sich vortheilhaft auszeichneten. Drei Dilettanten trugen durch Vortrag eines Trio's für Fortepiano, Violine und Cello, zur Unterhaltung der Gesellschaft bei. Der Speisesaal bot Genüsse der Art reichlich dar, wie man sie in Deutschland zu finden gewohnt ist. Die Munterkeit und Gesprächigkeit der Gesellschaft deutete darauf hin, daß man sich der Annahme orientalischer Sitten nicht ganz hat entziehen können. Jedenfalls ist den hier zerstreut lebenden Deutschen Glück dazu zu wünschen, daß sie es vermocht haben, an einem von der Heimath so fernen Punkte die traurige Zwietracht deutscher Stämme zu vergessen, die hier fast sämmtlich vertreten sind. Möge die Vereinigung weiter und weiter gedeihen! Die Mehrzahl der Anwesenden schien dem Kaufmannsstande anzugehören. Ich hörte den Abgang des ehemaligen preussischen Gesandten in Constantinopel, Herrn Grafen v. Pourtales, noch heute lebhaft bedauern, weil er seine Salons der gebildeten deutschen Gesellschaft an gewissen Tagen regelmäßig geöffnet hatte. — Auch an einem Theater-Gebäude fehlt es Pera nicht. In der Regel ist es von einer italienischen Gesellschaft eingenommen. Am 26. September Abends wohnte ich dort einer Aufführung der Oper *Sophia Miller* von Verdi bei. Der Gegenstand des Libretto dieser Oper ist Schiller's „*Kabale und Liebe*“ entnommen.

Zu meiner Ueberraschung übertrafen die Leistungen der darstellenden italienischen Gesellschaft Vieles, was ich der Art in größeren Provinzialstädten Italiens gefunden hatte; die Titelrolle wurde sogar ausgezeichnet gesungen. Dem Saale fehlte es freilich an der Eleganz und kostspieligen Ausschmückung, die wir jetzt in unseren Hauptstädten zu sehen gewohnt sind: aber er ist geräumig genug, und die scenische Einrichtung lobenswerth.

Die den Türken abgezwungene Gewährung des Schutzes, welchen die Consulu fremder Nationen ihren Staatsangehörigen verleihen dürfen, erschwert der türkischen Polizei ihr Amt ungemein. So konnte es noch Ende April's 1857 in Pera auf offener Straße und bei hellem Tage geschehen, daß einem ehemaligen französischen Militär, Namens Perdrix, der viele Beweise von Muth im Ergreifen von Dieben gegeben hatte, von Italienern ins Gesicht geschossen und seinem croatischen Begleiter der Arm zerschmettert wurde. Die Angreifenden zogen sich unaufgehalten durch einen zuschauenden Menschenhaufen zurück. Das Gute ging indessen aus diesem zu laut schreienden Vorfalle hervor, daß auf Andringen der fremden Gesandten sich die türkische Polizei endlich entschloß, einen Haufen schlechten Gesindels ergreifen, einschiffen und nach Tripolis bringen zu lassen, wo für ihre Festhaltung gesorgt wird. Im Juni 1857 wurde es nöthig, die Vorstädte Constantinopels in Belagerungszustand zu versetzen, um sich der Räuber bemächtigen zu können, die unter dem Schutze jener Capitulationen überhand genommen hatten. — Die wohlthätigste Einrichtung, welche die Neuzeit diesen Städten bringen konnte, ist die einer Municipalität gewesen, die aus christlichen Mitgliefern, namentlich mehreren Deutschen bestehend, von einem türkischen Beamten, Kiamil-Bej präsidirt wird. Dieser neuen Behörde fällt die schwierige Aufgabe zu, das sich hier hin- und herwälzende Menschen-Chaos in Ordnung zu bringen. Dringend sind ihr, nächst dem vorhandenen guten Willen außergewöhnliche Kräfte zu wünschen. Die Regierung soll die Absicht hegen, nach den Ergebnissen dieser ersten Municipalität des türkischen Reiches, ähnliche Behörden in Constantinopel selbst und in andern Städten folgen zu lassen. Constantinopel ist zu diesem Zwecke in 14 Kreise eingetheilt worden, von denen Galata und Pera den sechsten Kreis bilden. Sie wird ihre Aufmerksamkeit zunächst auf die Verbesserung des Straßenpflasters, auf die Unter-

suchung der Nahrungsmittel, sodann auf die Sorge für richtiges Maß und Gewicht, besonders aber auf die Löschanstalten erstrecken müssen, bei welchen man bisher vorzugsweise Maurer und Zimmerleute angestellt hatte, in deren Interesse es lag, daß möglichst viele Häuser abbrennen möchten. Daß jene Municipalität sich das Vertrauen der Regierung im Laufe der Zeit mehr und mehr zu erwerben gewußt hat, beweist der Umstand, daß sie es Anfangs October 1859 wagen durfte, die türkischen Gräber im petit champ des morts*) nivelliren zu lassen, obgleich der Volks-Unwille sich dabei in bedenklichem Grade kund gab. Man schützte die Arbeiter sogar durch ein Bataillon Soldaten und Kawaffen.

Ueberhaupt werden die Wohlthaten, welche der Hatti-Hümajum allen Völkerstämmen des türkischen Reiches versprochen hat, hier unter der Mitwirkung der fremden Gesandtschaften am Ersten zur Wahrheit werden. Freilich kann man es den orthodoxen Türken andererseits kaum verargen, wenn es ihnen, diesen Neuerungen gegenüber, schwer wird, den Namen ihrer Hauptstadt Istantbul, d. h. Fülle des Islam's, — zur Unwahrheit werden zu sehen. Nachdem nächst dem griechischen und katholischen Cultus neuerdings auch dem evangelischen seine gesonderte Berechtigung von der Regierung zuerkannt worden war, sind für letzteren mehrere Schulen mit gedeihlichem Erfolge errichtet worden, zu denen sogar eine Anstalt, um Geistliche auszubilden, hinzugekommen ist. Namentlich sind es Armenier, die sich seit einer Reihe von Jahren dem letzteren Cultus zugewendet haben. Die amerikanischen Missionare haben den Mittelpunkt ihrer Thätigkeit nach Bebek am Bosphorus verlegt; dort befindet sich ein Seminar zur Heranbildung von Seelsorgern, Schullehrern u. s. w. Die Frauen der verheiratheten Missionare besorgen eine Erziehungs-Anstalt für Mädchen. Zu seiner Zeit ist die Nachricht durch alle öffentlichen Blätter gegangen, daß auf dem allgemeinen evangelischen Kirchentage im Jahre 1857 zu Berlin ein zu diesem gesendeter Armenier einen öffentlichen Vortrag in seiner Sprache, mit Hülfe eines Dolmetschers, gehalten hat. Ein der schottischen Landeskirche angehörender Geistlicher von Salonichi in Macedonien theilte mir jüngst mit, daß in Pera ein getaufter Türke christliche Vorträge halte. Für diesen christlichen Türken, der

*) Vergl. Gautier, Constantinople. Paris, 1854. pag. 80.

den Namen Williams angenommen hat, ist sogar in der Nähe eines Palastes des Sultans ein Missionshaus gebaut und 1859 eröffnet worden. Der Aufenthalt eines solchen abgefallenen Osmanli ist dort dadurch möglich geworden, daß, auf den Antrag Lord Stratford's den Ankommenden von der Polizei nicht mehr der Name ihres Vaters abgefordert wird, wie dies ehemals geschah. Durch diese Maßregel wird es der türkischen Behörde möglich, über eine stattgehabte Conversion hinweg zu sehen. Man würde sich indeszen täuschen, wenn man für die verschiedenen Arten des christlichen Cultus einen Zuwachs aus den Osmanen erwarten wölkte. Was diesen in der Hauptstadt ihres Reiches von den Christen im Ganzen und Großen praktisch vor die Augen geführt wird, ist wenig geeignet, sie zu letzteren hinüber zu ziehen. — Im preussischen Staate wurde während des Jahres 1856 durch Collecten die Summe von 58,254 Thlr. pr. Ort. zur Errichtung von evangelisch-deutschen Schulen und Kirchen zusammengebracht, deren Schutz von der türkischen Regierung zugesagt worden war. — Nachdem bis dahin nur unter dem Schutze der österreichischen und französischen Gesandtschaft kleine christliche Krankenhäuser bestanden hatten, wurde im October 1856 ein solches unter dem Schutze der preussischen Gesandtschaft stehendes Hospital eingeweiht, welches, in der Nähe der langen Hauptstraße von Pera liegend, theils in einem angekauften ältern, theils in einem neuerrichteten Gebäude bestehend, bei meinem Besuche 40 Betten darbot, die auch bereits größtentheils mit Kranken verschiedener Nationen und Religionsbekenntnisse besetzt waren; ich bemerkte unter ihnen einen schwarzen Matrosen aus Boston und mehrere Holländer n. s. w. Die Pflege fand ich durch drei Diaconissen, die aus der Mutteranstalt zu Kaiserswerth a. Rh. hierher gesendet worden waren, trefflich geleitet. Ebenso wurde der ärztliche Dienst damals durch Hrn. Dr. Morris in ausgezeichnete Weise besorgt. Bedauerlich ist es für die letztere Anstalt, daß dieser für sein Fach wissenschaftlich begeisterte und humane Arzt seitdem nach Berlin zurückgekehrt ist. — Ein dort zusammengetretener deutscher Wohlthätigkeitsverein bestand, seinem eilften Jahresberichte zufolge, aus 254 Mitgliedern; die Zahl der während des letzten Jahres im Hospital verpflegten Kranken war auf 296 gestiegen, und so hatten sich auch die Verpflegungskosten seit einem Jahre um das Dreifache gesteigert. Ein deutscher Frauen- und Jungfrauen-Verein nimmt sich

der Pflege der Armen und Kranken an, und so ist denn in der letzten Zeitperiode ein trefflicher Anfang gemacht worden, den Türken die Religion der Liebe in ihren wohlthätigen Folgen werththätig darzustellen. — Man ist jetzt im Begriff, christliche Kirchen in Pera und Galata neu zu begründen. Der Gebrauch von Glocken wird indessen in solchen Provinzialstädten, wo die christliche Bevölkerung das Uebergewicht hat, wahrscheinlich eher erlaubt werden, als in der Hauptstadt, deren fanatische Bevölkerung durch die seit vierhundert Jahren dort verstummten Glockentöne zu bedenklichen Reactionen könnte aufgestachelt werden. — Besonders erfreulich ist es, daß um Pfingsten 1858 eine neu erbaute deutsch-evangelische Gemeinde-Schule zu Pera eingeweiht werden konnte, was besonders durch von Berlin her empfangene Unterstützungen möglich geworden war. An dem Schulunterrichte nahmen in diesem Jahre 76 Schüler Theil, unter denen, außer den evangelischen, sich auch 28 katholischen und 4 griechischen Bekenntnisses befanden. Die Geistlichen der beiden letzteren Bekenntnisse haben indessen seitdem Schritte gegen die Benutzung dieses Unterrichtes Seitens ihrer Angehörigen thun zu müssen geglaubt, obgleich sie diesen keinen Ersatz zu bieten vermögen.

Der größere von den beiden christlichen Kirchhöfen zeichnet sich durch seine höchst malerische Lage auf der Spitze des Hügels von Pera vortheilhaft aus, welche eine weitumfassende Ansicht der gesamten großartigen Umgebung gewährt. Dieser ursprünglich dem Frieden und der Ruhe gewidmete Platz ist gegenwärtig der Versammlungsort der eleganten und müßigen Bewohner von Pera, welche Erheiterung, gesellschaftliche Unterhaltung und freie Luft suchen. Bei meinem Besuche fand ich auf dem, dem westlichen Ende der Hauptstraße von Pera zunächst gelegenen Theile desselben eine zahlreiche Heerde von Kameelen gelagert, welche dort friedlich ihrer weiteren Bestimmung entgegen harrten.

Wenn man sich erinnert, wie häufig Constantinopel ehemals das Opfer pestartiger Krankheiten geworden ist, die durch Schiffe von außerhalb eingeschleppt worden waren, damit auch vergleicht, wie selten verhältnißmäßig diese jetzt auftreten, wie die echte orientalische Bubonen-Pest diese Stadt kaum mehr erreicht, so kann man den Nutzen, welchen verständig eingerichtete Quarantäne-Anstalten dem Orient gebracht haben, nicht ableugnen, sofern man nicht theoretischen Spitzfindigkeiten zu Liebe sich praktischen Ergebnissen verschließen

will. Schon der Umstand, daß der Fatalismus der Türken auf diese wohlthätige Weise einen harten Stoß bekommen hat, sollte die Männer, welche ein unbedingtes Verdammungs-Urtheil über jede Quarantäne aussprechen, zu milderem Sinne anmahnen. Von den Auswüchsen, und Uebertriebenheiten der Quarantänegesetze, wie sie Hr. Brayer*), der aufmerksame Beobachter der Contumaz-Anstalten des Orients von 1826—1835, erfuhr, kann jetzt nicht wohl die Rede mehr sein; mögen sie in das Meer der Vergessenheit versenkt werden. Eine milde, humane, zugleich energische Handhabung jener Gesetze wird aber namentlich für den Orient, bei der dort vorherrschenden Mißachtung des Wohles der Nebenmenschen, wo Handels-Vortheile im Spiele sind, lange noch am rechten Orte sein. Im Juli 1858 beschloß der Sanitätsrath von Constantinopel, als sich die Bubonen-Pest in Bengazi geäußert hatte, daß die von dort anlangenden Provenienzen statt einer fünftägigen einer zehntägigen Observanz in der Quarantäne unterworfen werden sollten. Die Provenienzen aus dem schwarzen Meere werden von dem Sanitäts-Büreau zu Kavaak untersucht und nach Maaßgabe des Inhaltes ihres Patenten behandelt.

Die Medicinischule. — Die Medicinischule zu Constantinopel wurde auf Befehl des gegenwärtig regierenden Sultans durch österreichische Aerzte gegründet und allmählig ausgebildet. Um die durch eingewurzelte Volks-Vorurtheile äußerst schwierig gewordene erste Anlage dieses Institutes hat sich Hr. Dr. Bernhard das wesentlichste Verdienst erworben. Eine ausführliche Beschreibung desselben haben wir dem Hrn. Dr. Spitzer zu danken, der die weitere Ausführung kräftig förderte. Der letzte orientalische Krieg hat freilich gezeigt, daß der ärztliche Dienst des türkischen Heeres dessenungeachtet sehr mangelhaft war. Man wird jedoch erwägen müssen, daß die in hohem Grade wünschenswerthe Erhebung einer solchen höheren Bildungs-Anstalt gar sehr von der Stufe der wissenschaftlichen Schulbildung abhängig bleiben muß, auf der die eintretenden Schüler stehen. So lange dieselbe so kümmerlich sich gestaltet, als dies bisher der Fall war, würde man Unrecht haben, große Erwartungen zu hegen**). Selbst die türkischen Regierungsbehörden

*) Neuf années à Constantinople. T. II. Paris, 1836. pag. 367 sq.

***) Vergl. Rigler, die Türkei. Bd. 1. S. 403.

bedienen sich da, wo es auf ein gründliches ärztliches Urtheil ankommt, in der Regel nur solcher Aerzte, die ihre Ausbildung auf westeuropäischen Universitäten erlangt haben. In den meisten vollreichen Städten findet man griechische, seltener armenische, häufiger aber italienische, mitunter auch deutsche und französische Aerzte, die jedoch in der Regel nur von ihren Religionsgenossen vollständige Anerkennung hoffen dürfen. Die Türken begnügen sich, sie in lebensgefährlichen Krankheiten überhaupt nur einmal zu befragen, mehr, um über die Natur und den wahrscheinlichen Ausgang des Uebels Auskunft, weniger jedoch Heilung zu erhalten. Der Fatalismus hindert sie übrigens nicht, bei jeder Gelegenheit zu abergläubischen Geheimmitteln und Charlatans ihre Zuflucht zu nehmen*).

Die seit wenigen Jahren errichtete kaiserliche Akademie der Medicin zu Constantinopel besteht fast nur aus fremden Aerzten.

Barcken und ihre Führer. — Die am Meeresufer bereit liegenden zahlreichen Barcken sind, der Mehrzahl nach, von Türken, in der Minderzahl von Griechen oder Armeniern bemannt. Ein solches „Kaif“ ist verhältnißmäßig zu seiner Länge schmal, der Kiel ziemlich scharf, das Hintertheil stumpf und ohne Steuerruder, das Vordertheil zugespitzt, ohne jedoch, wie bei den venetianischen Gondeln, geschärft auszulaufen, nicht selten mit grobem Schutzwerk versehen und braun lackirt. Der Führer erkennt an der Art des Einsteigens sogleich, ob er es mit einem Einheimischen oder Fremden zu thun habe. Man steigt zwar nicht, wie zu Venedig, rückwärts ein; dennoch fordert das Einsteigen mit nach vorwärts gewendetem Gesichte eine gewisse Gewandtheit. Man muß, weit ausschreitend, mit dem vorgesezten Fuße möglichst genau die Mittellinie des schmalen Fahrzeuges zu betreten suchen, weil dieses im Nichtfalle heftig hin- und herschwankt und allenfalls umstürzen kann. Mit dem Nachziehen des zweiten Fußes verbindet man gewöhnlich das Niederlassen auf die bereit liegenden Kissen. Nur zwei Passagiere können nebeneinander im Hintertheile Raum finden, wo sich der Ehrenplatz befindet: die Dienerschaft nimmt in der Mitte der Barcke auf ähnliche Weise Platz. Die Barckenführer sind in der Regel stark muskulöse kräftige Männer, mit tief gebräunter Haut des Gesichts und der offen daliegenden Brust. Da der Kopf nur mit einem Feß bekleidet zu sein pflegt, so finden die Augen ebensowenig

*) Vergl. Bd. I. S. 240.

Schutz, als wie dies bei den Soldaten der Fall ist. Das Sehloch der Augen zieht sich deshalb zuletzt habituell eng zusammen. Augenleiden mancher Art können als spätere Folgen nicht ausbleiben. — Der „Kaiksch“ sitzt an der Spitze seiner Barke, mit dem Gesichte seinem Passagier zugewendet; er muß daher den Kopf fast ohne Unterlaß nach rückwärts drehen, um das Zusammenstoßen mit andern Barken zu vermeiden. Er handhabt zwei ungewöhnlich lange und schwere Ruder mit beiden Armen zugleich. Der Schwerpunkt eines solchen Ruders ruht hier zum Theil in einer entsprechenden Holzmasse, die ihre Befestigung auf dem Rande der Barke findet, wodurch in der That die Erhaltung des Gleichgewichtes gefördert wird. Etwas größere Barken haben zwei Führer. Die der höhern Beamten und Gesandten müssen herkömmlich sich durch ihren weißen Anstrich auszeichnen. — Bei warmer, trockener Witterung sind die türkischen Barkenführer in der Regel bloß mit einem feinen baumwollenen Hemde und weiten Bein Kleidern aus ähnlichem Stoffe bekleidet. Einige derselben treiben an Festtagen den Luxus wohl bis zu leichten seidenen Hemden aus Brussa. Diese Männer führen ihr Geschäft mit einer großen Sicherheit und Gewandtheit; die selten vorkommenden Unfälle, zu denen das übermäßige Gedränge bei der Abfahrt größerer Schiffe, oder die stürmisch bewegte See Veranlassung geben können, werden in der Regel mehr dem unverständigen Benehmen der Passagiere zuzuschreiben sein.

Die Hunde Constantinopels. — Die Hunde scheinen zu Constantinopel ihre wichtige Rolle schon in sehr früher Zeit gespielt zu haben. Denn als Philipp von Macedonien während seiner Belagerung die Stadtmauern von der Seite des Hafens Neorion, wo jetzt die türkische Hauptmauth liegt, während einer finsternen Nacht untergraben ließ, heulten die Hunde dort so stark, daß die Belagerten aufmerksam wurden und, durch ein zugleich plötzlich hervortretendes Nordlicht begünstigt, die Arbeiten Philipp's gewahrt wurden und vereitelten. Zum Danke erbauten sie der Hekate, welcher die Hunde bekanntlich heilig sind, einen Tempel, den erst spät der erste Constantin in eine christliche Kirche verwandeln ließ. — Gegenwärtig bilden die zahllosen Hunde Constantinopels diejenige Straßen-Polizei, von deren Wirksamkeit man fortwährend in die Sinne fallende Beweise erhält. Da nämlich die Türken gewohnt sind, den Abfall ihrer Nahrungsmittel auf die Straße zu werfen, so würde man ohne sie bald nicht mehr vor aufgehäuften

Unrath dieſelbe paſſiren können. Auf ihren nächtlichen Streifereien räumen aber die Hunde ihn fort, ſo, daß Morgens früh die Straßen erträglich rein erſcheinen. Ihre Unentbehrlichkeit ergab ſich; als Sultan Mahmud ſie einſt in Maſſe einfangen und auf eine unbewohnte Inſel der Propontis ausſetzen ließ, nachdem ſie ſich im Uebermaße vermehrt und die durch ſie jederzeit herbeigeführten Uebelſtände coloffal geſteigert hatten. Bald aber ſah man ſich genöthigt, diejenigen von ihnen zurückzuholen, welche ſich nicht untereinander aufgefreſſen hatten, um ſie mit Jubel zu empfangen. Seitdem beherrſchen ſie nach wie vor, in gewiſſe Familien getheilt, beſtimmte Viertel der Stadt. Wenn Hunde anderer Viertel ſich in einem ihnen heimathlich nicht zukommenden Stadttheile einfinden, werden ſie von den vierbeinigen Einwohnern dieſer mörderiſch angefallen und wieder vertrieben. Dieſe Zänkereien ſind die gewöhnlichen Urſachen des nächtlichen Straßenlärms, an den man ſich allmählig gewöhnen muß. Hr. Dr. Sandreczki*) klagt beſonders über das eigenthümliche Geſchrei zahlloſer Hunde in Diarbekr, die dort im Heulen zuſammen förmlichen Chorus machten. In der That ſcheint auch nur der Hunger ſie zu dergleichen Excursionen in fremde Gebiete zu verleiten; er treibt ſie, wie Hr. Dr. Kalich in Ruſchſchuk mir verſicherte, des Nachts ſogar an, aus der Stadt in die umliegenden Weinberge einzubrechen, um ſich an reifen Weintrauben zu ſättigen. Die Türken, welche überhaupt mitleidiger gegen Thiere ſind, als man es bei vielen Chriſten findet, werfen, wenn ſie eſſen, bekannten bettelnden Hunden ihrer Straßen wohl einige Brocken zu; wenn man nach der durchſchnittlich auffallenden Magerkeit dieſer ſchließen darf, ſo muß ihnen dieſer Erwerbſzweig jedoch wenig einbringen. Hört man in Conſtantinopel einen Hund wehklagend heulen, ſo darf man überzeugt ſein, daß der Hunger ihn zum Diebſtahle verleitet und ein Fußtritt ihn dafür beſtraft hatte. Man hat kein Beiſpiel, daß er unter ſolchen Umſtänden ſchuldbewußt, ſich zur Wehre geſetzt hätte. Unter den 40 Ragen der Hunde, welche Buffon aufgeſtellt hat, kann es nur die Grundform des Schäferhundes ſein, welcher die zahlreichen Hunde Conſtantinopels angehören. Auch an Größe ſtehn ſie unſerem Schäferhunde ungefähr gleich. Ihr Haar iſt meiſt fuchsbraun, ziemlich lang und grob,

*) N. a. D. S. 215.

die Ohren kurz und hängend, die Schnauze etwas hervorstehend, jedoch stumpf; der Schwanz lang, nur mäßig behaart, wird gewöhnlich hängend getragen. Neben ihnen findet sich auch, besonders in Galata, ein wenig kleinerer, schlankerer schwarzer Hund, mit etwas kürzerem feinerem Haar, oft mit weißen Abzeichen über den Augenhöhlen und an den Füßen, etwas längeren, gleichfalls hängenden Ohren. Beide Ragen vertragen sich friedlich mit einander. Diese durch nächtliche Abentheuer ermüdeten Thiere schlafen den Tag über in der Sonne mitten auf den volkreichsten Straßen und Plätzen in tiefster Ruhe. Menschen, Pferde, Esel, Kameele steigen vorsichtig über sie hinweg. Wehe dem, der den schlafenden Hund tritt; entweder fährt ihm das gereizte Thier in die Wade, oder sein Geheul veranlaßt die umstehenden Türken, auf den grausamen Thäter zu schmähen. Die Zeiten sind vorüber, wo Franken von den Hunden auf der Straße förmlich angefallen wurden und sich durch Brodvertheilung sie zu Freunden machen mußten; sie haben jüngst ihrer so viele Tausende gesehen, daß sie sie nicht mehr für Fremde zu halten scheinen.

Nicht bloß in der Dobrudscha, sondern auch in Kleinasien, hatte ich Gelegenheit, Windhunde zu sehen, die für eigene Rechnung ungehindert Jagd trieben; sie erschienen jedoch weniger zierlich, größer, als die bei uns gewöhnlichen, zeigten auch weniger schlanke Läufe und eine etwas stumpfe Schnauze. In Constantinopel habe ich mich vergebens nach Windhunden umgesehen, die Einige dort gefunden haben wollen. Der Hund hat in der Stadt, da er Niemanden als Herrn anerkennen darf, wenig Veranlassung, seine sprichwörtliche Treue zu beweisen; doch hält er sich auch hier gern an einzelnen Häusern, von denen aus er vielleicht mitunter Nahrung erhält. Auf dem Lande sah ich ihn die Heerden hüten, wie er es bei uns thut. Eine Heerde von 2000 Ziegen, welcher ich auf ihrem Zuge aus dem Innern Kleasiens nach Scutari begegnete, wurde, außer dem berittenen Führer und einigen Hirten zu Fuß, von wenigen Hunden zusammengehalten. Und doch darf das so unentbehrliche, nützliche Thier nach dem Gesetze des Korans nicht in's Haus genommen werden, weil Mohammed es für unrein erklärt hat. Ich hörte bestätigen, daß der Hund im Oriente nie von der Wuthkrankheit befallen werde.

Der Bosporus, seine Ufer und Dörfer. — Die erste Durchfahrt durch den Bosporus, welche mich vom schwarzen Meere her nach Constantinopel leitete, war theils durch die südwärts gewendete Meeresströmung, theils durch die Dampfkraft der „Persia“, eine so eilige gewesen, daß die höchst anziehenden Bilder der nahe genug liegenden Ufer mit ihren Dörfern, Landhäusern, Palästen, Gärten, Vorgebirgen und Buchten, gleichsam wie in einer Zauber-Laterne nur zu schnell vorüber schwand. Es war dadurch nothwendig geworden, einzelnen besonders wichtigen Punkten eine ruhigere Beobachtung zuzuwenden.

Am 26. September fuhr ich, in Begleitung einiger lieben deutschen Freunde, die mich jedoch an demselben Tage noch verließen, auf einem türkischen Dampfschiffe nach Bözükdere. Die Gesellschaft, welcher diese Dampfschiffahrts-Linie überlassen worden ist, läßt täglich mehrere Schiffe hin- und her-gehen, die fast stets stark besetzt sind. Da die Fahrt aufwärts gegen die Strömung lief, auch mehrmals angehalten wurde, um Passagiere einzunehmen und aussteigen zu lassen, so erhielten wir mehr Muße, die Gegenstände der Ufer ruhig zu betrachten. Was mir während der nordwärts gerichteten Hinfahrt auf der europäischen Seite, sowie während der südwärts gesteuerten Rückfahrt auf der asiatischen Seite speciell auffiel, will ich hier kurz niederlegen. Ich bin dem belehrenden Werke v. Hammer's über Constantinopel und den Bosporus Dank für die unentbehrliche Vorbereitung zu dieser Excursion schuldig; augenscheinlich haben viele spätere Reisende aus ihm geschöpft, jedoch undankbar genug, selten ihre Quelle genannt.

Der gewundene Meeresarm des Bosporus scheint in einer vor-geschichtlichen Zeit durch gewaltjames Auseinanderreißen des Festlandes entstanden zu sein, welches in diesem Falle die Continente von Europa und Asien bis dahin verbunden haben würde. Für diese Ansicht spricht wenigstens der Umstand, daß den sieben Vorgebirgen der europäischen ebenso viele Bucht-Einschnitte der asiatischen Seite entsprechen, und so umgekehrt. Die häufigen gewaltigen Erdbeben, welche, seitdem die Geschichte des Landes geschrieben wurde, Constantinopel zerstört haben, sprechen dafür, daß die Stadt und ihre Umgebung mit einem vulkanischen Boden im Zusammenhange stehen. — Das erste Vorgebirge, welches dem von Constantinopel nordwärts gehenden Wanderer aufstößt, ist das von Top-Chané, wo

auf eine ehemalige griechische Kirche von den Türken eine Kanonengießerei gebaut worden ist. Zwischen dieser und dem mit einer steinernen Landungs-Treppe versehenen Ufer breitet sich ein geräumiger Hof aus, auf welchem Geschütze verschiedenen Kalibers aufgestellt sind, an denen ich junge Artilleristen einexerzieren sah. Als es mir ausnahmsweise gestattet wurde, hier an das Land zu steigen, fiel es mir auf, daß die Handhabung der Geschütze der preußischen vollkommen nachgeahmt erschien, sowie sogar die Schilderhäuser schwarz und weiß angestrichen waren. Bekanntlich sind es seit Mahmud II. preußische Artillerie-Offiziere, die hier als Instructoren wirken; diesen ist der gute Zustand der türkischen Artillerie zu danken, welcher sich in den letzten Kriegen gegen Rußland kund gegeben hat. Noch im Herbst 1856 waren zwei preußische Artillerie-Offiziere in den türkischen Dienst übergegangen, um bei den Artillerie-Schulen angestellt zu werden. Sie ertheilen den Unterricht in deutscher Sprache, die ein jederzeit gegenwärtiger Dolmetscher sogleich in das Türkische übersetzt. — Top-Chané zeichnet sich zugleich durch die schon erwähnte zierliche Moschee Sultan Mahmud's II., mit den zwei dazu gehörigen Minarets und einen, von diesen getrennten Signalthurm aus. Dieses Metopon der Griechen bildet sowohl den Schluß des Hafens vom goldnen Horn, als auch den Anfang des westlichen Ufers des Bosporus. — Die in nördlicher Richtung hierauf zunächst folgende schwach eingebogene Bucht ist die von Dolmabadsche. In der Nähe ihres Uferrandes hat der gegenwärtig regierende Sultan Abdul Medschid den bereits aufgeführten Pallast fast ganz aus weißem Marmor gebaut. Sein an arabische und maurische Bauten erinnernder Styl giebt den Bauverständigen zu Mißbilligungen mancherlei Veranlassung. In dunkler Nacht erscheint indessen seine dem Meere zugewendete Fronte in der That feenartig, wenn die zwischen ihr und dem Meere aufgestellten Gasflammen die bleichen Marmor-Figuren und Linien phantastisch hervortreten lassen. Seltam geschwungene Gebilde, von leichter Phantasie durchweht, scheinen dazu bestimmt, die Schwere des für sie verwendeten Gesteins vergessen zu machen. Jedenfalls muß man dem Architekten Hrn. Bulhan zugestehen, daß er ein Bauwerk geschaffen hat, welches von allem Vorhandenen wesentlich abweicht, und dennoch den unbefangenen Beschauer erfreut, der sich über die Forderung der strengen Nachahmung irgend eines anerkannten Styles hinwegsetzen mag.

Nicht bloß durch das Ungewöhnliche überrascht, sondern durch seine gefälligen, schmeichelnden Formen zieht es endlich auch zur Anerkennung hinüber. Das kostbare Material des etwas ins Bläuliche spielenden weißen Marmors trägt nicht wenig dazu bei, die Gesamtwirkung des mächtigen Gebäudes zu erhöhen. Hr. Th. Gautier*), der den Vorzug genoss, von dem Baumeister in dem Schlosse herumgeführt zu werden, vergleicht das hier zur Anwendung gekommene Gemenge verschiedener Baustyle mit dem spanischen Plateresco. Er sah hier einen Marmoraal von einer Kruppel aus rothem Glase überdeckt; die durch letztere einfallenden Sonnenstrahlen brachten durch Reflexe von dem glänzend weißen Getäfel der Wände eine wahrhaft magische Wirkung hervor. Den Badeaal des Sultans fand er mit gebändertem weißen Marmor aus Egypten geschmückt. Die eisernen Gitterthore des Ballastes tragen vergoldete Arabesken. Das Holzwerk in den Gemächern des Sultans ist Cedern, Palisander oder Mahagoni entnommen. — Ich füge hinzu, daß die Lage von Dolmabagdjsche eine äußerst glückliche ist. Der mittlere lange Körper des Ballastes wendet seine Fronte nach Osten dem nahen Meere zu, welches ihm stets erfrischende Seeluft zusendet. Zwei gegen die dahinter liegende Anhöhe nach Westen auslaufende Seitenflügel schirmen den inneren Hof; doch ist das Gebäude durch Höhenzüge gegen rauhere Luftströmungen aus Norden und Westen außerdem schon hinlänglich geschützt. Ob der steinerne Ballast den zu Constantinopel nicht seltenen, zerstörend auftretenden Erdbeben eben so gut widerstehen werde, als der nahe liegende, größtentheils hölzerne des Sultan's Mahmud II., muß die folgende Zeit lehren. Man hatte 1856 so eben erst die letzte Hand an das Werk gelegt, doch bewohnte es der Sultan mit seinem Harem bereits seit längerer Zeit. — Die Annehmlichkeit des Aufenthaltes in ihm muß durch die unvergleichliche Aussicht in hohem Grade gesteigert werden, welche die vordere Seite auf den mit Schiffen gefüllten Hafen, das gegenüber liegende Scutari mit dem Bulgurlu, auf Constantinopel selbst u. s. w. gewährt; kein anderer Punkt der Erde würde Aehnliches beschaffen können. Eben so dürfte sich an Kostbarkeit des Materials kaum irgend ein anderes zum Herrscheritze bestimmtes Bauwerk der Gegenwart mit jenem ver-

*) Constantinople. Paris, 1854. pag. 291 sq.

gleichen lassen. Nur der auf der asiatischen Seite des Bosporus durch den ehemaligen Vice-König von Egypten, Mehemed Ali, errichtete Marmor-Pallast kann eine solche Vergleichung aushalten; doch tritt er durch viel geringere Dimensionen zurück. Nicht leugnen läßt sich indessen, daß die Lage des letzteren Bauwerkes gleichfalls als eine vorzügliche betrachtet werden muß. In der Mitte eines lachend grünen Thales erhebt sich nämlich hier ein mäßiger Hügel, den der prachtvolle Marmorbau jetzt krönt. Eine breite Treppe aus demselben Material führt zu ihm hinauf und hebt den Pallast gleichsam in die Luft. Vom Wasser aus angesehen ist die Wirkung eine wahrhaft imponirende. Mehemed Ali schenkte das Gebäude dem Sultan, wahrscheinlich um diesen wegen seines früheren blutigen Abfalles eher zu versöhnen. — Venedigs Marmor-Palläste sind verschwunden oder vom Zahn der Zeit bis zum Unscheinbaren benagt. — In Genua's Pallästen ist das reiche Material größtentheils zu inneren Ausschmückungen verwendet. — Piza zeigt noch aus seiner glücklicheren Zeit einen kleinen Pallast mit der Fagade aus ursprünglich weißem Marmor; doch hat diesen die Zeit gelb gefärbt. Von Gebäuden, die der Gottesverehrung gewidmet sind, soll überhaupt kein Vergleich hierher entnommen werden. In der Gegenwart stehen also diese Marmorbaue vielleicht einzig da, — ein merkwürdiger Gegensatz zu der sinkenden Größe des Reiches, dessen Kraft hier mehr auf die Illustration seines Herrschers, als auf seine Machtstellung nach außen hin verwendet worden ist. Wenn man zugleich jüngst las, daß zum Geschenke für eine Sultantin ein Spiegel in Paris bestellt worden sei im Werthe von einer halben Million Franken, wobei man aber der Armee den Sold schuldig bleibt, — so sind diese Züge für die Beurtheilung türkischer Zustände zu charakteristisch, als daß sie hier nicht mit einiger Ausführlichkeit hätten besprochen werden sollen.

Das darauf folgende Dorf Ortaköi tritt bis unmittelbar an das Seegegestade hervor. Die im Hintergrunde sich ausbreitende Vorstadt Fündüklü ist als eine unmittelbare Fortsetzung von Top-Chané zu betrachten. Sie enthielt ehemals einen kaiserlichen Pallast Namens Emnabad, der durch seine Gärten ausgezeichnet war. Ihn hat der neue Marmor-Pallast nicht nur ersetzt, sondern übertroffen. — Die weiter nördlich hervortretende Landspitze von Beschiktasch soll der Punkt sein, auf welchem der von dem Argonautenzuge zurückkehrende Jason mit der Medea landete. Sultan

Mahmud I. baute hier 1747 ein prächtiges Kiosk mit Marmorsäulen, an dessen Stelle Mahmud II. seinen Pallast von Tschiragan setzte. Dieses gegenwärtig wenig benutzte Gebäude stößt unmittelbar an das Meer und an eine Landungs-Treppe. Sein höchst regelmäßiger Baustyl läßt es vergessen, daß es größtentheils aus Holz konstruirt ist, wozu indessen auch ein von ansehnlichen Säulen getragenes Frontispiz wesentlich beiträgt. Die hier an so vielen Orten hervortretende Neigung der Herrscher, sich durch eigenen Pallastbau zu verewigen, mag das Ihrige zu dem heillosen Zustande der türkischen Finanzen beigetragen haben. Aber sie wird durch den Aberglauben vielleicht unterstützt, daß, während an einem Wohnsitz noch gebaut wird, der Erbauer nicht sterbe. — Das heutige Beschiktasch nennt Dionysos den Wandelort der Rhodier, weil diese, als sie den Handel des Bosporus inne hatten, hier zu landen liebten, ehe noch Venetianer und Genueser um den Besitz von Galata stritten.

Die angelegten kaiserlichen Gärten sind von hohen Mauern umfangen; nur höhere Cypressen verrathen die hinter jenen gefangen gehaltene Pflanzenwelt. Doch auch kühner Ephen darf, das strenge Verbot mißachtend, es wagen, die düsteren Mauern zu übersteigen. Was indessen von den Gärten zu Gesicht kommt, deutet nicht auf geläuterten Geschmack, weniger noch auf irgend eine entfernte Kenntniß der Kinder der Flora, die nur von eingeschlossnen Schönen verstanden werden, um einer vertrauten Blumensprache Schriftzeichen zu leihen.

Die Gärten des großen Dorfes Kuru-Tschesme besitzen einen Boden, in welchem der edle Lorbeer besonders gedeiht. Von ihm fabelten die Griechen, daß Medea hier den ersten Lorbeer gepflanzt habe. Wichtiger ist der Ort in der Geschichte religiöser Verirrungen. Hier standen nämlich vom Jahre 433 n. Chr. an die christlichen Styliten oder Säulen-Heiligen Symeon, nach ihm Daniel, Jahre lang auf einer Säule, die zuerst 12, zuletzt 36 Ellen hoch war. Wenn, wie einige Geschichtsschreiber sagen, durch ihren Anblick viele Barbaren bewogen worden sein sollen, zum christlichen Cultus überzugehen, so scheint dies nur darauf hinzuweisen, daß es damals sehr schwierig gewesen sein muß, das Christenthum den Heiden zugänglich zu machen, ohne es zugleich noch mit heidnischen Gebräuchen zu vermengen. Wurden die letzteren

doch selbst noch von den griechischen Kaisern, namentlich Constantin I., den man den Heiligen genannt hat, geraume Zeit unter mancherlei Formen beibehalten. — Was übrigens den Lorbeer betrifft, so erhält er sich gegenwärtig am europäischen Ufer des Bosphorus nur in geschützten Lagen. Vom Delbaum sieht man nur hier und da niedriges Gesträuch, welches aus den Wurzeln ehemaliger Bäume ausgeschlagen zu sein scheint und nie Früchte trägt. Hiernach möchte es scheinen, daß die mittlere Temperatur der Atmosphäre dort im Laufe der Jahrhunderte eine kühlere geworden sei. Orangen, die Hrn. Hackländer*) zu Bözükdere eine rege Phantasie mit den dortigen Cypressen und Platanen in poetischem Vereine vorgezaubert hat, gedeihen noch selbst im Thale von Brussa nicht im Freien.

Arnautköi, Albaneser-Dorf, liegt auf einem in den Meeresarm hervorragenden Felsenvorsprung, an welchem sich die Strömung bei hochgehendem Meere besonders stark bricht. Man hat sie daher die „Teufels-Strömung“ genannt; bei widrigem Winde haben die Barkenführer hier in der That Vorsicht nöthig. — Da der Gesandte Preußens, Hr. General von Wildenbruch, hier ein malerisch gelegenes Landhaus gemiethet hatte, so gewährte die mir von dem humanen Manne zu Theil gewordene freundliche Aufnahme eine bequeme Gelegenheit, diesen Punkt des Bosphorus etwas näher kennen zu lernen. Der Fels erhebt sich nahe hinter den Häusern ziemlich steil bis zu einer Höhe von etwa 200'. Diese Bergwand ist durch amphitheatralisch eingeschnittene Terrassen in einen Garten umgewandelt, in welchem hier und da zartere Gewächse den Winter überdauern. Die Pferde, mittelst welcher die Land-Communication mit Pera unterhalten wird, stehen oben auf dem Gipfel des Hügel. Von diesem Gipfel aus schweift der Blick ungehindert nordwärts bis zum Niesenberge und dem Gemieser-Schlosse, südwärts bis zu Constantinopel, Scutari, mit dem Bulgurlu, die Propontis u. s. w. Die Villa selbst erhebt sich gleichsam unmittelbar aus dem Meere und enthält geräumige Salons, in welchem die damals sich dort aufhaltende geistreiche Gemahlin des Hrn. Gesandten die Seele der Unterhaltung bildete, an welcher die Offiziere der während des Herbstes 1856 im Bosphorus vor Anker liegenden preußischen Cor-

*) Daguerreotypen. Th. I. S. 169.

vette „Danzig“ und Hr. Hauptmann Jungbluth aus Aachen, sowie der damalige Gesandtschafts-Attaché, Hr Dr. Blau, gegenwärtig preußischer Consul in Trapezunt, Theil nahmen. Hr. von Wildenbruch, welcher acht Jahre lang preußischer Generalconsul in Egypten und Syrien, später Gesandter in Athen gewesen war, hatte sich die umfassendsten Kenntnisse der politischen Verhältnisse, Sitten, Gebräuche und Sprachen erworben; jedenfalls ist sein Abgang von dort für den Staat, welchen er vertrat, als ein empfindlicher Verlust zu bezeichnen.

Das weiterhin folgende Bebek besitzt eine für den ländlichen Aufenthalt wichtige Annehmlichkeit, welche dem Dorfe Arnautköi fehlt, nämlich eine Bucht, aus deren Hintergrunde man ein kleines kaiserliches Landhaus, von Cypressen umschattet, sich von dem grünen Boden erheben sieht. — Wir stießen sodann auf das Fort Kumi Hissari, welches Mohammed II. im Jahre 1451 erbaute, um die Eroberung von Constantinopel sicherer einzuleiten. Soweit war die Ohnmacht des sinkenden griechischen Reiches vorgeschritten, daß der schwache Kaiser die Aufführung eines solchen feindlichen Werkes, gleichsam vor den Thoren der Hauptstadt, nicht zu stören vermochte. Die 30' dicken Mauern und die soliden Thürme des unregelmäßigen Werkes zeugen noch heute für die unerschütterliche Willenskraft des barbarischen Eroberers. — Auf demselben Felsen nahm einst Darius seinen Sitz, um die ungeheure Armee den Bosphorus passiren zu sehen, die er von Asien nach Europa überführte. Die hierzu dienende Brücke war von Androkles aus Samos gebaut worden, wahrscheinlich in schräger Richtung, um dem Andränge der Wogen weniger Preis gegeben zu sein. Die Stelle war dazu besonders geeignet, insofern der Bosphorus hier am schmalsten ist. Darius ließ, zum Andenken an dieses große Ereigniß, Denkfäulen neben seinem Sitze errichten, deren Zweck in persischer Keilschrift und durch griechische Inschriften verewigt werden sollte. Aber barbarische Hände haben sie zum Baue einer Zwingburg gegen Europa verwendet. — Noch früher stand dort ein Tempel des Hermes, und das Vorgebirge selbst trug deshalb den Namen Hermäon.

Balta Liman wird von Pera aus häufig als Ziel von Landpartieen benutzt. Die Aussicht von der ziemlich hohen Spitze seines Vorgebirges wird als sehr anziehend geschildert. — Das weiter

hinauf folgende Vorgebirge hieß bei den Griechen, wegen seiner ausgezeichnet schönen Cypressen *Kyparodes*. Die Türken haben den Ort *Emirgune* genannt und legten hier eine Zollstation für die aus dem schwarzen Meere kommenden Handelsschiffe an.

Stenia besitzt einen ausgezeichneten sicheren Hafen, der gleichsam das zweite Horn von *Byzanz* darstellt. In ihm wurde ehemals starker Schiffbau getrieben. Zur Zeit der Blüthe der griechischen Kaiser erhielt *Stenia* einen kaiserlichen Pallast und andere hervorragende Gebäude; aber Bulgaren und Russen verwüsteten es wechselweise schon früh. Vor dem Hafen wurden mancherlei Seekämpfe ausgefochten. Heutigen Tages erscheint das vernachlässigte *Stenia* dem Vorüberfahrenden ziemlich unbedeutend. — Das darauf folgende *Teniköi* bietet ein unanlandbares Gestade dar, welches die Griechen *Komarodes* nannten, wegen seines Reichthums an Erdbeerbäumen (*Arbutus Unedo*), die auch heute noch zu beiden Seiten des *Bosporus* gut gedeihen. In der Nähe dieses Ortes wurde das von *Demetrius* geführte Heer *Philipp*s von *Macedonien* durch die *Byzantiner* geschlagen.

Therapia ist in weiteren Kreisen als Landsitz fremder Gesandten, namentlich des französischen, bekannt. Besonders haben sich aber hier hervorragende griechische Familien angesiedelt. Ein von hier aus in das Land eindringendes Thal mit einer Quelle spendet im Sommer angenehme Kühlung. Vom Wasser aus angesehen imponirt *Therapia* durch eine Reihe wohl unterhaltener ländlicher Gebäude. Sein guter Hafen steht nur dem von *Stenia* nach. Die freie und dennoch geschützte Lage von *Therapia* scheint das wohlthuende Klima zu verbürgen, welches alle Reisende rühmen, die sich persönlich dort aufhielten.

Böjükdere, der Riesenberg, das Genueser-Schloß und Belgrad. Die Wasserleitungen. — Wir gelangen endlich zu dem köstlich gelegenen *Böjükdere* (Groß-Thal), welches durch seine europäischen Einrichtungen jeden von außen her Anlangenden daran erinnert, daß hier seit geraumer Zeit Ausländer das Uebergewicht gehabt haben müssen. Das *Hôtel du Croissant* gewährte mir hier ein erträgliches Unterkommen, von welchem aus ich meine Excursionen in die Umgegend unternahm. Die meisten Fremden, welche westeuropäische Bequemlichkeiten suchen, finden sich hier zusammen; doch würde man sich sehr täuschen, wenn man hier einen Gasthof ersten

Ranges erwarten wollte. Indessen ist die Lage des Gebäudes unmittelbar am Meere, in nächster Nachbarschaft des Landungsplatzes der Dampfschiffe, unvergleichlich. Aus dem Speisesaale genießt man die Aussicht auf die hier ansehnlich weite Meeresbucht, in welcher häufig größere Schiffe ankern, z. B. bei meiner Anwesenheit der riesige englische Dreidecker Royal Albert. Von diesem Saale aus steigt man über eine Landungstreppe direct in die Barke, welche zu Spazierfahrten stets vorrätzig ist.

Böjükdere verdient in seinem gegenwärtigen Aufschwunge eine kleine Stadt genannt zu werden. Die Hauptstraße läuft parallel mit dem Meeresufer. In der dem Meere zugewendeten Reihe ihrer Gebäude befinden sich einige Kaffehäuser und Gasthöfe; die gegenüberliegende Reihe der Häuser enthält, meistens von Griechen gehaltene Kaufläden aller Art, deren Waaren dem Ausländer zu höchsten Preisen verkauft werden. Diese Straße verlängert sich südlich bis zu dem Anfangstheile des Thales, welches dem Orte den Namen ertheilt hat. Von dem unter rechtem Winkel auf das Meeresufer ausmündende Thal erstreckt sich eine Stunde weit in das Land hinein, indem sein inneres Ende sanft ansteigt. — Das nördliche Ende der Hauptstraße windet sich einem felsigten Vorgebirge zu, hinter welchem das Dorf Sarıjari liegt, reich an Gärten und Früchten. — In frühesten Zeit schon trug jene Landspitze einen Tempel der Aphrodite, in welchem die auf den unwirthbaren Pontus ausziehenden Schiffer zu opfern pflegten. Wohl verdient dieser den damaligen Beinamen *Axenos* (des „unwirthbaren“) noch heute; der ihm später beigelegte *Euxinos* (das „gastfreundliche“ Meer) paßt nur auf die große Minderzahl der Tage des Jahres. — Die Landhäuser wohlhabender griechischer und armenischer Familien nehmen die sanft sich erhebende Anhöhe hinter dem Städtchen ein. Durch herrliche Platänen und Cypressen zeichnet sich der Garten der russischen Gesandtschaft besonders aus, deren Landhaus hier unter seines Gleichen ebenso hervorragt, als es von ihrem Pallaste in Pera geschieht. Die ostwärts gewendete Lage des Ortes in unmittelbarster Nähe des seine erfrischende Luftströmung spendenden Meeres, der Schutz, den ihm gegen Norden und gegen das schwarze Meer hin das erwähnte Vorgebirge gewährt, das zu Spaziergängen oder Ritten einladende nahe Thal; der leicht erreichbare Wald von Belgrad — der einzige, welcher weit und breit

einen solchen Namen verdient, — sind eben so viele Annehmlichkeiten, die zur Ansiedelung für die mildere Jahreszeit dringend einladen. Die Dampfschiffahrt hat aber Böjükdere für die Bewohner der nahen Hauptstadt zum leicht erreichbaren gemeinschaftlichen Ausfluchtssiele gemacht, in ähnlicher Weise, wie Brighton es durch die Eisenbahn für London geworden ist. Dadurch ist denn zugleich an einladenden schönen Tagen das Treiben der Ankommenden und Abziehenden ein so buntes, geräuschvolles geworden, daß ländliche Stille und Ruhe von Denen hier vergebens gesucht wird, welchen nicht etwa einer der zahlreichen Privatgärten freundlich geöffnet wird. Mich zog aber bald die Sehnsucht nach dem asiatischen Gestade fort von hier, um dem gegenüber liegenden Riesenberg einen Besuch abzustatten.

Ein wohlthätiger Zufall verschaffte mir einen gutmüthigen, dienstfertigen Barkenführer, der mich nicht bloß über den breiten Meeresarm mit sicherer Hand setzte, sondern mich auch auf dem beschwerlichen Marsche zu der Spitze des Berges u. s. w. geleitete. Diese Gesellschaft war eine um so willkommnere, als mir jede andere fehlte, ohne sie also der Gang ein völlig vereinsamer gewesen sein würde. — Die Türken nennen den Berg *Foris-dagh*; von Hammer ist geneigt, das Wort *Foris* von dem ehemaligen *Urios*, d. h. dem Herrscher der günstigen Winde, abzuleiten, so daß sich also *Jupiter Urios* noch bei den Türken verewigt hätte. Ebenso nennen sie ihn auch *Fuscha-dagh*, weil sie annehmen, daß der Prophet *Josua* hier oben begraben worden sei. — Der Fuß des Berges läuft in zwei Vorgebirge aus, in ein nördliches, welches die Türken *Madjchar-Burun*, in ein südliches, welches sie *Seloi-Burun* nennen. An das letztere lehnt sich ein schönes Thal, in dessen vorderem Abschnitte *Unkiar-Skelessi* (*Chunkiar-Iskelessi*) mit einem kaiserlichen Gebäude liegt, in welchem am 26. Juni 1833 der nach diesem Orte genannte Vertrag zwischen Rußland und der Türkei unterzeichnet wurde. — In einer kleinen Bucht, zwischen beiden, Böjükdere gerade gegenüber, liegt das Dorf *Unurköi*, welches einen geschützten Landungsplatz besitzt. Hier legte mein Führer sein kleines Fahrzeug an. In der Nähe dieses Landungsplatzes stehen vor einem etwas ansehnlicheren Hause einige mächtige *Ferebinthen-Bäume*, die an Höhe und Ausdehnung ihrer Aeste nur von denen übertroffen werden, die ich später auf dem

christlichen Begräbnißplazze bei Nicomedien vorfand. In ihrem Schatten huldigten einige schmauchende Türken dem dolce far niente. Wir schritten rasch vorüber, uns dem schmalen Fußwege zuwendend, welcher auf der Westseite des Berges ziemlich steil nach oben führt. Leider haben barbarische Hände die üppig aufstrebende Vegetation, die jedes Schuzes baar zu sein scheint, in kurzes Gestrüpp verwandelt. Dessenungeachtet lehrte der erste Blick auf sie, daß die asiatische Küste eine ungleich mannigfaltigere Flora ernährt, als die gegenüber liegende europäische. Obgleich der Herbst vorgerückt war, so fand sich doch eine Reihenfolge blühender Pflanzen vor, die man jenseit vergebens suchen würde. Der Fuß des Berges besteht aus einem Kalk-Gebirge, dessen man sich zum Kalkbrennen bedient. Von jenen Pflanzen wird noch anderweitig die Rede sein. — Auf jedem Absatze, der uns der Spitze des 180 Meter, nach Anderen 877' hohen Berges näher gebracht hatte, erweiterte sich der Gesichtskreis, um entzückend schöne Fernsichten auf Land und Meer, lachende Thäler und Felsspitzen, friedliche Dörfer und starke Festungswerke, auf- und abwärts eilende Schiffe zu gewähren; doch immer von Neuem zogen den Blick die geschichtlich so wichtigen Ruinen des alten Genueser-Schlusses auf sich, welche nördlich von hier eine etwas niedrigere Felsspitze umfangreich überdecken. — Nahe unter der Bergspitze liegt das Wohnhaus der Wächter des Riesengrabes und der anstoßenden Moschee; aus dem tiefen Brunnen desselben wurden wir durch köstliches Trinkwasser erfrischt. Man schien an häufigen Besuch von Fremden hier gewöhnt zu sein, auch fanden wir bald hinter der Moschee eine dort tasselnde Gesellschaft von griechischen Damen und Herren. Einer der Wächter, der, nach seiner Kleidung zu urtheilen, kein Derwisch war, öffnete uns hercittwillig das sogenannte Riesengrab. Ob und wen dieses seit mehr denn zwei Jahrtausenden bestehende Grab in seinen Ueberresten beherberge, verbirgt eine mythische Vorzeit. Die Griechen nannten dieses Grab das Bett des Herakles, und die Türken versetzen hierher den Propheten Josua, der, hoch an dem Berge sitzend, seine Füße in dem vorüberziehenden Meere gewaschen haben soll, wie ihre Fabel sagt. Ein schmuckloses, sehr einfaches, länglich-viereckiges Gebäude umschließt gegenwärtig eine 20' lange und 5' breite Erhebung des Bodens, der man in der äußeren Form Aehnlichkeit mit einem Grabhügel gegeben hat. Die geebnete Oberfläche desselben ist mit

mancherlei Blumenpflanzen bedeckt, die jedoch durchaus keine sorgfältige Wahl verrathen. An dem ostwärts gerichteten Kopfe erhebt sich indessen ein 10' hoher Burbaum-Strand, der seine Zweige nach allen Richtungen ausbreitet. Diese fand ich mit zahlreichen kleinen Fetzen von Kleidern umwickelt, welche ehemals am Körper von Kranken getragen wurden; die Kraft des heiligen Grabes soll nun durch diese Kleiderbruchstücke auf den Körper ihres ehemaligen Besitzers heilend zurückwirken. Dieser Aberglaube ist unter den Türken weit verbreitet und die erwähnte Fetzen-Verunzierung findet sich deshalb, ekelhaft genug, an vielen für heilig geachteten Orten. — In die unmittelbar an das Grab angebaute kleine Moschee schaute ich von jenem aus durch ein Glasfenster hinein; ich sah in ihrem Innern nichts Auffallendes. Nahe hinter ihr grünen herrliche Lorbeer-Gebüsch; zugleich fand ich hier zum ersten Male eine Pflanze auf ihrem heimatlichen Boden, die ich als Knabe, ungeachtet ihrer starren Stengelbewaffnung, oft mit besonderem Interesse angesehen hatte, weil man mir bedeutete, daß aus diesem Stachelgewächse die Dornenkrone Christi geflochten worden sei. Es war *Zizyphus Spina Christi* Willd., der hier oben in 5' hohen Sträucher wucherte.

Noch einmal genoß ich von diesem Höhenpunkte des großartigen wechselseitigen Anblickes des schwarzen und des Marmarameeres, zugleich mit sämmtlichen Windungen des Bosphorus. Nur Constantinopel und Pera mit Galata blieben von hier aus verborgen, gleichsam als hätte die Natur einen Punkt schaffen wollen, von dem aus man den Gesaumteindruck der reizenden Gestade dieses Meeresarmes genießen könnte, ohne durch die Einmischung einer Stadt unangenehm gestört zu werden, die sich so oft der Herrschaft über diesen Liebling der Schöpfung unwerth gezeigt hat. Es war schwer, sich von dieser Scholle zu trennen, die, wohin von ihr aus auch der Blick sich wendet, auf seinen Flügeln die Erinnerung an Hunderte von Ereignissen wach ruft, die auf das Geschick der Nationen in so hohem Grade entscheidend eingewirkt haben. Aber der vorgerückte Nachmittag forderte zum raschen Entschlusse darüber auf, ob das nördlich vom Riesenberge, scheinbar nicht gar fern liegende „Genueser-Schloß“ noch besucht werden sollte. Die graue Ruine bot freilich keine anziehende Außenseite; aber das mit ihr durch eine lange, bergabziehende Befestigungsmauer in Verbindung stehende

Dorf am Ufer winkte so einladend, der Gedanke, hier auf einem Boden wandeln zu können, der einst so viel Großes getragen hatte, verscheuchte bald jedes Bedenken. Der Marsch über die Hochebene wurde auf einem neuerdings gebahnten Wege angetreten, den die Regierung während des vor kurzem beendigten Krieges, Behufs der Transportation von Kriegsmaterial, hatte ebnen lassen. Späterhin wich dieser Weg jedoch mehr ostwärts von unserm Ziele ab, ein Umstand, der uns nöthigte, quer über einen mit kurzem starrem Gestrüpp bewachsenen Bergrücken hinzuschreiten, der uns, unter vielen Beschwerden, bis zu einem Thaleinschnitte führte, auf dessen jenseitiger Bodenerhöhung das ursprünglich von Griechen erbaute Schloß in ziemlich gut erhaltenen Ruinen nahe vor uns lag. Keine Spur von Bewegung irgend eines menschlichen Wesens ließ sich dort wahrnehmen, was mir insofern unerwartet war, als v. Hammer einer kleinen Colonie von Menschen erwähnt, die sich in dem weitläufigen Gemäuer angesiedelt habe, ohne daß man von ihrer Abkunft, ihrem Religions-Cultus u. s. w. etwas wisse. Sie scheint seitdem verschwunden. Wir begaben uns aber über ein loses Steingerölle zu dem am Ufer liegenden Dorfe Südbüdsche hinab, von welchem aus die Genuesen, früher die Griechen, den Seezoll erhoben. Auf diesem Wege lag Thonschiefer allenthalben zu Tage, weiter abwärts trat Grauwacke mit Adern von Quarz hervor. Am Fuße des Berges ist eine gute Porzellan-Erde häufig; eine hierauf gegründete Fabrik liefert durch die Thätigkeit von deutschen Arbeitern recht brauchbare Geschirre. — Der langweilige Weg gewährte Muße, einige Züge der Geschichte des Ortes aus der Erinnerung auftauchen zu lassen, die wohl geeignet sind, die Mühselt eines langwierigen Marsches erträglicher zu machen. Das nahe Hieron oder Faunin trug seinen Namen von dem den zwölf Göttern hier errichteten Tempel. Cicero nennt, in seiner Rede gegen den Verres, die am Eingange des Bosporus verehrte Statue des Zeus Arios eines der drei Meisterwerke der Kunst, welche dem Zeus überhaupt geweiht worden waren. Von einer solchen Pracht war sein Tempel, daß man ihn mit silbernen vergoldeten Ziegeln gedeckt hatte, die, nach Polybius, der König Prusias von Bithynien fortführte, als er den Ort von den Byzantinern erobert hatte. Ihre Rückgabe war indessen eine Bedingung des darauf folgenden Friedensschlusses. Ob Justinian, der den Tempel in eine Kirche

des h. Michael verwandelte, sie dieser überlassen hat, sagt die Geschichte nicht. In diesem unwahrscheinlichen Falle würden sie indessen den Russen zur Beute verfallen sein, welche schon im Jahre 866 n. Chr. in den Bosphorus bis Hieron vordrangen, ihren Besuch auch 942 mit zehntausend schnellsegelnden Booten wiederholten, die jedoch damals von der griechischen Flotte unter Theophanes bei jenem Orte geschlagen wurden. Als die Russen sich dann wieder im Juni 1833 mit einem Landheere in der Nachbarschaft desselben Ortes, Böjükdere gegenüber, gelagert hatten, hielt es Sultan Mahmud II. für rathsam, den Vertrag von Unkiar-Skelessi mit ihnen abzuschließen, der ihn verpflichtete, englischen und französischen Kriegsschiffen die Dardanellen zu verschließen. Hr. de Lamar-tine*) war persönlich Zuschauer bei einem glänzenden Feste mit Feuerwerk, welches damals der Befehlshaber der russischen Land- und Seemacht, Graf Orloff, dem Sultan Mahmud gab, der ihm von seinem Schiffe aus zusah. Die russische Flotte ankerte zugleich am Fuße des Riesenberges, — Sollte jenes Landheer das letzte gewesen sein, welches Rußland zum Bosphorus sendete? Schon vor nahe tausend Jahren gab sich die Anziehungskraft überwiegend kund, welche es zu dem schönen Lande und seinen Schätzen hinwendete; dürfte sie verschwunden sein, seitdem die Türken 1854 den Vertrag von Unkiar-Skelessi so gröblich verletzt haben? — Wohl haben die Türken an die Stelle des ehemaligen Hieron das Fort Anadolı-Kawat gesetzt, welches mit dem gegenüber liegenden Numili-Kawat so correspondirt, daß beide sich durch ihre Geschütze gegenseitig unterstützen. Diese können aber nur Schiffen gefährlich werden, indem sie unmittelbar über der Wasserstraße liegen. Die etwaigen Besitzer der dahinter aufsteigenden Berg-höhe würden sie bald zum Schweigen bringen.

Unter solchen Betrachtungen hatte ich endlich das längst nach abwärts winkende Dorf erreicht, dessen sich munter bewegendes Völkchen die Kühlung des indessen eingetretenen Abends sorglos genoß, wahrscheinlich ohne sich mit Forschungen über die Stellung oder Lage der zahlreichen ehemaligen Tempel und Altäre zu beschäftigen. Man glaubt, daß der Tempel des Poseidon den Hügel geziert habe, welchen jetzt die Schloß-Ruinen einnehmen, wohingegen der

*) Voyage en Orient. T. III. Bruxelles, 1838. pag 317.

Prachttempel des Zeus dort stand, wo jetzt die unförmlich dicken Mauern der Feste Anadolı-Kawak emporragen. Wie dem auch sein mag, so nöthigte das sich herabsenkende Dunkel uns, die Schritte längs des Meeresufers südwärts zu beschleunigen. Bald erreichten wir den schmalen Raum, der die Mauern der Feste von dem Uferande trennt. In der Feste selbst herrschte eine so tiefe Stille, daß man seine am Abendhimmel in wunderlichen Gestalten hinziehenden Mauerlinien für die eines verzauberten Schlosses hätte halten mögen. Von hier aus führte aber der schmale Pfad über Zackige Felsengestade bald auf- bald abwärts, so daß jetzt die Wanderung im Dunkeln nicht gefahrlos war. Dennoch erreichten wir das Dörfchen Umurköi und unsere dort liegende Barke ohne weitere Abentheuer. Innerhalb einer halben Stunde geleitete mich die sichere Hand meines Führers bis zu der Treppe des Halbmondes zu Böjükdere über die spiegelglatte See hin. Die Besorgung der mitgebrachten botanischen Schätze und ein sehr kärgliches Mahl nahmen den Rest des reichen Tages hin.

Am folgenden Morgen bestieg ich schon früh das gestern gemiethete Pferd, um den Ritt durch das große Thal nach den Wasserleitungen von Belgrad hin zu unternehmen. Auf so frühe Wanderer schien der Halbmond nicht eingerichtet, denn er nöthigte mich, das Frühstück — nach italienischer Sitte — in einem benachbarten Kaffehause zu suchen. Der die Expedition leitende junge Grieche verstand glücklicher Weise einige Worte Italienisch. Hier und da ritten wir unter einem malerischen Nebengehänge hindurch, durch welches sich zwei gegenüber liegende Häuser die Hand geboten hatten. Wir passirten den durch das Thal herabkommenden Bach, ließen die, wenige kleine Segelschiffe und Barken beherbergende Rhede, welche gegen Stürme schutzlos ist, zur Linken, und wendeten uns dann westwärts der weiten Ausmündung des Thales zu. Nicht fern von seinem Eingange strebt in einer fruchtbaren Ebene die berühmte Platanen-Gruppe empor, die unter dem Namen der „sieben Brüder“ allgemein bekannt ist. Die Sage will, daß unter dem Schirmdache ihrer Zweige schon im Jahr 1096 Gottfried von Bouillon mit einer Heeres-Abtheilung Schutz gefunden habe. — Wenn sie auch keineswegs geschichtlich verbürgt ist, so ist doch wenigstens soviel gewiß, daß die orientalische Platane, die von der bei uns vorkommenden occidentalischen wohl unterschieden werden muß, das höchste

Alter erreichen kann, was nur für einen Repräsentanten der Baumwelt möglich ist; auch ist der Umfang, den die sieben Stämme an ihrer Basis zeigen, in der That colossal. Sie sind an einander gewachsen und können mit etwa 60 Schritten umkreiset werden. Leider ist durch die barbarische Sorglosigkeit der Hirten einer früheren Zeit, die ihr Feuer im Schutze dieser herrlichen Laubdächer anzündeten, eine Höhlung in den Stämmen ausgebrannt, die freilich nicht so geräumig ist, als die einer andern Platane gewesen sein muß, in der einst Caligula mit achtzehn seiner Gefährten getafelt haben soll. Immerhin bietet aber diese in der That riesenmäßige Baumgruppe einen wahrhaft majestätischen Anblick; sie verdient ihren hohen Ruf vollständig. Bei meinem Besuche hatte ein Kaffe-Wirth sein weitumfassendes Zeltdach an ihren Zweigen befestigt, einige Erfrischungen darbietend.

Die Platanen lieben feuchten Thalgrund. Ich sah später ähnliche colossale Bäume der Art in dem Thale, welches sich zwischen Brussa und Kestel hinzieht, näher dem letzteren Orte. Leider waren auch hier viele der herrlichsten Platanen nahe über dem Boden durch Feuer zu Höhlen ausgebrannt, die den Wanderern geräumigen Schutz bieten. Manche von ihnen lagen, endlich durch den Sturm gebrochen, bereits am Boden, so, daß man ihre enorme Höhe jetzt leichter abschätzen konnte. Hr. v. Prokesch*) fand dergleichen riesige Platanen unfern Pergamos, wo sie sich stundenlang an den Ufern des Selinus hinzogen. Ebenso sah Derselbe**) auf der Insel Thassos Hunderte von Platanen, die einige Fuß hoch über dem Boden 40' Umfang besaßen. Hr. W. Vischer***) beobachtete schon in Griechenland an Bächen „riesige orientalische Platanen“. Ihr reicher, ausgezeichnete Schmuck von tief eingeschnittenen dunkelgrünen Blättern erhebt die Pracht der majestätischen Bäume um so mehr. — Bekanntlich wird England das Land der alten Eichen genannt. Die sogenannte parlamentarische Eiche im Park von Elhthon soll 1500 Jahre alt sein. Die Calthorpe-Eiche in Northshire mißt 78' am Boden im Umfange. Die Eiche des Herzogs von Portland besaß die Höhe der Westminster-Abtei.

*) Denkwürdigkeiten aus dem Orient. Th. III. Stuttgart, 1837. S. 303.

**) N. a. D. III. S. 627.

***) Erinnerungen aus Griechenland. Basel, 1857. S. 240.

Die sogenannte Three-Shire-Eiche bedeckt mit ihren Zweigen eine Bodenfläche von 777 englischen Quadrat-Ellen, die Elle zu 3' gerechnet. Diese majestätischen Eichen sind indessen seltene Ausnahmen von der Regel; die colossalen Verhältnisse der orientalischen Platanen, welche auf feuchtem Thalgründe steht, bilden aber die Regel selbst. Die berühmten drei Eichen zu Dallwitz bei Karlsbad, deren Alter man bis auf 500 Jahre rückwärts verfolgen kann, habe ich persönlich betrachtet und kann daher versichern, daß sie neben die Platanen im Thale von Westel hingestellt, mit diesen im Vergleich zwerfgartig erscheinen würden.

Der Ritt zu dem oberen Theile des etwa eine Stunde langen Thales wurde auf einem schlecht unterhaltenen Wege längs des rechten Ufers des Baches fortgesetzt, welcher dem am Meere sich ausbreitenden Städtchen so vielen Reiz verliehen hat. An vielen Stellen sind seine Ufer wallartig erhöht und mit hohem Gesträuch bepflanzt. Bedauernd möchte der Wanderer dem lachenden, aber vernachlässigten Thale eine sorgfältigere Cultur wünschen. — Auf der Anhöhe des oberen Thalendes erhebt sich der von Sultan Mahmud I. 1732 erbaute Aquäduct, der, 1000 Klafter lang, das Wasser nach Pera, Kassim-Pascha und Fündüklü führt. Mustafa III. vermehrte 1766 seine Wassermenge durch Hinzufügung eines neuen Baues. Ein Theil dieser Leitung schließt das Thal so, daß der Weg durch einen Bogen derselben hindurch führt. Sie fällt deshalb schon aus weiter Ferne, z. B. vom Riesenberge aus, anziehend in die Augen. Ich stieg an dem Mauerwerk in die Höhe, um die von dort sich darbietende Fernsicht bequemer zu genießen. Sie ist wahrhaft entzückend, und muß jedem dort Reisenden zur Beachtung dringend empfohlen werden. — Der Weg nach dem nahen griechischen Dorfe Bagdsche-Köi führt Anfangs neben dem Bogen der Wasserleitung hin, wendet sich dann aber westlich einem angenehmen, malerischen Thalgründe zu, welcher das erwähnte Dorf aufnimmt. Etwaigen Besuchern aus Fözükdere winkt dieses Dorf freundlich einladend entgegen. Wir aber ritten vorüber nach dem sich daran schließenden Walde von Belgrad, der einen Umfang von 5—6 Stunden haben mag. Besorgt für ihn hat die frühere türkische Regierung Todesstrafe auf das Niederhauen eines Baumes in diesem Walde gesetzt, wohl wissend, daß eine dichte Vegetation die Menge des atmosphärischen Niederschlages wesentlich fördert,

daß auch Bäche und Flüsse austrocknen, wo sie fehlt. Die West-Europäer, welche ihre Wälder erbarmungslos niederschlagen, augenblicklichen schönen Gewinnes wegen, und die dann hinterher thörichter Weise über den selbst verschuldeten Wasser-Mangel klagen, können hier von den Türken viel lernen. Doch muß ich mein Lob insofern etwas beschränken, als ich eine Anzahl junger kräftiger Bäume hier sah, deren Spitze ausgehauen war. Ich kann kaum glauben, daß man hiermit beabsichtigt, die Bäume mitten im Walde zum Treiben von Seiten-Nesten zu zwingen, wie man es wohl in Aileen zu thun pflegt. Man scheint sich darauf zu stützen, daß der gegenwärtige milde Herrscher die Todesstrafe ungemein selten verhängt. Abgesehen hiervon zeigen die Bäume dieses Waldes ein ungemein kräftiges Ansehen, im Gegensatz zu denen, die man in den Ebenen einzeln und zerstreut sieht; diese erscheinen in der Regel kümmerlich und vom rauhen Nord und Nordost des Winters oft südwärts geneigt. Der Wald besteht überwiegend aus Weißbuchen, nächstdem aus Eichen (*Quercus coccifera*) und echten Kastanien, an feuchten Orten aus Erlen und Weiden, welche namentlich die Wasserbehälter umgeben. Auf der Anhöhe befinden sich an Nadelhölzern *Pinus halepensis* und *maritima*, an Laubholz *Tilia argentea*, *Fraxinus Ornus*, *Celtis australis*, *Morus alba*; nächstdem *Pistacia atlantica* und *Lentiscus*. Unterholz bilden der Weißdorn (*Crataegus Oxyacantha*), *Corylus tubulosa*, *Mespilus germanica*. Eine malerische Eigenthümlichkeit des dichten Waldes bilden Schlingpflanzen aus wild wachsenden Weinreben, Weißblatt, Epheu und Waldrebe (*Clematis Vitalba*), die, gleich Planen, hoch an die Bäume hinaufsteigend, sie durch grüne Gehänge verbinden. Unter ihnen am Boden verbietet häufig die *Spina Christi* das Eindringen. — An einer freien Stelle des Waldes erhebt sich auf leichter Anhöhe das große Dorf Belgrad, von Linden umgrünt, dessen Ansehen freilich viel verloren hat, seitdem die fremden Gesandten es verließen, die ehemals ihren Sommeraufenthalt hier wählten. Der Ort soll im Spätsommer und Herbst durch die Ausdünstung der nahen Wasser-Anhäufungen vom Wechselfieber heimgesucht werden. Die hier vorherrschende Abgeschlossenheit und Stille, mit dem seltenen Genuße eines anderswo weithin vergebens zu suchenden grünen Waldes, dürfte zu geignater Jahreszeit aber auch heute noch für den Freund ländlicher Ruhe Anziehungskraft genug besitzen, die mindestens hier

sicherer zu finden ist, als an dem nahen Bosphorus. Unter den Landhäusern zeichnet sich gegenwärtig nur das des reichen Banquier's Alléon aus. Ohne uns in dem Dorfe aufzuhalten, wendeten wir uns den hinter ihm liegenden beiden großen Wasser-Behältern zu. Sie bestehen aus Thaleinschnitten, die man da, wo es nöthig schien, mit dicken Mauern umfaßt hat. Ein solcher Behälter führt den aus dem Persischen entnommenen Namen „Bend“, etwa unserm deutschen „Bund“ entsprechend. Ihnen werden außer dem sich hinabsenkenden Regenwasser mehrere kleine Bäche und Flüsse zugeleitet, die den dort beginnenden Röhren-Leitungen ihren Reichthum spenden. Es sind mindestens sieben dergleichen große Behälter vorhanden. Der Umstand, daß der Balkan nord- und ostwärts von Belgrad seinen Fuß dem Meere entgegenstreckt, mag zu dem Wasser-Reichthum der hiesigen Gegend das Seinige beitragen. Die Anhöhen, welche hierbei entstehen, erheben sich von 350—750' über das nahe Meer, so daß die mittlere Höhe noch einen hinlänglichen Fall bis Constantinopel und Pera ergiebt, deren höchster Punkt 410' beträgt. — Hadrian, von dessen humaner Energie und Macht man längs der unteren Donau, bis zum fernen Orient hin allenthalben wohlthätige Spuren findet, baute hier die erste Wasserleitung; Justinian besserte sie aus. — Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß vor Letzteren schon Constantin I. von Südwesten her der Stadt eine Wasserleitung zugeführt hatte. Zwei alte Leitungen, von besonders sorgfältiger Bauart, die das Wasser von zwei Flüsschen nach Constantinopel führen, heißen noch jetzt die Justinianischen. Die constantinische Leitung wurde von Valens oberhalb der Stadt hingeführt. Die türkischen Herrscher haben, von Mohammed dem Eroberer an, diese mächtigen Werke theils unterhalten, theils vermehrt. Eine mir hier zuerst bekannt gewordene Construction ist geeignet, das Interesse der Aerzte besonders in Anspruch zu nehmen. Dies sind sogenannte Wasserwaagen, oberliskentartige Pfeiler, von deren Höhe das Wasser in zwei Absätzen herabstürzt, um es mit der umgebenden freien Luft in vermehrte Berührung zu bringen und ihm dunstartige schädliche Stoffe zu entziehen. Gewiß ist der letztere Zweck wesentlicher als einige Vermehrung der Druckkraft, die man gleichzeitig damit zu erzielen gedachte. — Hr. Kiepert hat sich das Verdienst erworben, den Lauf dieser Aquäducte auf seiner Karte der europäischen Türkei zu be-

zeichnen. Sie sind außerdem so häufig beschrieben worden*), daß es hier genügen mag, nur noch der großen Wasserbehälter Mahmud's I. zu erwähnen, die man den Bend des Sultans und der Valide nennt, und die wir auf dem Rückwege besuchten. Colossale Mauern sind an vielen Stellen prachtvoll mit weißem Marmor getäfelst. Ueber ihrer Höhe erhebt sich ein nettes Landhaus des Sultans. Die Mauern sind breit genug, um auf ihnen einher zu schreiten, ein Spaziergang, der durch das Rauschen der nahen Wassermassen, durch die herrlichen Baum-Gruppen der Umgebung, sowie durch die Fernsicht auf das schiffbedeckte schwarze Meer, kaum irgend seines Gleichen finden mag. Kein menschliches Wesen unterbrach die Einsamkeit unserer Wanderung auf dem riesigen Werke. Ein Häuschen unten im Thale scheint zur Wohnung für den Aufseher bestimmt zu sein. In hohem Grade befriedigt, trat ich den Rückweg durch das Thal nach Böjükdere an.

Kadi-köi, Scutari, der Bulgurlu, der Cypressenhain.

Es war am 2. Oktober, als ich auf schnell geflügeltem Raif über die Meerenge nach Asien übersetzte, um bei Kadi-köi zu landen. Das ziemlich armselig aussehende, aber doch große Dorf, bietet die heutigen Ueberreste des ehemaligen Chalcedon dar. Dieses wurde 675 v. Chr. durch den Megarenser Archias gegründet. Es ist schwer, heute noch die Gründe aufzufinden, welche dazu bewogen haben können, in der kurzen Entfernung von einer kleinen halben Stunde neben dem damals schon reich blühenden Chrysopolis die neue Pflanzstadt anzulegen. Als 17 Jahre später Byzas das Orakel befragte, wohin er die von ihm neu anzulegende Stadt bauen solle? — konnte dies vielleicht deshalb antworten: „Den Blinden gegenüber!“ Byzas erkannte in den Blinden die Einwohner von Chalcedon, und wählte sehr richtig den unvergleichlichen Boden von Byzanz. Dennoch erhielt sich Chalcedon über tausend Jahre und wurde schon früh der Sitz einer christlichen Kirchenversammlung. Aber der schnell wachsende Flor der neuen Kaiserstadt erdrückte allmählig die schwächere Nachbarin, bis ihr endlich Valens die aus mächtigen Quadern errichteten Mauern raubte,

*) Man sehe z. B. v. Hammer, Constantinopel und der Bosphoros. Th. I. S. 560—583. — White, three years in Constantinopel. II. London, 1846. pag. 21—26.

um eine Wasserleitung für Constantinopel daraus zu erbauen. Wenn aber irgend ein Umstand geeignet erscheint, den hohen Reichthum jenes europäisch-asiatischen Erdraumes offenkundig darzuthun, so ist es das tausendjährige Zusammenleben von drei großen blühenden Städten innerhalb so eng zusammengedrängter Begränzung.

Scutari liegt gleichfalls auf sieben Hügeln; aber ihre Zwischenräume sind im Laufe der Jahrhunderte durch den Schutt von Zerstörungen so ausgefüllt worden, daß es mir nicht gelungen ist, sie von einander zu unterscheiden. Uskudar (Post-Voten-Anstalt) nannten sie die Perser, welche in ältester Zeit hier Tribut von Meer und Land erhoben. Noch heute lenkt ihre glückliche Lage alle aus dem Innern Asiens gegen Europa ziehenden Karavananen hierher, und ihr alter griechischer Name Chrysopolis (Goldstadt) erscheint deshalb heute noch gerechtfertigt. In ihrem Namen leitet die Geschichte eine große Erinnerung, — die an jene Schlacht, welche über die Herrschaft der damals civilisirten Welt entschied, denn Constantin I. schlug hier 324 n. Chr. seinen Schwager Licinius, um ihn bald darauf in den Tod zu senden. Ihre Mauern hatte die Stadt indessen schon viel früher verloren, besitzt auch jetzt dergleichen nicht, weshalb sie denn als die asiatische Vorstadt von Constantinopel betrachtet wird. Ungeachtet der wohlhabende Ort von den Türken, als ein Theil ihres asiatischen Heimathlandes hochgeachtet wird, fand ich seine Außenseite, im Vergleich zu Constantinopel, dennoch dürftig, was sich nicht bloß auf die Privathäuser, sondern auch auf Moscheen, Schulen, Karavanserei's und andere öffentliche Gebäude bezieht. Die Stadt breitet sich an einem Abhange des Bulgurlu amphitheatralisch aus, und da dieser den Fuß ansehnlich steil nach Westen in's Meer senkt, so ist der obere Theil der Stadt etwas beschwerlich zu durchwandern.

Wir schritten von Radi-Köi nach Scutari nordwärts auf dem schmalen Raume zwischen dem Meere und einer hohen Gartenmauer hin, wobei uns die brennende Sonne beschwerlich genug fiel. Den Landungsplatz Scutari's fanden wir ungemein lebhaft; er befindet sich ungefähr in der Mitte des unteren ebenen Abschnittes. Regelmäßig hin und her fahrende Dampfschiffe unterhalten gegenwärtig die Communication mit Constantinopel; zahllose Raiks schwimmen allenthalben umher. — Unserm des Meeres halten auf einem

öffentlichen beschränkten Plätze die Pferdeverleiher, welche auf die zahlreichen Besucher des Bulgurlu speculiren. Diese Leute scheinen durch das viele englische Gold, welches die letzten beiden Jahre hierher geleitet hatten, dergestalt vermöhnt, daß ich ihren unverschämten Forderungen Widerstand leistete und es Andern überließ, bei ihnen dem griechischen Namen der Stadt Ehre zu machen. Dadurch ergab sich für mich zugleich der Gewinn, daß der Fußmarsch eine ungleich eingehendere Betrachtung der sich anbietenden Gegenstände erlaubte.

Oberhalb der Stadt krümmt sich der Weg auf den Bulgurlu zuerst von Nordost durch Nord nach Osten, um Anfangs mäßig, späterhin steiler in die Höhe zu steigen. Die Special-Karte von Käufler, welche v. Hammer dem zweiten Bande seines Werkes über Constantinopel beigelegt hat, ist hier zum Gebrauche besonders zu empfehlen. Ein großer christlicher Begräbnißplatz blieb uns zur Linken, wahrscheinlich gehörte er zur Kirche des h. Johannes. Man war soeben beschäftigt, ein Kind nach armenischem Ritus zu beerdigen. Dem offenen Sarge folgte der in eine schwarze Toga und Barett gekleidete Geistliche; an der Grube nahm man dem Leichnam die zierliche Decke ab, umhüllte ihn mit einem einfachen Leintuche und schloß dann den Sarg, indem der Geistliche die üblichen Gebete verrichtete. Das Hinführen der Leichen nach der letzten Ruhestätte in offenem Sarge, welches ich ehemals in Rom und Neapel beobachtet hatte, ist also auch im Orient weit verbreitet. — Nachdem wir das Dorf Bulgurlu-Köi zur Seite gelassen hatten, wurde der Weg steiler. Die Dörfer Groß- und Klein-Tschamlidsche, nahe an einander liegend, folgen sodann. Eine nicht unansehnliche Zahl von eleganten Landhäusern durch Gärten mit Mauern umgeben, erkaunten wir, vermöge ihrer vergitterten Fenster, für türkische. Die Hauptquelle von Tschamlidsche liefert nach der Meinung der Türken das vorzüglichste Trinkwasser weit und breit; man führt es dem Sultau für seine Hofhaltung, ebenso auch wohlhabenden Familien der Hauptstadt von hier aus zu. Eine Wasserleitung für Scutari und Radi-Köi hat Sultan Selim angelegt. Eils riesenmäßige Platanen umgeben oberhalb der Dörfer ein stark besuchtes Kaffehaus, dessen ausgezeichnete Lage auch mich anzog, unter dem weitverbreiteten Schatten der Platanen eine Erfrischung einzunehmen, die der anstrengende Fußmarsch doppelt willkommen

machte. Etwas weiter oben traten einige große Pinien malerisch hervor, die hier zu Lande über dem Reichthum an Cypressen vergessen zu werden scheinen. — Endlich näherten wir uns von Osten her der letzten kegelförmigen Spitze, fanden diese aber von einer unästhetischen Windmühle eingenommen, deren Besitzer um sein Eigenthum in weitem Umkreise einen tiefen Graben gezogen hatte, der das Ersteigen des höchsten Punktes absichtlich verhinderte. Wahrscheinlich waren dem Müller die zahlreichen Besuche in den letzten beiden Jahren unbequem geworden. Wir mußten uns also mit dem Ersteigen eines Seitenhügels begnügen, welches dennoch durch das Ueberklettern von kurzem Dornesträucher, z. B. einer Art Wachholder, Juniperus Oxycedrus, beschwerlich genug gemacht wurde. Würdiger hatten einst die griechischen Kaiser Tiberius und Mauritius dort oben ein Jagdschloß errichtet. Lavendel (*Lavandula Stoechas*), Rosmarin und Thymian nahmen die Seitenflächen der Bergspitze von allen Seiten ein und müssen während des Frühlings die Luft weithin durchduften. Aber barbarische, vegetationsfeindliche Hände bemühen sich, die strebsamen Pflanzen alljährlich von Neuem zu vernichten. — Graf Andreoffh*) giebt die Höhe des Bulgurlu zu 240 Meter an. Nach Messung des Hrn. Tschihatseff liegt seine Spitze 738' über dem Meere, wobei die nachbarlichen Erhebungen eine Höhe von 151—221' haben.

Die Aussicht von der Spitze des Bulgurlu, des Damathys der Griechen, ist weltberühmt, oft und poetisch beschrieben worden, wie sie es in der That verdient. Will man sich der entscheidenden Großthaten zugleich erinnern, die innerhalb des hier sich eröffnenden Gesichtskreises vor sich gegangen sind, — will man der großen Mäner mit den welthistorischen Namen gedenken, welche hier vorüberzogen, — erkennt man zugleich, daß man auf der Warte des Erdtheils steht, von dem Civilisation und Humanität ursprünglich ausgingen, um weit hinein in einen andern Erdtheil getragen zu werden, der das Empfangene nicht bloß heilig zu bewahren, sondern auch zur höchsten Blüthe zu entfalten wußte, — dann freilich muß man gestehen, daß es keinen zweiten Punkt der Erde giebt, der sich mit diesem zu messen vermöchte. — Wohl findet sich ein zweiter erhabener Gipfel, der die Aussicht von einem Erdtheil über das Meer

*) Constantinople et le Bosphore de Thracie. pag. 90.

hinweg auf einen andern gewährt, welche ich persönlich zu durchmessen so glücklich nicht war; es ist die Spitze des Felsen's von Gibraltar. Karthager, Westgothen, Vandalen und Saracenen haben freilich die Säulen des Herkules überschritten, — aber kein Darius, kein Xerxes, kein Xenophon, kein Philipp von Macedonien, kein Alexander, kein Constantin I. hat jene wilden Schaaren geführt. — Mit dem Blicke vom Vesuv und vom Monte St. Angelo herab, haben Andere den von dem asiatischen Vorgebirge verglichen. Abgesehen davon, daß an einen außereuropäischen Theil unsers Planeten hier nicht gedacht werden kann, birgt die Geschichte des schräg gegenüber stolz aus dem Golf auftauchenden Neapel's des wahrhaft Großen, Erhabenen, so ungemein wenig und des Unreinen, Unmenschlichen so viel, daß der auf dem Gipfel des Vesuv's Weisende sich des Nachdenkens und der Erinnerung des Vergangenen besser enthalten muß. Wer aber hier am keuschen Busen einer stets unerschöpflichen Natur ganz dem Augenblicke, der Gegenwart sich hinzugeben vermag, das Treiben der Menschen glücklich vergessend, der dürfte vielleicht mit mir anerkennen, daß am Golf von Neapel das entzückend Schöne, unvergleichlich Dichterische der gesammten Umgebung von Meer und Land, — dort hingegen, wo zwei Erdtheile sich die Hand reichen, das Majestätische, Großartige überwiegt. Den Vesuv überragt ein vulkanischer Krater, der seine Asche einst bis Constantinopel hinwarf; den Bulgurlu — — vernunziert eine winzige Windmühle. — Beiden hat eine gütige schöpferische Kraft ihre Gaben überschwenglich ausgetheilt; beide aber welken und kränkeln mehr oder weniger unter dem eisernen Drucke von Menschen, die eines so hohen Glückes unwerth sind. Hier, auf Asiens Vorgebirge weilend, darf man, um der Poesie der unvergleichlichen Fernsichten ungestört zu genießen, den Blick nicht über das jenseit ausgebreitete Stambul hinaus-schweifen lassen, damit er nicht durch den, unmittelbar vor dessen Thoren in öder Wüste trauernden weiten Landstrich zur trostlosesten Wirklichkeit hinabgezerrt werde. Unaufhaltsam muß dort die Poesie vor der Verwüstung durch Barbaren sinken, unter denen die Cultur verdorrt!

Auf dem Rückwege hatten wir im Osten und Nordosten das Gebirge des Alem-Dagh vor uns, der nächst dem bithynischen Olymp der Hauptstadt das schon spärlich werdende Holz liefert. Wir wählten die Richtung nach dem berühmten Cypressenhaine, der

Zierde eines colossalen Todtenfeldes. Auf diesem Gange passirten wir eine wiesenartig bewachsene, baumlose Stelle des Bergabhanges, welche wir von zahlreichen, verschleierten türkischen Frauen eingenommen fanden; diese erfreuten sich dort des Genusses der ihnen so spärlich zugemessenen Freiheit. Einige Diener und Aufseher befanden sich in respectvoller Entfernung; mehrere mit Ochsen bespannte Wagen (Araba's), die Equipagen der Damen, hielten unfern; auch an ärmlichen Verkäufern von Süßigkeiten und Früchten fehlte es nicht. Es erregte Anfangs mein Erstaunen, unter den letzteren — in so mildem Klima — auch saure, kleine Holzapfel zu finden; aber ich erinnerte mich, daß hier nichts dieser Art unmöglich sei.

Ghe wir in den nördlichen Seitenrand des Cypressenhaines eintraten, überschritten wir eine völlig culturlose Bodenfläche, deren hart ausgetrockneter Lehmboden am Abhange hin eine tiefe und breite eingerissene Furche trug, die offenbar von einem Gießbache hervorgebracht worden war, den ein heftiger Gewitterregen wahrscheinlich von Zeit zu Zeit dort erzeugt. Die wasserlose Furche stellte sich so hindernd entgegen, daß wir einen Umweg machen mußten, um hinüber gelangen zu können. Auf der Karte finde ich hier ein Flüsschen verzeichnet; vielleicht ist sein regelmäßiges Bestehen durch Wassermangel aufgehoben. So würde also auch hier das Land an dem allen Gegenden gewöhnlichen Nachtheile leiden, denen man die Vegetation unverständlich geraubt hat, — monatelange Dürre der Atmosphäre und dann kurze plötzlich verheerende Sturzbäche. — Dichterische Beschreibungen hatten mich hier dunkle, schattige Gänge, — der einsamen Klage geweihte Bosquet's, — murmelnde Bäche, plätschernde Fontänen u. s. w. erwarten lassen. Nichts von alledem! Majestätisch hohe, uralte Cypressen haben die unteren Aeste abgeworfen, welche an den Stamm selbst sich anlehnend, dem jugendlichen Baume die pyramidale Form verleihen, die sie so charakteristisch auszeichnet. Hierdurch wird den Sonnenstrahlen der Eingang um so mehr erleichtert. Dennoch erreichen jene hohen Cypressen die malerische Schönheit der Pinien nicht, wie man sie z. B. in der Umgebung von Rom findet. Das ganze Todtenfeld ist mithin nach allen Richtungen durchsichtig. Auch entspricht dies der allgemeinen Sitte der Orientalen; legten doch schon die Griechen und Römer ihre Gräber an die belebtesten Landstraßen. Sie aber wußten den Blick der Vorübergehenden durch ästhetische Formen der Grab=Denkmale

zu fesseln; die Einförmigkeit der unter den mächtigen Bäumen zerstreuten türkischen Gräber wird aber nicht blos ermüdend, sondern zuletzt in hohem Grade langweilig. Ein länglich viereckiges Geschränk, hier oft den nahen Marmorbrüchen entnommen, umfaßt den Grabhügel, an dessen Kopfe sich die senkrecht eingefügte Steinplatte erhebt, die oben breiter wie unten, außer dem Namen noch einen sinnigen Spruch aus dem Koran, oder aus einem Dichter, darzubieten pflegt; v. Hammer *) hat eine Anzahl solcher Sinnsprüche in der Ursprache und der deutschen Uebersetzung mitgetheilt. Am Ende des Cypressenwaldes zog eine bedeutende Anzahl umgestürzter Grabsteine männlicher Verstorbener meine Aufmerksamkeit auf sich, denen der Turban, welchen sie ehemals getragen hatten, abgeschlagen worden war. Man unterrichtete mich, daß diese Grabstätten Sanitscharen angehörten, denen Sultan Mahmud II., der Sanitscharenvertilger, selbst die steinernen Köpfe nach dem Tode noch hatte zertrümmern lassen. Die Wuth der Barbarei kann also auch durch den Tod nicht versöhnt werden. Dabei erschien es mir außerdem noch auffallend, daß diese zertrümmerten Köpfe bereits dreißig Jahre am Boden lagen, ohne daß irgend eine mitleidige Hand gewagt hätte, sie der Schmach zu entreißen. Wirkt etwa des damaligen Herrschers Fluch auch noch auf spätere Geschlechter? Aber das dem Fatalismus ergebene Volk scheint die Entweihung nicht zu fühlen, welche durch diese neue Art der Hinrichtung nach dem Tode der von ihm am meisten hochgeachteten asiatischen Grabstätte zugefügt worden ist. — Weniger von diesem Todtenfelde befriedigt, als viele meiner Vorgänger, schritt ich eilig dem Ufer zu, um mich dem gegenüberliegenden steilen Hügel von Pera wieder zuzuwenden, von dessen Höhe herab mir der Cypressenhain malerischer erschien, als von den Grabtrümmern mißliebig gewordener Verstorbener aus.

Unterwegs forderte noch der sogenannte Leander-Thurm einen kurzen Aufenthalt, der nahe an der asiatischen Küste eine kleine Felseninsel einnimmt, welche aber den nöthigen Umfang besitzt, dem Thurme und einem kleinen Wächterhause Raum zu gewähren. Die bekannte Begebenheit zwischen Leander und Hero fand zwischen Sestos und Abydos an den Dardanellen statt und hat also mit diesem uralten Bauwerke nichts gemein. Dennoch knüpfen sich auch

*) A. a. D. Th. II. S. 332 u. f. — Anhang S. LXI.

an dieses romantische Sagen; die Türken nennen es deshalb den „Mädchenthurm“. — Specielles Interesse floßte mir der Thurm und sein Nebengebäude dadurch ein, daß die Doctoren A. T. Bulard *) und Baye in ihm ihre Versuche zur Erforschung der Contagiosität der orientalischen Pest angestellt haben. Wenn ich die große Beschränktheit des Raumes betrachte, den dieses ganz anderen Zwecken bestimmte Gebäude darbietet, so erscheint es mir überhaupt auffallend, daß unter den in so engem Raume zusammengedrängten Kranken, abgesehen von allem Ansteckungsstoffe, sich nicht die bösesten Formen ihrer fieberhaften Uebel unvermeidlich entwickelt haben sollten. Nur die vom Festlande völlig isolirte Lage der kleinen Felseninsel scheint hierzu Veranlassung gegeben zu haben; sollte man zu diesem Zwecke nicht eine der Prinzeninseln haben einrichten können? Ich fand das Gebäude im Zustande der traurigsten Vernachlässigung. Zahlreiche Steinplatten waren aus ihren Fugen gewichen, das Holzwerk zum Theil verrottet. Und doch muß das Auge des Großherrn auf diesen Thurm treffen, so oft er an die Fenster seines Marmorpallastes tritt. Freilich gehört der Blick auf Ruinen hier zu dem Alltäglichen. Die Aussicht von der mäßigen Höhe des Thurmes herab schweift besonders über den äußeren Hafen mit seinen zahlreichen, auf das neue Serail und die gegenüber, auf der europäischen Küste, prangenden Palläste; scheint es doch, als wolle man das asiatische Heimathland hintansetzen. Nur zu Seebädern wird die Umgegend des Thurmes jetzt besonders benutzt. — Unfern der Stelle schlug der Athenienser Chares die Flotte Philipps von Macedonien; nicht fern von dort errichteten nachher die dankbaren Byzantiner auf der asiatischen Küste den hülfbringenden Bundesgenossen Denkmal. Die türkische Regierung scheint seit 1856 eine ähnliche Anerkennung dargebrachter kriegerischer Hülfe nicht für zeitgemäß zu halten.

Geographische Lage und Klima. — Das Klima von Constantinopel ist ungleich rauher, als eine nördliche Breite von 41°, 00', 20'', bei einer Länge von 26°, 35', 40'' von Paris es erwarten lassen sollte. In der That beträgt seine mittlere Jahres-Temperatur 13° R. und erreicht mithin beinahe die von Neapel, Lissabon, mit Nîmes und Orange, welche sämmtlich 13°, 1' haben. Aber

*) De la peste orientale. Paris, 1839.

Byzanz ist dem oft herrschenden Andränge der nördlichen Luftströmung ausgesetzt, welche die Wellen des Bosporus aus dem nahen Pontus begleitet, die sich an dem Felsenfusse der Stadt brechen. Die wechselvolle, unbeständige Witterung des schwarzen Meeres, des Pontus axynos der Alten, dehnt sich, mit einer gewissen Vorliebe, gern nach Süden hinaus, gleichsam um die von dort herkommenden Schiffer vor seiner Bekanntschaft zu warnen. Letztere ermangelten deshalb im Alterthume nie, kurz vor dem Eindringen in das ungestaltliche Meer dem Jupiter und dem Poseidon Opfer darzubringen. Auch muß das Klima damals eben so wenig anziehend als jetzt gewesen sein, denn Stratonikus soll von dem Klima Thraciens im Allgemeinen, besonders jedoch von der Stadt Aenos (Enos) behauptet haben, der Winter herrsche dort vier Monate des Jahres, und die Kälte während der übrigen acht*). Der 1858 zu Coblenz verstorbene ausgezeichnete Ingenieur-General Fischer, der geraume Zeit im türkischen Heere gedient hatte, sagte mir einst, als ich über die Veränderlichkeit der Lufttemperatur am Rheine klagte, daß sie von der zu Constantinopel vorherrschenden in hohem Grade übertroffen werde. — Wer über diese Schwankungen genauere Auskunft zu erhalten wünscht, mag die dort von Hrn. Noë angestellten Thermometer- und Barometer-Beobachtungen nachsehen, welche durch Hrn. Rigler**) ausführlich mitgetheilt worden sind. Hier gebietet der enger an den Raum anzulegende Maßstab eine Beschränkung auf allgemeine Bemerkungen.

Mir selbst war der Zufall in der östlichen Metropole günstig. Ich fand die Luft im September sehr milde, was selbst noch für die Zeit des Anfanges der zweiten Hälfte des Oktobers galt. Aber während ich in der ersten Hälfte des letzteren Monats zu Brussa eine stets heitere, sonnige Atmosphäre genossen hatte, wünschte man mir bei der Rückkunft nach Stambul Glück, dem Sturm und Regen entgangen zu sein, der hier vorgeherrscht habe. Im September pflegt die Temperatur zwischen 11° und 17° R., im April zwischen 7° und 15° R. zu schwanken. Aber sie kann im August bis auf + 27° und 28° steigen, im Januar, selbst noch bis Mitte Februar's auf — 5 und 6° R., ausnahmsweise noch etwas tiefer sinken.

*) Musaeus, Lib. III, Cap. X, pag. 350.

**) Die Türkei und ihre Bewohner. 1. Bd. Wien, 1852. S. 23 u. f.

Der Schnee kann mitunter so stark fallen, daß die Verbindung zwischen den Wohnungen erschwert wird, wo denn auch die Zufuhr von Eis für den Sommer von außen her entbehrlich gemacht wird. Dennoch lehrt ein Blick auf die Vegetation, namentlich auf die herrlichen Cyressen bald, daß eine Kälte, die man in Mittel-Europa eine strenge nennen würde, dort nie vorkommen kann. Ich bemühte mich vergebens, die edle Cyresse am Rhein bei Bonn zu acclimatistren; der erste etwas strenge Winter nahm sie jederzeit fort. Dagegen gedeiht aber doch der Delbaum, das vegetative Wahrzeichen für ein den Namen des „milden“ wirklich verdienenden Klima's nicht. In der Vegetations-Ansicht mag ihn, weithin überwiegend, die majestätische orientalische Platane ersetzen. — Jedenfalls ist der strenge Winter hier kurz, was jedoch leider auch von dem Frühling gilt, der zu schnell vorübergeht. Ohne Regen bleibt nicht leicht ein Monat, und dennoch fand ich die Vegetation der umgebenden Ebene im September verdorrt; auch sah ich die Luft nur zu häufig mit Dunst und Staub erfüllt. Dennoch ist der Spätsommer wohl der genußreichste Theil des Jahres; ich erinnere mich immer noch dankbar des Behagens, mit welchem ich die laue Abendluft auf dem Hügel von Pera eingeathmet habe, dessen Fuß von dem, erfrischende Kühlung verbreitenden Meere gebadet wird. — Dagegen fand Hr. v. Prokešch*) um die Mitte Novembers das abscheulichste Wetter von der Welt, Sturm, Nebel, Kälte, Regen. „Die Gefahren einer um dieselbe Jahreszeit in die Propontis und die Dardanellen unternommenen Seereise“ schildert Hr. v. Prokešch mit so schwarzen und lebendigen Farben, daß jeder Leser sich dadurch angemahnt fühlen wird, zu solcher Unternehmung eine günstigere Jahreszeit abzuwarten. — Hr. Grisebach**) war so glücklich, von der zweiten Hälfte des April an dort einer stets heiteren Witterung, — nicht einem einzigen Regentag — zu begegnen, mit Ausnahme einiger Gewitterschauer. Die Atmosphäre war zugleich den größeren Theil des Tages un-
gemein durchsichtig. — Auch v. Callot sah im Winter 1830/31 zu Stambul auf den Straßen eben so wenig Schnee, als auf dem Gipfel des bithynischen Olympos. Am 3. Januar will er im Hafen sogar eine Temperatur von + 20° R. beobachtet haben (?). Außer

*) N. a. D. I. S. 480.

**) Reise nach Rumelien. I. Bd. Göttingen, 1841. S. 42.

ihm finde ich keinen andern Beobachter, der in so auffallender Weise begünstigt gewesen wäre. Vom Januar 1858 berichteten die öffentlichen Blätter sogar: daß die Einwohner genöthigt seien, sich durch enorme Schneemassen Wege zu graben, um von einem Hause zum andern zu gelangen. Mit einem Worte: „Veränderlichkeit“ ist der Name des Klima's von Byzanz.

Unter solchen Umständen kann es nicht fehlen, daß Erkältungs-Krankheiten, und namentlich Entzündungen der Athmungs-Organen, dort an der Tagesordnung sind. Das weichliche Haremleben und der Widerwille der Türken gegen körperliche Anstrengungen müssen das Hautorgan um so empfindlicher gegen raschen Temperatur-Wechsel machen. Die leichte Bauart der meisten türkischen Häuser und die Theurung des Heizungsmaterials, sowie Mangel an Defen kommen hinzu. Am übelsten befinden sich dabei die armen eingeschlossenen und mit Argus-Augen bewachten Frauen. Langeweile, Gram über ein vertrautes Leben und erzwungenes Stillsitzen geben wechselseitig die Veranlassung zu Nervenzufällen und Blutstokungen. Hämorrhoidalleiden sollen in keinem bekanten Orte häufiger als in Constantinopel vorkommen. Ebenso verkürzt Tuberkulose dort oft genug das Leben; Augenkrankheiten treten aber weiter gegen Süden mehr und mehr hervor, um in Egypten ihren Culminationspunkt zu erreichen.

Das Marmara-Meer und die Prinzen-Inseln. — Nicomedien und sein Golf. — Der Gök-dagh. — Nicäa. — Jenischehr. — Brussa und seine Ebene. — Ruinen des alten Schlosses. — Seidensabrikation. — Das Erdbeben von 1855 und seine Folgen. — Die Stadt und ihre Bewohner. — Volkszahl. — Grabmäler der Gründer der osmanischen Dynastie. — Wasserleitung. — Weinerzeugung. — Mosehern. — Beschneidungs-Feierlichkeit. — Warme Bäder von Brussa und Eschekirghe. — Klima und geographische Lage. — Asklepiades von Bithynien. — Der bithynische Olymp. — Der Boden der Ebene und seine Cultur. — Die Vegetation. — Ritt nach Gemlik. — Das Katerlü-Gebirge. — Rückkehr nach Constantinopel.

Der Theil von Kleinasien, dessen bewohnte Hauptpunkte die Städte Scutari, Nicomedien (Ismid oder Iskimid), Nicäa (Isnik), Jenischehr, Brussa, darstellen, hängt mit Constantinopel und dem Bosporus, ungeachtet der Trennung durch einen Meeressarm, so innig zusammen, daß schon um deswillen ihr Besuch für Den unentbehrlich ist, der die Metropole nicht bloß in ihrem Innern, sondern auch nach ihren nachbarlichen Beziehungen kennen lernen will. Außerdem bietet aber die jene Städte umgebende Landschaft, mit dem bithynischen Olymp und seinen Gebirgs-Verzweigungen, ein hohes naturhistorisches Interesse; die Geschichte zeigt uns sodann gerade hier, oder in der nähern Nachbarschaft, das Beginnen mächtiger Staats-Umwälzungen; — das Reich der Osmanen faßte hier festen Fuß, ehe es die habgierigen Augen auf das reiche Ostland von Europa zu werfen wagte.

So begab ich mich denn am frühen Morgen des 4. Oktober zu dem im äußeren Hafen liegenden Dampfschiffe, welches die Fahrt nach Ismid, Mudania und Gemlik wöchentlich einmal regel-

mäßig unternimmt. Eine aus Armeniern und Griechen zusammengesetzte Privat-Gesellschaft hatte damals von der Regierung die ausschließliche Concession für diese Dampfer-Linie erhalten. Das von Engländern gemachte Anerbieten einer Concurrenz, die für das Publikum ohne Zweifel von höchstem Nutzen gewesen sein würde, war zurückgewiesen worden. Mein Begleiter und Dolmetscher auf dieser Excursion war ein unirter Grieche, der dieselbe Reise, guten Zeugnissen gemäß, schon mehrmals gemacht hatte. — Wir langten zu der für die Abfahrt bestimmten Zeit, um 7 Uhr Morgens bei unserm Dampfschiffe an, welches wir außerhalb des Einganges zum goldnen Horn, zwischen zwei österreichischen Klob-Dampfschiffen, bereits durch einen dichten Knäuel von Kaiks und Barken aller Art eingeschlossen fanden. Ihre unter einander hadernden Führer verübten durch Geschrei, Schelten und Lärmen einen wahrhaft betäubenden Tumult. Hier und da kam es zwischen den Bootsleuten zu Thätlichkeiten, indem jeder zuerst an die schmale Schiffstreppe anlegen wollte. Während eines solchen Conflictes kam mein Kopf in eine sehr unangenehme Berührung mit der Stange eines Kaikschiffes, der freilich mein an seinem Streite unschuldiges Haupt gewiß nicht hatte treffen wollen. Von einer beschwichtigenden oder einschreitenden Polizei-Gewalt wurde nichts sichtbar. Nach Fährlichkeiten mancher Art war es uns endlich gelungen, die ersehnte Treppe zu erkämpfen; wir mußten sie gleichsam im Sturm ersteigen. Das Deck fanden wir von lagernden Menschen dicht bedeckt; Frauen und Kinder hatten der Zahl nach das Uebergewicht, — hier und da tauchte auch das schwarze Gesicht einer Sclavin aus der langen Reihe auf. Alle diese Deck-Passagiere hatten sich auf mitgebrachten Decken, Teppichen oder Matrasen möglichst wohnlich eingerichtet; schon dampfte der Kaffetopf im Kreise mancher dieser Familien. — Kurz vor acht Uhr lichtete endlich unser mit zwei Rädern versehenes Dampfschiff die Anker; von diesem Augenblicke an nahmen vorläufig die außerhalb des Schiffes befindlichen Gegenstände die Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch. Nachdem sich unser Dampfer mühsam durch Hunderte von Schiffen, Barken und Kaiks hindurch gedrängt hatte, erwartete ich einige Beruhigung des ohrzerreißenden Getümmels. Ich hatte mich verrechnet; neben Kindergeschrei machten sich kreischende Weiberstimmen hörbar; das tiefere Gemurmel der Männer bildete den anhaltenden Grundton zu diesem unmelodischen

Schiffs-Concerte. In diesem maßte sich aber das Primat ein junger Türke an, der, auf einem Radlasten thronend, mit einer wahrhaft unverwüthlichen Ausdauer, die besseren Erfolges würdig gewesen wäre, unaufhörlich sang, mit einem Tambourin sich selbst begleitend. Alle meine Anstrengungen, aus seinen Tönen irgend eine geordnete Melodie heraus zu hören, waren vergebens; ein Chaos von Tönen schien auf den Urfang aller Musik hinzudeuten. Doch mußte der Sänger auf duldsame Ohren rechnen können, denn ich bemerkte keine Unzufriedenheit in den Physiognomieen der Nahesitzenden ausgedrückt, obgleich anderer Seits ihm auch Niemand besondere Aufmerksamkeit zuwendete; — eben so wenig sah ich ihm Spenden zufließen. — Leichter ließen sich die ohrquälenden Töne während des Anschauens so großartiger Naturschönheiten überhören, wie sie hier mannigfach wechselnd an dem Wanderer vorüber gleiten. Unser Schiff bewegte sich anfänglich, nahe dem europäischen Ufer, längs der Gärten des neuen Serails hin, um sodann ihre äußerste östliche Spitze umkreisend, in das Meer von Marmara einzulenken. Leider war die Atmosphäre mit Dünsten so erfüllt, daß fernere Gegenstände im Nebel verschwammen; nähere Punkte aber traten, von der Morgensonne beleuchtet, glänzend hervor, unter denen rechts die Sophienkirche, der Thurm des Seraskiers und die Moschee Sultan Ahmed, links der Bulgurlu mit Scutari als fixe Standpunkte den Blick immer wieder von neuem anzogen. In der Propontis angelangt, blieben mir die asiatische Küste, sowie die gewaltigen sieben Thürme der europäischen Seite, mit den südlich weiterhin folgenden nächsten Dörfern, ziemlich fern. Dagegen fuhren wir an der Nordostseite der Prinzen-Inseln so nahe hin, daß ich diese genau zu übersehen vermochte. Man findet gewöhnlich sieben dieser Inseln aufgeführt; ihrer sind jedoch neun, mehrere von ihnen unbewohnt. Die auf unserm Wege zuerst auftretende Insel Prote oder Prosti, erschien uns sehr schwach bevölkert. Anders war es zur Zeit des byzantinischen Kaiserthums. In einem früh hier erbaut gewesenen Kloster endeten zwei griechische Kaiser, einer von ihnen (Romanus Diogenes) sogar mit ausgestochenen Augen, außer ihnen zahlreiche Prinzen und Minister das Leben. Die graue menschenarme Insel schien gegenwärtig über ihren früheren Henker-Beruf selbst zu trauern. — Die zweite Insel Antigona, die bei den Byzantinern Terebinthos oder Panormos hieß, ist bewohnter. Sie trägt

nahe am Ufer die Ruinen eines großen Schlosses, welches durch eine Feuersbrunst schon um dieselbe Zeit zerstört worden ist, als die Perser Chalcédon vernichteten. An der Anhöhe finden sich noch die Ruinen eines Klosters, welches den byzantinischen Kaisern gleichfalls zum Verbannungsorte diente. Hier kerkerte man unter Anderen den h. Methodius sieben Jahre in einem Grabe ein, um ihn hernach zum Patriarchen von Constantinopel zu machen. Die dritte Insel, Chalki, zeichnet sich durch Baumgruppen, unten Pinien, oben Eichen, und mehrere grüne Thäler vortheilhaft aus. Drei griechische Klöster decken die Spitzen von drei Hügeln, wodurch die ganze Insel eine dreiseitige Gestalt bekommt; unter ihnen liegt das Kloster St. Georg 550' über dem Meere. In früherer Zeit wurden hier Kupfergruben ausgebeutet; gegenwärtig macht man hierher im Frühlinge und Herbst häufige Lustfahrten. Eben deshalb sind jetzt freundlich einladende Landhäuser entstanden und ein in's Meer hinein reichender hölzerner Damm ist zum Anlegen der Dampfschiffe bestimmt, die bei guter Jahreszeit wöchentlich zwei Mal von der Hauptstadt hierher und wieder zurück fahren. — Von den übrigen Inseln erwähne ich nur der umfangreichsten unter allen, Prinkipos. Ihre hervortretenden Felsparthieen erscheinen röthlich; grüne Thäler ziehen sich aber weithin und dienen besonders den Griechen der Hauptstadt häufig zu angenehmen Ausflüchten. Die Reinheit und Milde der hier vorherrschenden Seeluft wird besonders gerühmt. Auch diese Insel ernährt drei Klöster, deren eines ursprünglich von der berühmten Kaiserin Irene, der Verbündeten Karl's des Großen, erbaut wurde, sich selbst zum Aufenthalte in künftiger wohlverdienter Verbannung.

Von nun an südlich steuernd, näherten wir uns der asiatischen Küste mehr. Jetzt fehlte es nicht an Müße, die sich auf dem Schiffe selbst darbietenden Gegenstände abermals, und jetzt näher in's Auge zu fassen. Es ergab sich, daß für die Passagiere des ersten Platzes außerhalb der Kajüte kein besonderer Raum auf dem Verdecke vorhanden war; jeder Versuch zur Körperbewegung mußte mit Uebersteigen von zahlreichen Beinen ausgestreckt Lageruder erkauft werden. Freilich waren solcher Passagiere nur vier oder fünf vorhanden. — Das Hinterdeck schien dem weiblichen Geschlecht und den Kindern vorzugsweise eingeräumt zu sein. Unter ihnen zeichneten sich einige Griechinnen durch regelmäßige Gesichtszüge, glänzende schwarze Augen, hochge-

wölbte Augenbrauen und kleinen Mund vortheilhaft aus. Bei den verschleierten Türkinen sank im Laufe der Reise der Schleier mehr und mehr; nur eine alte Frau bemühte sich, selbst während des Essens den zahlosen Mund dicht verdeckt zu erhalten, wodurch während des Kauens wahrhaft komische Figuren entstanden. Es befand sich unter den jüngeren Türkinen keine, die eines Malers Aufmerksamkeit anhaltend auf sich gezogen haben würde; über die oft angenehmen Gesichtszüge lagerte sich fast immer der Ausdruck des Hinwinkens und der Erschlaffung, — kein aufblitzendes Feuer drang aus den matten Augen hervor. Die Laugeweile des Harems übte also ihren Einfluß andauernd auch noch während der größeren Freiheit bei der Seefahrt. Eine ungewöhnlich häßliche Negerclavin von starkem Knochenbau rauchte unaufhörlich in Papier gewickelte Cigarren; die Nägel der dicken Finger hatte sie sorgfältig roth gefärbt. So anmaßend die Clavin, so bescheiden erschien die neben ihr sitzende, nicht rauchende türkische Herrin. Ein ähnliches Verhältnis soll sich im Innern des Harems nicht selten herausstellen. Unter den Männern wurde einem alten Derwisch mit langem grauen Barte besonders achtungsvoll begegnet; er trug die gewöhnliche spitze graue Filzmütze auf dem geschorenen Haupte. In seiner Nähe unterhielt sich ein griechischer Geistlicher unaufhörlich mit seiner Frau und einem Kinde, ohne von den Dingen außer ihm jemals Notiz zu nehmen. Der unter den zahlreichen Gruppen mit offenem Beutel mühsam herumsteigende Schiffs-Conducteur brachte etwas mehr Mannigfaltigkeit in die bewegte Scene, indem er das Fahrgeld einkassirte; er schien ein Armenier zu sein. Der Schiffs-Capitän, ein lebhafter kräftiger Mann, war aus Ragusa, welches sehr vielen Handelsschiffen des mittelländischen Meeres die Führer liefert. — Der erste Ort der Küste, bei welchem unser Schiff anlegte, um Passagiere auszusetzen und einzunehmen, war das Dorf Aridschi. Von hier aus begaben wir uns zu dem gegenüber liegenden Ufer, nachdem wir tiefer in den Golf von Ismid vorgebrungen waren, um gegen Mittag vor Kara-Mussal Anker zu werfen. Dieses etwas ansehnlichere Städtchen breitet sich, amphitheatralisch aufsteigend, an einer Anhöhe aus und gewährt einen malerischen Anblick. Am Ufer sahen wir einige Küstenschiffe auf dem Werft liegen; wegen dieses Schiffsbaues und seiner trefflichen Granatäpfel war der Ort schon bei den Alten berühmt. Weiter

südöstlich am Ufer hinfahrend, boten sich uns grün bis zur Spitze bewaldete Anhöhen, mitunter von ansehnlicher Höhe dar, an deren Fuß freundliche Dörfer mit rothen Ziegeldächern nahe auf einander folgten. Die auf der europäischen Seite fast unvermeidlichen Strohdächer waren hier verschwunden. Die Wirkung hiervon auf den Beschauer wurde besonders begünstigt, als zwischen 12 und 1 Uhr die Sonne jede Spur von Nebel aus der Atmosphäre verjagt hatte. Hell und klar traten nun alle Linien des nahen lachenden Ufers hervor, und es schien in der That, als ob hier eine heitere Natur den Druck der Menschenhände erleichtert habe. Kleine Segelschiffe zogen gleichzeitig hin und her. Endlich näherten wir uns dem innersten geschlossenen Ende des Golfs, und ließen vor der Stadt, die ihm den Namen gegeben hat, vor Iskimid (Ismid), dem alten Nicomedia, den Anker fallen. Leider ist der Golf vor der Stadt so seicht, daß sich unser größeres Schiff der hölzernen Landungsbrücke nicht zu nähern vermochte; wir wurden in Rachen an das Land gesetzt.

Die Stadt verdient den Namen eines elenden Dorfes, welchen ihr die Reisebeschreiber aus dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gegeben, zur Zeit keineswegs. Eine etwas steile Fels-Anhöhe ist mit Häusern recht eigentlich bedeckt; sogar außerhalb der Ueberreste ehemals fester Ringmauern findet sich noch eine Anzahl von Wohnungen, die freilich den Ansprüchen, welche wir an städtische Häuser zu machen gewohnt sind, wenig entsprechen. Die wohlhabenderen Einwohner scheinen sich in einige Straßen zusammengedrängt zu haben, welche parallel mit dem Meeresufer, in der schmalen Ebene zwischen ihm und der Anhöhe verlaufen. Ein lebhafter Verkehr gab sich hier kund, der wohl durch die eben erfolgte Ankunft des Dampfschiffes aus Constantinopel vermehrt sein mochte. Einige unter rechtem Winkel auf jene stoßende Straßen, welche vertical den Hügel hinansteigen, verlaufen etwas zu steil. Bei der Nachfrage nach einem Gasthose verwies man uns auf ein Kaffehaus, welches unmittelbar am Meere lag. Der ziemlich geräumige viereckige Saal desselben schwebte gleichsam über dem Meere, indem seine hölzerne Unterlage auf Säulen von weißem Marmor ruhte, die wahrscheinlich den Ruinen ehemaliger Prachtgebäude entnommen waren. Die Einrichtung desselben erschien ungemein einfach. Die Geräthe beschränkten sich auf eine an der Wand herumlaufende

Bank und einige lange Tische. Aber die Aussicht aus den hohen schmalen Fenstern auf das belebte Meer und die gegenüber liegende Küste war entzückend schön, und schaffte reichen Ersatz für den Mangel an Comfort. Eine Anzahl aus- und eingehender Griechen unterhielt räuchend eine sehr lebhafte Conversation. Nördlich von der Stadt befindet sich die Rhede, auf welcher 10—12 kleine Handelschiffe lagen. Man treibt Schiffsbau; ein kleines Kriegsschiff wurde für die Regierung so eben hier gebaut. Die geräumige Bucht würde hierzu ausgezeichnet brauchbar sein, wenn man sie durch einen in das Meer hinaus zu ziehenden Damm gegen die Nord- und Nordost-Stürme schützen wollte.

Um 4 Uhr Nachmittags machte ich mich zu Pferde auf, um die Ueberreste der alten Stadt zu beschaun; unser Führer mußte viele fabelhafte Dinge von ihr zu erzählen. Der Weg führte an der südlichen Seite der Stadt in die Höhe. Wir passirten eine türkische Grabstätte, die mit den prachtvollsten Cypressen bedeckt war, zwischen denen die rothen Früchte zahlreicher Granatbäume hindurch schimmerten. Der Granatbaum gedeiht hier ohne alle menschliche Pflege besonders üppig. Auf dem Gipfel der etwas über 300' hohen Anhöhe stießen wir auf die Reste eines ansehnlichen runden Thurmes, der allerdings seiner äußeren Bekleidung verlustig gegangen war, dessen Bauart jedoch über seinen römischen Ursprung keinen Zweifel übrig läßt. Zwei andere, in regelmäßigen Entfernungen auf einander folgende runde Thürme erschienen ungleich mehr zerstört. In der, jene Thürme miteinander verbindenden starken Mauer treten scharf behauene Massen von weißem Marmor, eben so Bruchstücke von Säulen hervor. Auf der Spitze folgten endlich noch Reste von viereckigen Thürmen, deren einem ein Theil seiner aus weißen Quadern bestehenden Bekleidung noch verblieben ist. Inschriften bin ich nicht gewahr geworden. Sie würden sich vielleicht finden, wenn man die üppig wuchernden Schlinggewächse, Ephen, Brombeeren, Waldrebe u. s. w. hinwegrücken oder Marmor-Fragmente hervorziehen wollte. Der Weg, den wir an der Nordostseite der Stadt außerhalb der Mauerreste hinabstiegen, war ziemlich steil und unbequem. In der Ebene angelangt, wendeten wir uns dem sehr geräumigen christlichen Begräbnißplatze zu, der mit wahrhaft colossalen Terebinthenbäumen geschnückt ist. Im Schutze des durch sie gebildeten mächtigen grünen

Landdaches dehnen sich viele Reihen von Grabsteinen aus grobem Marmor hin, die wagerecht den Grabhügel bedeckend, lange armenische oder griechische Inschriften trugen. Mir fiel die Sitte auf, das Geschäft des Verstorbenen auf die Steine durch ein Emblem kenntlich zu machen; so finden sich hier zahlreiche Schneider-Scheeren, Ellen, Winkelmaße und dergleichen. Unfern dieses durch seinen majestätischen Baumschmuck interessanten Platzes, unmittelbar am Fuße des Hügels sah ich eine neu aufgeführte und weiß überstrichene Mauer ein ansehnliches längliches Viereck umschließen. Auf meine Frage nach seiner Bedeutung erfuhr ich, daß dies der Begräbnißplatz der Engländer sei, die hier während des letzten Krim-Feldzuges ein bedeutendes Kavallerie-Depot unterhielten. Sie standen bei den Einwohnern fortwährend in gutem Andenken, wozu ihre gefüllten Borseu wesentlich beigetragen haben mögen. — Ungeachtet der vorgerückten Jahreszeit umfing uns eine ungemein milde Atmosphäre; gewiß hatte sie wesentlich daran Theil, daß der fruchtbare Boden der Ebene allenthalben mit einer üppig grünenden Vegetation bedeckt war. Zwischen zahlreichen, gut bebauten Gärten führte mich endlich ein breiter, südwärts verlaufender Weg zur Stadt zurück. Während dieses Ganges hatte ich hinlängliche Muße, den wohlthätigen Einfluß des milden Klima's zu bewundern. Hoch gezogene Nebengehänge erschienen geschmückt mit einem Fuß langen Trauben, deren ausgepreßter Saft einen feurigen Wein gibt, der sich unsern Dessertweinen ebenbürtig anreihen würde. Viele Maulbeerbäume deuten darauf hin, daß man Seidenbau treibt; mehrere dergleichen fand ich später noch auf der gegenüber liegenden Seite des Golfs. Man sagte mir, daß drei Stunden von hier sich eine ansehnliche Seidenfabrik befinde. Ebenso gedeiht der Delbaum, den ich später weder in Nicäa noch in Brussa fand. Riesige orientalische Platanen verschönern hier und da die Landschaft. In den Marktbuden hatte ich Nachmittags bereits einen großen Reichthum von Früchten ausgestellt gesehen, deren malerische Zierde Granatäpfel, aufgeschnittene, ihr rothes Mark darbietende Wassermelonen, Liebesäpfel, die Früchte von Solanum Melongena, Melonen und Kürbisse verschiedener Form bildeten.

Nach dem von Nicomedien gewonnenen Ueberblicke ergriff mich tiefes Bedauern darüber, daß dieser so überreich ausgestattete Punkt der Erde durch Barbarei zu seinem gegenwärtigen Verfall

hat herabgewürdigt werden können. Nahe am inneren östlichen Ende eines großen Golfes, ähnlich wie das nahe Gemlik, auf dem nördlichen Ufer gelegen, ist es vom Meere aus ebensowohl wie vom Lande her leicht zugänglich. Der unerschöpfliche Reichthum des Bodens seiner Umgebungen, des Meeres an Fischen, der üppigen feuchten Thäler der Nachbarschaft als Viehweiden, die zu alledem gehörige milde, meistens reine Atmosphäre, schaffen aus ihm einen Juwel, der jeden Kaisersitz schmücken würde. In politischer Hinsicht kommt noch hinzu, daß Nicomedien beinahe gleich weit vom Ausflusse der Donau, wie von dem des Euphrat entfernt liegt. Auch ist dies früh schon vollständig gewürdigt worden, und Scott Waring*), der 1805 hier war, behauptet sogar, daß Nicomedien nach Constantinopel der am vortheilhaftesten gelegene Ort der Welt sei. Diocletian, derjenige unter den römischen Imperatoren, in welchem sich tiefe Staatsklugheit und Energie mit voller Anerkennung der Kräfte und der Schönheiten der Natur am meisten vereinigte, wählte Nicomedien zu seinem Herrscheritz, nachdem er von dem weiten römischen Reiche die reichen asiatischen Provinzen, Egypten und Thracien in der Theilung für sich behalten hatte. Der glänzende Hof zog bald zahlreiche Einwohner aus allen Weltgegenden hierher; Gibbon**) behauptet sogar, daß die Stadt damals an Einwohnerzahl nur hinter Rom, Alexandria und Antiochien zurückgeblieben sei. Der von den Resten der Ringmauer heute noch umschlossene Raum würde indessen nicht im Stande gewesen sein, eine solche Menschenmasse in sich zu fassen, und es müßten also ansehnliche Vorstädte vorhanden gewesen sein, von denen nur wenige Spuren noch sichtbar sind. — Palläste, Tempel und Luxusgebäude aller Art sproßten üppig empor. Freilich ging damals aus diesem Orte auch das scharfe Edikt zur Verfolgung des Christenthums aus, durch welches der Kaiser die emporstrebende Macht desselben noch niederbeugen zu können wähnte. Die völlige Fruchtlosigkeit des grausamen Unternehmens hat, neben langwieriger Kränklichkeit, vielleicht nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß Diocletian 305

*) Voyage de l'Inde à Chyras. Traduit de l'Anglais par M. Paris, 1813. pag. 265.

**) Geschichte des Verfalls des römischen Reiches. U. d. Engl. von Wendt. I. Leipzig, 1779. S. 419.

n. Chr. bei Nicomedien die Krone feierlich niederlegte, um sich nach Salona in ländliche Ruhe zurückzuziehen, und die dalmatische Erde mit eigenen Händen zu bebauen. Der damals 59 Jahre alte Kaiser befand sich im 21. Jahre seiner Regierung, nachdem er kurz zuvor in Rom den letzten großen Triumph gefeiert hatte, welchen die ewige Stadt in ihren Ringmauern sah, auf der höchsten Staffel des Glückes stehend. Die erstaunten Völker hatten unter solchen Umständen nie ein Beispiel so wohl überlegter, ruhiger Entfagung erlebt, als es damals Nicomedien bewunderte.

Auch Constantin I. erachtete Nicomedien für würdig, sich im letzten Abschnitte seines Lebens dorthin zurückzuziehen. Der Ort erfuhr die Gunst der damals erwachten Banlust des Kaisers mit Byzanz, Trier, Jerusalem und Helenopolis zugleich. — Unfern des Ortes starb er 337 n. Chr., in dem Schlosse Ankyron, von welchem auf einer Anhöhe noch einige Ruinen sichtbar sind; die Türken nannten es Hareke. Bald nach ihrem Siege bei Köjan-hissar (Bapheum) nahmen sie unter Aghe-Rod-scha auch Nicomedien ein, 14 Jahre nach der entscheidenden Schlacht von Chrysoopolis. — Der Bischof Eusebius von Nicomedien hatte den Kaiser bewogen, die Lehren des Arian anzunehmen und mehrere katholische Bischöfe zu vertreiben. Doch erst auf dem Todtenbette ließ sich Constantin taufen. Nachdem er Augenzeuge von der Nutzlosigkeit der Christenverfolgungen gewesen war, suchte er das Heidenthum nur durch Ueberredung allmählig zu verdrängen und der Erfolg entsprach seiner Absicht. So wurde Nicomedien eine Haupt-Zeugin des gewaltigen Kampfes zwischen Heidenthum und Christenthum, sowie des entscheidenden Sieges des letzteren. Beide dort residirende Kaiser hatten wohl nicht die entfernteste Ahnung davon, daß späterhin weder der eine noch der andere Cultus dereinst daselbst regieren, sondern eine dritte Religionspartei sich den Weg hierher mit Feuer und Schwert bahnen würde.

Mir aber bot das einst so reiche Nicomedien zum Nachtlager nur die hölzerne Britsche eines Abschnittes des erwähnten Kaffehauses dar, die denn, mit einem Teppich bedeckt, auch genügte. Es war mir auffallend, daß der Wirth mir sein Kaffeelocal für die Nacht völlig anvertraute, indem er selbst sich zu seiner Familie zurückzog, die in einem andern Gebäude wohnte. Obgleich unser Nachtlager von allen Seiten ziemlich frei und zugänglich war, so

wurden wir in der Ruhe durch nichts, als nur durch einige Katzen gestört, die der Geruch einiger Lebensmittel zu Diebereien herbeigelockt hatte.

Am 5. October, Morgens, hatte ich beschlossen, die Reise nach Nicäa, und zwar auf einem nicht gewöhnlichen Wege, fortzusetzen. Vom östlichen Ende des südlichen Ufers des Golfs aus erhebt sich nämlich eine ansehnliche Berggruppe, welche die Türken, ihrer Höhe wegen Gök=dagh, „Himmelsberg“ nennen. Ueber sie führt der nächste, zugleich aber auch der beschwerlichste Weg nach Nicäa. Die meisten Reisebeschreiber haben das Gebirge in der Ebene umgangen. Nur v. Hammer*) wählte denselben Weg in umgekehrter Richtung. Doch vermied er augenscheinlich die steilen Höhen, indem er von Nicäa aus erst das westliche Ufer des Sees einige Stunden weit nach abwärts verfolgte, ehe er sich von dort aus nach rechts dem Gebirge zuwendete. Ebenso umwanderte v. Hammer, nachdem er gegen den Golf von Nicomedien hinabgestiegen war, das geschlossene östliche Ende desselben, um zu der Stadt zu gelangen, wohingegen ich in grader Linie direct über das Meer setzte und hernach den kürzesten Weg über die ziemlich steile Höhe verfolgte, welchen die leichter beladenen Lastthiere zwischen beiden Städten zu nehmen pflegen. Ein specieller Grund zu dieser Wahl lag in meinem Wunsche, das auf der Südseite des Golf's sich öffnende Thal von Salowa zu besuchen. In diesem liegen nämlich, eine halbe Stunde vom Meere entfernt, berühmte Mineralbäder, durch deren Gebrauch zur Zeit des Constantin dessen Mutter, die Kaiserin Helena geheilt wurde. Zum Andenken dieses Erfolges nannte der Kaiser den Ort Helenopolis und stattete ihn mit kostspieligen Bauten aus. Die Türken nennen das Bad Salowa=Hamam, auch Kuri= oder Dagh=Hamam. Die byzantinischen Wasserleitungen wurden mit einer solchen Solidität gebaut, daß sie noch heute brauchbar sind. Seit dem Jahre 1846 verdankt man einem wohlhabenden Armenier ihre Wiederherstellung. Wir finden bei Hrn. Dr. Rigler**) die erste genauere Nachricht über dieses wieder aufgelebte altberühmte Bad, dessen Wasser von einem Schüler Liebig's, Hrn. Smith, chemisch untersucht wurde. Nach diesem

*) Reise von Constantinopel nach Brussa. Pesth, 1818. S. 125 u. f.

**) Die Türkei und deren Bewohner. Th. 1. Wien, 1852. S. 19.

Chemiker liefern die hier sprudelnden 9 Quellen ein schwach nach Schwefelwasserstoffgas riechendes warmes Schwefelwasser, dessen Temperatur sich bis zu 53 und 55° R. erhebt. Das ihm entströmende Gas ergibt keine Kohlensäure, wohl aber 97 pCt. Azot. Spuren von Eisen fehlen. Das Wasser ist dem von Bath in England sehr ähnlich. — Prof. Grisebach überschritt, vom Thale von Salowa aus nach Basardschyt gehend, den Sfamanlü, dessen Höhe er hier zu 2500' schätzt. — Als ich am südlichen Ufer des Golfs gelandet war, nöthigte mich leider der gänzliche Mangel an Communicationsmitteln, den Besuch des Bades aufzugeben, der unter diesen Umständen einen zu ansehnlichen Zeitaufwand gefordert haben würde.

Schon die Ueberfahrt über den Golf würde am frühen Morgen unmöglich gewesen sein, wenn nicht der Capitän einer Handels-Brigg, welche bei Nicomedien Getreide einlud, so freundlich gewesen wäre, mir seine Barke anzubieten. Er selbst machte die Ueberfahrt mit, indem er am jenseitigen Ufer eine Jagdpartie beabsichtigte. Die Barkenführer von Nicomedien waren an diesem Morgen beschäftigt, zahlreiche Passagiere und Güter an das gestern gekommene Dampfschiff zu führen, welches nach Constantinopel zurückfuhr. Unsere offene Barke wurde aber von fünf Ruderern rasch über das spiegelglatte Meer geführt. So konnten die mannigfach wechselnden malerischen Ansichten von Nicomedien und seiner Umgebung in voller Ruhe genossen werden. Zugleich war der Himmel bedeckt, was die Durchsichtigkeit der Luft zu befördern schien, indem es eben so die Beschwerden der grellen Sonne abwendete, denen wir sonst in dem offenen Fahrzeuge nicht entgangen sein würden. Das Thermometer zeigte im Schatten um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr 14° R. Die angenehme kleine Seefahrt war innerhalb $\frac{3}{4}$ Stunden beendigt, nachdem die vier oder fünf Minarets von Ismid, die sich längs des Ufers hinziehen, allmählig aus dem Gesichte verschwunden waren. Jenseits angekommen, legten wir bei einer kleinen, wankenden hölzernen Brücke an und befanden uns sogleich in einem aus wenigen Häusern bestehenden Dorfe, welches mit zahlreichen Maulbeer-Pflanzungen umgeben war. Dies ist das ehemalige Cribolus. Es gelang mir, hier einen Lastträger zu miethen, der es übernahm, meine Effekten bis zu dem nächsten Dorfe bergan zu tragen. Eine Stunde lang zog der Fahrweg gegen die Anhöhe hin durch eine

Ebene, rechts und links zwar von Hecken eingefast, die jedoch schlecht unterhalten, an vielen Orten völlig fehlten. Allmählig hob sich der Boden und wurde zuletzt ziemlich steil, so daß die endlich hervorgetretene Sonne das Steigen sehr beschwerlich machte. Eine halbe Stunde von der rechten Seite unseres Weges entfernt, also nördlich, blieb ein ansehnliches Dorf liegen, welches unser Führer Beni-köi nannte; es soll von Griechen allein bewohnt sein und zeigte eine nette freundliche Außenseite. Unser nächstes Ziel aber war das armenische Dorf Bagdschedschyk, d. h. Gärtchen, welches wir um 10 Uhr erreichten. Es verdient seinen Namen vollkommen. Ein horizontal streichender Vorsprung des Berges ist mit einer ansehnlichen Zahl von hölzernen Gebäuden bedeckt, die größtentheils zweistöckig sind. Von jenem Vorsprunge erstrecken sich zwei tiefe Thal-Einschnitte nach abwärts gegen den Fuß des Berges hin, die mit einer reichen grünen Vegetation ausgestattet sind. Auch hier waren Maulbeer-Bäume sehr zahlreich, und im Thale hatten wir schon ein langes hölzernes Gebäude bemerkt, welches zur Zucht der Seidenraupe bestimmt war. Da ich an einem Sonntage anlangte, so fand ich die armenische Bevölkerung im sonntäglichen Putze. Vor dem Eingange in das Dorf schien sich die gesammte Kinderwelt versammelt zu haben. Zur Linken des Weges befanden sich die Mädchen, zur Rechten die Knaben. Sie zeigten durchschnittlich eine regelmäßige Gesichtsbildung mit ausdrucksvollen Augen; die Farbe mitunter blaß. Schwarzes Haar und schwarze Augen mit hochgewölbten Augenbrauen zeichneten besonders die Mädchen aus; gerade stark hervortretende Nasen erschienen bei beiden Geschlechtern. Der Kopfsputz der Mädchen bestand größtentheils aus rothbunten Tüchern; eine von ihnen trug jedoch ein goldgesticktes seidenes Kopftuch, ein kurzes Kleid von buntem baumwollenen Zeuge und weite weiße Beinkleider, — eine offene Weste von gelber Seide vollendete den Putz. Sämmtliche Mädchen waren mit weißen Strümpfen und Schuhen bekleidet. Die Knaben erschienen zwar barfuß und mit bloßem Kopfe; alle aber waren reinlich und nett gekleidet. Eine kurze weite Hose wurde bei ihnen durch eine rothe wollene Schärpe fest gehalten. — In der Mitte des Dorfes erreichte ich einen engen Marktplatz und auf ihm zahlreiche Männer des Dorfes mit mehreren Pferden versammelt. Ein Wirthshaus fand sich nicht vor. Auf meine Nachfrage danach führte mich indeß ein freundlicher

Armenier in sein anständiges Haus; hier geleitete mich die Hausfrau sogleich eine Treppe hoch in das beste Zimmer. Ermüdet und mit Schweiß bedeckt, wie ich war, streckte ich mich sogleich auf eine der hölzernen Bänke, die mit Teppich und einem wollegefüllten Kopfkissen versehen war; die geschäftige Frau deckte mich mit meinem Mantel zu, damit ich von der Zugluft nicht leiden möchte, denn Fenster waren in den für sie bestimmten Oeffnungen nicht zu finden; diese konnten nur durch hölzerne Laden geschlossen werden. Auch besorgte sie ein Frühstück, welches aus Pisslaw, gekochten Eiern, Trauben, aus jungem und altem Wein bestand. Der erstere hatte einen milden angenehmen Geschmack, und wurde von mir dem letzteren, einem feurigen Getränke, vorgezogen. Die vorangegangene Anstrengung durch das Bergsteigen hatte wesentlich dazu beigetragen, das Mahl trefflich munden zu lassen; die der Frau dargereichte wohlverdiente Erkenntlichkeit wurde von derselben mit dem Ausdrucke eines Gemisches von Freude und Staunen angenommen, — türkische Reisende mochten sie daran gewöhnt haben, ihre Gastfreundschaft unbelohnt bleiben zu sehen. — Mein Dolmetscher miethete inzwischen drei Pferde mit zwei Führern, welche Tags zuvor Getreide nach dem Golf herunter gebracht hatten. Ein glücklicher Zufall wollte, daß einer dieser Männer ein Polizei-Diener aus Isnik (Nicäa) war, der den dorthin führenden Gebirgspfad genau kannte. Mit ihm wurde ein Contract für die Reise bis zu jenem Orte hin, mit Uebernachten unterwegs in einem türkischen Dorfe, für die Summe von 225 türkischen Piaßtern, etwa 25 Frs., abgeschlossen, eine Summe, die ich späterhin als eine ungemein mäßige erkannte, nachdem ich die Pferde bei dem Uebersteigen so steiler Anhöhen ungewöhnliche Schwierigkeiten hatte überwinden sehen.

Das von uns zu übersteigende Gebirge, der Gök-dagh der Türken, ist der Libus der Alten, eine nach Süd-Osten streichende Fortsetzung des Sjamanlü, des Arganthonios der Griechen. Seine Lage ist von Hrn. Kiepert, auf seiner Karte des türkischen Reiches in Asien, 1853, richtig bezeichnet. Der nach Westen gerichtete Ausläufer des Sjamanlü in das Meer, bildet das Vorgebirge Bosborun, welches die Golfe von Iskimid und Isnik scheidet. Der Gök-dagh trennt das östliche Ende des Golfes von Iskimid von dem Isnik-Göl, dem See von Nicäa, dessen nördliches Ufer durch eine ungefähr halbe Stunde breite Ebene von den süd-

lichen Vorhügeln des Gebirges geschieden bleibt. Aus seinen zahlreichen Bergbächen empfängt der Sakarja-Fluß, der sich später in das schwarze Meer ergießt, ansehnliche Zuflüsse. Ich schätze seine Höhe auf 3500 Fuß über dem Meere. Indem das Gebirge weiter hin sich nach Norden wendend, das linke Ufer des Sakarja begleitet entfernt es sich von dem östlichen Ende des See's von Nicäa, und läßt hier für die Stadt eine ansehnliche Ebene frei. Der Theil des Gebirgszuges, der westwärts streichend, vom Gök-dagh aus, das nördliche Ufer des See's von Nicäa umfaßt, um das westliche Ende des Meerbusens von Gemlik, des chaneischen der Alten zu erreichen, auch von hier das südliche Ufer des letzteren zu bilden, heißt bei den Türken Katerlü. Die letztere Fortsetzung des Gebirges ist es zugleich, die den nördlichen Saum des Thales von Brussa darstellt und das letztere vom Meere scheidet. Es erstreckt sich von Mudania aus weiterhin westwärts. Der Theil des Katerlü, welcher zwischen Gemlik und der Nordseite des See's von Nicäa liegt, und dessen Höhe wahrscheinlich 1000' niedriger, als der Sjamanlü bleibt, ist es ferner, welchen die ersten Kreuzfahrer unter Peter von Amiens, von Gemlik kommend, in einzelnen Abtheilungen unvorsichtig überstiegen, um in der Ebene von Nicäa angekommen, von den Osmanen niedergemetzelt zu werden, die aus christlichen Schädeln dort hernach Pyramiden bauten. Dieser Katerlü ist ein Uebergangsgebirge, bestehend aus Grauwacke und Thonschiefer. Der bequemere Weg von Nicomeden nach Nicäa, welchen z. B. Peake verfolgte, läuft über Rys-Derbend mehr in der Ebene und läßt den hohen Gök-dagh zur Linken; er bildet jedoch einen Kreisabschnitt und verlängert also die Reise. Ueber Rys-Derbend (Mädchenpaß), ein allein von Griechen bewohntes Städtchen, führt zu gleicher Zeit die gerade Landstraße von Constantinopel nach Brussa. Peake *) durchreiste von hier bis an den See von Nicäa ein zehn Stunden langes und vier Stunden breites fruchtbares Thal, in welchem am 21. Januar Weizen, Crocus und Tulpen blühten und das Klima dem von England im April und Mai ähnlich schien.

Bald nachdem wir Bagdschedschyl verlassen hatten, fanden wir den Weg zu beiden Seiten nur mit niedrigem Gebüsch besetzt, aus abgehauenen Weißbuchen, Johannisbrodbäumen, echten Kastanien

*) Journal of a tour in Asia minor. London, 1824. pag. 6.

und Eichen emporgesproßt. Wo sich irgend ein freier Platz darbot, war er mit vielen Tausenden einer Art des Johannisstrautes, des *Hypericum calycinum*, bedeckt, dessen elegante, große Blüthen wir aber bei der vorgerückten Jahreszeit nur noch höher oben, nahe an der Wasserscheide zu sehen bekamen. Als nach einer halben Stunde Wegs sich der Pfad mehr bergan erhob, bemerkten wir an vielen Stellen Stufen für die Lastthiere in den Felsen, der hier aus altem Kalkstein besteht, eingehauen. Wir begegneten mehreren Karavanen von 10 bis 12 Pferden, welche, hintereinander gehend, zusammengekoppelt waren. Man hatte sie mit Getreide beladen, das sie dem Golse von Nicomedien zuführten; selten nur fand sich ein Maulthier unter ihnen. Nach einem ferneren Ritte von 1 1/2 Stunde befanden wir uns erst mitten im Hochwalde, den die Art der Menschen wohl nur wegen seiner schwierigen Zugänglichkeit bisher verschont hatte. Ungewöhnlich hohe kräftige Weißbuchen haben allenthalben das Uebergewicht; ihnen zunächst folgen echte Kastanien, seltener kleine Eichen. — *Quercus infectoria* und *coccifera*. — Wir erblickten manche dieser Eichen so reichlich mit Galläpfeln beladen, daß sich ihre Äste nach abwärts bogen. Erst hoch oben gelangten wir in die Region des *Rhododendron ponticum*, welches hier im Schatten der hohen Bäume sich sehr wohl zu befinden schien, jedoch jetzt nur reife Saamenkapseln trug. Zur Blüthezeit dieses Zierstrauches muß ein Ritt durch diesen Hochwald ein doppelt erfreuliches Bild darbieten. Auch jetzt noch gewährte das glänzende Grün seiner Blätter dem Auge stets einen angenehmen Ruhepunkt. Endlich machten wir etwas westlich von dem höchsten Berggrücken an einem Brunnen Halt, der mit einem köstlichen, klaren, ungemein kalten Quellwasser gefüllt war. In der Nähe dieser Quelle fand sich die Vegetation vorzugsweise lebendig erhalten. Schön blühende Campanulaceen erinnerten an die Alpenthäler der Schweiz; ein *Helleborus* breitete seine Blätter aus, und ein *Laurus* säumte unsere Pfade häufig ein. Unsere Rast durfte nur kurz andauern, wenn wir noch an diesem Tage das zum Nachtlager bestimmte Dorf erreichen wollten. Auch jetzt noch waren wir genöthigt, in stetem Wechsel bergauf und bergab zu steigen. Endlich hatten wir, um 5 Uhr, einen ungemein steilen Abhang erreicht, der uns einer tiefen Waldschlucht zuführte, durch welche sich ein wasserreicher Bach hinwand, der vermöge seines Ueberströmens zahlreiche kleine Seen gebildet hatte. Unser Führer nannte diesen

Bach Tschamurlu = Desch. Ebenso benannte er die sumpfige Waldwiese Ufur = Dscha, d. h. „lange Wiese“. Wir waren hier genöthigt, sechs bis sieben Mal durch leichte Arme des Baches zu reiten. Während des Hinabsteigens in diese Schlucht brauchte unser Polizeimann die Vorsicht, abzustiegen und mit gespanntem Pistolet voranzuschreiten. Jetzt erst erfuhr ich, daß hier vor Kurzem ein Zug Armenier ausgeplündert worden war. Diese armen Leute dürfen bekanntlich in der Türkei keine Waffen tragen und sind daher gegen räuberische Anfälle völlig schutzlos. Wir aber gelangten ungefährdet jenseits der sumpfigen Wiese in ein etwas höher gelegenes breites Thal. Bei einer Rückschau auf den von mir überstiegenen Berg kann ich der Angabe Derer nicht beistimmen, welche den nordöstlichen Abfall desselben, gegen den See von Nicomedien hin, steiler sein lassen, als den südwestlichen*). Auch jener ist in seinen oberen Terrassen beschwerlich genug zu ersteigen, wie schon die zur Erleichterung für die Thiere eingehauenen Treppen beweisen. Aber auf der südwestlichen Seite fanden wir den Abfall ungleich steiler, hier und da beinahe senkrecht. Ueberhaupt ist das Gebirge vielfach zerklüftet, aber auf seinen Spigen keineswegs vegetationslos. Obgleich mein Weg die höchste Erhebung desselben, etwa 400' hoch, zur linken Seite ließ, so erschien doch auch diese, soweit das Auge reichte, mit Bäumen bedeckt. Wo sich in der oberen Region kahle Stellen vorfinden, sind sie durch Waldbrände veranlaßt worden, die der Sorglosigkeit der Hirten zuzuschreiben sind. Das südwestlich von dem erwähnten Bergflüßchen erreichte Hochthal trug neben vielen hohen Weißbuchen auch herrliche schlanke Rothbuchen, ja sogar die heimathliche Kiefer, den *Pinus sylvestris*. Um die Erinnerung an die Heimath zu vervollständigen, ließen auch die Grünspechte und Holzheher ihre durchdringenden Töne hören. Hier und da fanden schon kleine Getreidfelder Raum, durch niedriges Gebüsch von einander getrennt. Es war indessen bereits vollkommen finster geworden, als wir endlich das lang ersehnte Dorf erreichten, welches mir Gümüşlu = Köi genannt wurde. Es enthält 35 Häuser, die allein durch Türken bewohnt sind. Das Dorf liegt, wie wir am nächsten Morgen sahen, auf der Höhe eines Hügels, der sich südwestlich zu

*) Vergl. Ritter: Die Erdkunde. 18. Th. ober: Vergleichende Erdkunde des Halbinsellandes Kleinasien. 1. Th. Berlin, 1858. S. 657.

dem See von Nicäa hin allmählig abdacht. — Wir fanden unser Unterkommen bei dem Vorsteher des Ortes selbst, nächst dessen Wohnhaus sich ein kleiner Chan befand, der ein einziges viereckiges Zimmer enthielt, zu welchem wir auf einer hölzernen Treppe hinaufstiegen. Wir hatten, um hierher zu gelangen, durch eine Art von Scheune hindurch wandern müssen, welche mit bunt herum liegenden Ackerwerkzeugen angefüllt war, deren Aeußeres an einen fast urweltlichen Zustand erinnerte. Unmittelbar vor der erwähnten Treppe bemerkte ich eine in der Finsterniß unförmlich erscheinende schwarze Masse, die ich vorsichtig umschritt. In der frühen Morgendämmerung des nächsten Tages wurde ich gewahr, daß dies ein mächtiger Büffel war, der dort auf dem Felsboden die Nacht hindurch unbeweglich sanfter Ruhe gepflegt hatte. — Mein Chan gewährte den Vortheil, an seiner hintern Wand einen Kamin zu besitzen, in welchem auch ein für die Kühle des Abends sehr zweckmäßiges Feuer bald aufloderte. Fenster waren wie gewöhnlich nicht vorhanden; Bretterladen, welche sie ersetzen sollten, boten der Nachtluft allenthalben breite Zugangspalten dar. Dies behinderte jedoch einen tiefen Schlaf auf der Holzbank nicht, die man hier Divan betitelt. Die stark ermüdende Gebirgsreise hatte ihn genügend eingeleitet. — Der Haupttheil der Abendmahlzeit, bei deren Bereitung mein Dolmetscher die Leitung übernommen hatte, bestand in einer Art Ragout aus Hammelfleisch, war aber mit Hammeltalg in solchem Uebermaße gesättigt, daß mir sein Genuß bald widerstrebte. Hammelfleisch ist durch ganz Kleinasien fast die einzige Fleischart, deren man theilhaftig wird; selten ist ein Huhn zu haben. Der Genuß von frischer Butter ist unbekannt; selbst Milch zum Kaffe muß den Tag vorher bestellt werden, — wenn sie sich überhaupt beschaffen läßt. Hier erhielt ich ausnahmsweise schon nach einer Stunde Milch; ein Gericht, aus einer Art Nudeln und Gurken zusammengesetzt, die man in Hammelfett geschmort hatte, würde ohne das letztere recht genießbar gewesen sein. Auch hier in Asien versteht man, ebenso wie in Rumelien, aus gutem Weizen schwarzes Brod zu backen, welches niemals gehörig ausgebacken ist. — Unser Wirth, dem wir hinsichtlich des Gök-dagh manche Frage vorgelegt hatten, gestand uns, daß ihn selbst die Würde eines türkischen Ortsvorstehers einige Jahre früher vor einer Ausplünderung im Gebirge nicht geschützt habe. Die Verwüstungen durch Waldbrand, die wir an mehreren Orten

bemerkt hatten, schrieb auch er den Hirten zu, die, mit ihrem Feuer im hohen Grade sorglos, die Herrschaft im Walde üben.

Am Morgen des 6. Oktobers bemerkte ich bei der Weiterreise, daß die meisten Gebäude unseres türkischen Dorfes mit Stroh gedeckt waren. Sie schienen zahlreich bevölkert zu sein. — Der Weg nach Nicäa führte uns anfänglich über eine waagerechte Hochebene, deren Höhe über dem See ich auf 1500' schätzte. Bald aber stiegen wir von der Ebene einem Abhange zu, der hier und da auch etwas abschüssig wurde. Bäume wurden immer seltener; wo es aber der Felsboden gestattete, nahmen wir Getreidefelder wahr, die gegenwärtig mit Stoppeln bedeckt waren. Kaum waren wir eine halbe Stunde weit von dem Dorfe entfernt, als sich schon bei manchen Windungen des Weges der ansehnliche See von İznik, der Lacus ascanius der Alten, erblicken ließ. Während des Hinabsteigens zu ihm blieb uns das Dorf Omar-Köi zur rechten Hand liegen; etwas weiter abwärts bemerkten wir in der Entfernung noch ein Dorf, dem der Führer den Namen İznikli gab. Der letztere Theil unseres Weges lief durch einen ziemlich tiefen Felseinschnitt hin, der in der Vorzeit durch Menschenhände angelegt zu sein schien. Nahe am Ausgange aus der abwärts geneigten langen Bodenvertiefung trafen wir auch ein ansehnlicheres, nur von Türken bewohntes Dorf, dessen auch v. Hammer erwähnt und es Elbeiki nennt. Im Munde unseres türkischen Führers klang der Name wie Elbelli. Ein Waldbach durchströmt mit seinem klaren Wasser das Dorf, um dem See zuzueilen. Die alte malerische Tracht der osmanischen Einwohner dieses Dorfes mit dem dazu gehörigen Turban, deutete auf eine gewisse Wohlhabenheit hin, die ich hernach in İznik selbst vergebens gesucht habe. Echt orientalische, anziehende Physiognomien der Männer mit lebhaften schwarzen Augen, ihr langer Bart und die stolze Würde, welche sich in ihrem Auftreten kund gab, fesselten meine Aufmerksamkeit. Ebenso schien aber auch der westeuropäisch gekleidete vorüberziehende Mann bei ihnen Discussionen zu erregen. Wahrscheinlich hatte das von der großen Straße etwas entfernt liegende Dorf noch wenige Ausländer gesehen, obgleich der kaum beendigte Krieg doch viele Tausende von Fremden in gar nicht weiter Ferne vorübergeführt hatte. Hier wäre meines Erachtens ein Punkt gegeben, auf welchem sich noch heute Studien ursprünglicher osmanischer Sitten machen ließen. — Unser Nitt bis zu diesem Dorfe

hatte, vom Nachtlager aus, zwei Stunden gefordert; eben so viele Zeit brauchten wir um Isnik zu erreichen, so daß also Elbeik den Mittelpunkt unseres heutigen Marsches bezeichnete. — Von hier aus erreichten wir nun bald die Ebene, in welcher sich der See in der Richtung von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost weithin erstreckt, so daß sein breiteres westliches Ende dem geschlossenen Abschnitte des Golf's von Gemlik gegenüber liegt, von welchem es, durch einen Gebirgszug getrennt, ungefähr sieben Stunden entfernt bleibt. Unser Weg wendete sich aber dem schmaleren und seichterem Ende des See's zu, weil an ihm das alte Nicäa liegt. Peake schätzt die Länge des See's auf 10 englische Meilen, seine Breite auf vier und diese Angabe scheint mir wohlbegründet, nachdem ich den See von der Berghöhe herab übersehen habe, welche auf dem Wege von Nicäa nach Fenischehr überstiegen werden muß. Professor Grisebach gibt ihm jedoch eine Länge von 3 deutschen Meilen, mithin ein Drittheil mehr. An seinen nördlichen Uferrand tritt ein Gebirgszug nahe heran; auf der Südseite bleiben aber an vielen Stellen die Vorhügel des Gök-dagh meistens eine halbe bis andert-halb Stunden vom Ufer entfernt. — Bei meinem Austritte in diese Ebene wurde ich zur Rechten in der Entfernung von einer starken Viertelstunde den Obelisk des Cajus Phyliskus gewahr, welchen v. Hammer, Pokoke und Sestini näher beschrieben haben. Die Höhe desselben gibt Sestini auf 30', seine Entfernung von Nicäa auf 1½ Stunde an. Kein Baum oder Gebäude findet sich weit und breit in seiner Umgebung vor, weshalb er sich um so deutlicher aus der Ferne erkennen läßt. Indem wir bald den See zur Rechten und Felsenvorsprünge des Gebirges zur Linken hatten, machte uns der Führer auf den hohen und breiten Eingang zu einer tiefen Höhle aufmerksam, der sich ziemlich hoch über die Ebene, an einem dieser Felsen darbietet. Er knüpfte daran eine abentheuerliche Sage, die sich hier im Munde des Volkes erhalten hat, und in der ein bis jetzt unerhobener Schatz die Hauptrolle spielt. — In der Entfernung von einer Stunde diesseits Nicäa beginnen die Ueberreste einer Pflasterung des Weges mit Steinplatten, die zur Zeit der Blüthe Nicäa's vortrefflich gewesen sein mag. An ihr liegt das Grab eines heiligen Derwishes, welches mit majestätischen Cypressen umgeben ist, der Art derselben angehörend, die ihre Aeste horizontal ausbreitet. Sie soll auch auf der asiatischen

Seite des Bosporus vorkommen, aber mir kam sie hier zuerst zu Gesicht. Schon Leake*), welcher 1803 reiste, erwähnte des Baumes und bei J. E. Loudon**) findet sich eine Abbildung desselben. Die Eigenthümlichkeit der Cypresse, welche durch das dichte Andrängen der Zweige an den Stamm eine Pyramide darstellt, geht durch die horizontale Ausbreitung der letzteren verloren, und aus der Ferne gesehen, zeigt der äußere Habitus unseres Baumes einige Ähnlichkeit mit einer jungen libanotischen Ceder, die er jedoch an Höhe und Umfang nie erreichen möchte. Durch seine Form gewährt er freilich den Vortheil, die Erde, welche ihn ernährt, und etwaige Gräber zu beschatten, welches die Pyramiden-Cypresse nur im hohen Alter, und dann auch nur unvollständig thut. Nie aber trägt er so nahe an der Wurzel Aeste, wie dies Loudon's Abbildung zeigt, die wahrscheinlich nach einem in englischen Gärten gepflegtem Exemplar gezeichnet ist. — Von hier ab wird die Landstraße durch einen an ihrer rechten Seite hinfließenden Bach eingefasst, der sie weithin begleitet und ohne Zweifel ein Werk aus besseren Zeiten darstellt; gegenwärtig aber, im Spätherbste, enthielt er so wenig Wasser, daß er fast stagnirte, und einem Botaniker reichliche Gelegenheit gegeben haben würde, Sumpfpflanzen zu sammeln. Mehrere Arten von *Juncus* und *Iris*, sowie *Typha angustifolia* ließen sich an den Blattformen erkennen. Ueberhaupt fand ich in dieser Herbstzeit allenthalben bestaubtes Laub und wenig Blüthen. In dem Theile Westasiens, welchen ich bereiste, hat man erst um die Mitte des Octobers anhaltenden Regen zu gewärtigen, — in Constantinopel ist dies etwa 10 bis 14 Tage früher der Fall. So war es auch 1856. Als ich in der zweiten Hälfte des Octobers nach Constantinopel zurückkehrte, wünschte man mir Glück, nicht dagewesen zu sein, weil man anhaltend mit kaltem Regen zu kämpfen gehabt, von welchem ich in Asien nur einmal, der Spitze des Olymp nahe, eine Stunde lang etwas genossen hatte. Hier serscheint die Vegetation mit ihrer vollen Pracht nur im Frühling und Vorsommer, vom März und April an bis Juni. Im letzteren fangen die Quellen allmählig an zu versiegen und selbst der nächtliche Thauniederschlag

*) N. a. D. S. 5.

**) Arboretum et Fruticetum britannicum. Vol. VIII. | London, 1844. pag. 404. „*Cupressus sempervirens horizontalis*.“

vermindert sich. Schon in den ersten Monaten des Jahres blühen die Liliaceen; die immergrünen Sträucher folgen im März und April. Die feuchten Thäler der Ebenen, welche von Bächen durchströmt werden, die im Februar stärkeren Zufluß von den Bergen empfangen, pflegen schon in diesem und dem folgenden Monate zahlreichen Schaafherden grünes Futter zu bieten. Die Viehzucht überhaupt muß dadurch wesentlich gefördert werden. — In den Thälern des Katerlü sah Professor Grisebach Ende Aprils blühende Kamufeln, *Leucaojum aestivum*, *Doronicum*, Thymelaceen, Lorbeer, *Paliurus australis*; Rußgesträuche, an den Bächen Erlen und Weiden. Die Cultur des Delbaumes sah ich an der dem Meere zugewendeten Seite des Katerlü von Gemlik bis Mudania schwunghaft betreiben; doch scheint sie sich nicht über 150' oberhalb der Meeresfläche zu erheben. Die Delbäume, die ich hier in der Nähe von Gemlik sah, trugen das Gepräge des kräftigsten Gedeihens. Das Gesträuch unter ihnen besteht aus Wurzelschößlingen der *Coccus*-Eiche und der *Coira arborea*. An feuchten Stellen des Ufers erheben sich *Pinus maritima* und *Quercus coccifera* zu ansehnlichen Bäumen. — Auf den Ruinen von Nicäa fand ich Anfangs Oktober den Goldblat noch so reichlich blühend, daß er Abends die Luft durchduftete. Nächstdem wuchert zwischen dem alten Gemäuer ungemein üppig die Spring-Gurke (*Momordica Elaterium*).

Bald nach 12 Uhr trat ich durch das nordwestliche Thor von Nicäa in die Ringmauern desselben ein. Zur Zeit seines Florss fanden sich hier drei feste Thore hintereinander; das äußerste derselben war bei einer Belagerung wahrscheinlich zerstört worden. Die Türken haben dadurch hier Gelegenheit gefunden, ihre Restaurationskunst bewundern zu lassen. Sie haben nämlich zwei umgestürzt gewesene Granitsäulen wieder aufgerichtet; eine solche von grauem Granit steht jetzt aufrecht zur rechten, eine von rothem Granit zur linken Hand; über die oberen Enden Beider hat man einfach eine dritte Säule gelegt, um jene miteinander zu verbinden. Die Befestigung der letzteren ist durch Holz und Ziegelsteine bewerkstelligt worden. Ist man durch diese osmanische Oeffnung hindurch geschritten, so folgt das zweite, aus Marmor erbaute, glücklicher Weise ziemlich gut erhaltene Thor. Der Boden ringsum ist indessen so hoch von Schutt bedeckt, daß das untere Drittheil der Thoröffnung damit ausgefüllt erscheint. Ein Lastwagen würde jetzt nicht hindurch

fahren können; einen solchen kennt man aber zur Zeit auch hier nicht; man behilft sich mit niedrigen Karren, lasttragenden Kameelen und Pferden. Senes Marmorthor trägt oben einen einfachen Architrav; seine beiden Seitentheile sind mit drei über einander liegenden Nischen symmetrisch ausgestattet, deren unterste jedoch in der erwähnten Weise zur Hälfte verschüttet ist. Wahrscheinlich enthielten sie ehemals Statuen. An der inneren, der Stadt zugewendeten Seite findet sich dieselbe Einrichtung. Es folgt darauf das innerste Thor, welches indessen fast ganz zerstört ist. Nur die beiden Seitentheile sind noch in Trümmern vorhanden, aber in colossalen Marmorquadern, die theils noch aufrecht stehen, theils herumliegen. Große Feigenbäume haben sich zwischen den Steinen eingeknistet: ihre Wurzeln bemühen sich vergebens, diese Massen auseinander zu treiben. An einem hoch oben liegenden Steine sind Ueberbleibsel eines Thierkopfes zu sehen, aus denen man mit Hilfe einer gespannten Phantasie allensfalls einen Löwenkopf machen könnte. — Innerhalb des Thores gewinnt man einige Uebersicht der alten Festungsmauer mit ihren an vielen Punkten gut erhaltenen Thürmen. Letztere folgen in kurzen Zwischenräumen auf einander. Sie bilden einen halbkreisförmigen Vorsprung nach außen, erscheinen nach innen senkrecht abgesehritten, der Mehrzahl nach aber hier geschlossen; nur einige sind nach innen offen. Die ganze colossale starke Umfassungsmauer ist mit enormen Quadersteinen gekrönt; diese befanden sich an vielen Orten noch ganz an ihrem Platze, an anderen hat man sie jedoch herunter geworfen und anderweitig benutzt. Die Thürme bestehen aus römischen breiten gebrannten Ziegeln; ihr Untersatz aber aus behauenen Quadern. Die Mauern haben allenthalben zwei aus Ziegeln horizontal verlaufende Linien, bestehen außerdem jedoch aus Bruchsteinen. Die ganze Umfassungsmauer könnte noch heute, freilich mit vielen Kosten, wieder hergestellt werden. — Das südöstliche Thor, welches ich Nachmittags sah, ist ebenso gebaut wie das nordwestliche, dreifach. Auch hier das mittlere von Marmor, in ähnlicher Architektur. Das innerste enthält an einem aufrecht stehenden Seitenpfeiler eine griechische Inschrift, die die äußere Seite eines obersten Krönungssteines einnimmt. Es war schwierig, über die Schultern meiner beiden Begleiter, und über wankende Quadern dort hinauf zu gelangen; auch waren die übrigens tief genug eingeschnittenen Schriftzüge dicht mit Steinflechten ausgefüllt. Es gelang mir jedoch, den Namen

des Kaisers Marcus Aurelius zu lesen, der also durch dieses Thor seinen Einzug mag gehalten haben. Mit einer angelegten Leiter und einer scharfen Steinbürste würde man die Züge vollständig herstellen und bequem lesen können.

Indem wir unsern Weg über eine menschenleere und wüste Ebene innerhalb des ersten Thores fortsetzten, boten sich allenthalben zerschlagene Marmorstücke dar. Zwei kleine Säulen hatte man wieder aufgerichtet, vielleicht hatte hier ehemals eine türkische Fontäne ihrer bedurft. — Der Eintritt in das elende Dorf, welches heutigen Tages das prächtige Nicäa ersetzt, gab einen bedauernswerthen Begriff von ihm. Es sollen hier zur Zeit im Ganzen 125 von Türken und 25—30 von Griechen bewohnte Häuser vorhanden sein. Die Armenier sind nach und nach ganz verschwunden. Im belebtesten Theile, eine Art von Bazar, befanden sich 4 oder 5 Läden, welche die allereinfachsten Gegenstände zum Verkauf ausstellten. Einige Kaffehäuser, mit obligaten rauchenden türkischen Duffiggängern, fehlten freilich auch nicht. — Eine Art Wirthshaus oder Chan existirt hier gar nicht. Wir sahen uns also nach einem Privathause um. In einem türkischen wurde ein Zimmer angeboten, welches zu einem Drittheil mit Getreide angefüllt war, ein Fenster, dessen Pappscheiben sämmtlich durchlöchert waren, und ein zweites Fenster mit einem zur Hälfte zerstörten Eisengitter zeigte; dabei unreinlich, so daß ich es bei möglichster Bescheidenheit der Ansprüche verwerfen mußte. In dem schräg gegenüber liegenden Hause einer griechischen Wittwe wurde dagegen ein Zimmer mit Fensteröffnungen angeboten, die wenigstens mit hölzernen Läden verschließbar waren; auch machten sich reinliche Matratzen und Ueberzüge bemerkbar, — so daß ich Ursache hatte, hier ungewöhnlich zufrieden zu sein. — Die arme Frau klagte bald ihr Leid, daß sie eine schwer kranke verheirathete Tochter habe, ebenso, daß die Durchmärsche der türkischen Truppen einen großen Theil ihrer Habe verzehrt hätten. Die wohlhabenderen griechischen Vorsteher hätten sich die Einquartierung abgewälzt, um sie den Armen aufzubürden; auch hätten türkische Soldaten ihr Lagergeräth geholt, um es nie wiederzubringen. — Die Frau schien durch und durch gutmüthig und ehrlich, erwies sich beim Abschiede auch sehr dankbar, als ihr für die Gastfreundschaft ein Aequivalent gegeben wurde.

Nachmittags wurde ein Gang durch die Ruinen des alten Nicäa gemacht. Wir wendeten uns dem südöstlichen und südlichen

Theile der Mauern zu. Zu dem Ende passirten wir mehrere elende Straßen, deren hölzerne Häuser jedoch sämmtlich auf gemauerten Unterlagen ruhten. Nur wenige waren vorhanden, welche nicht entweder größere Marmorquadern, oder Stücke von theils glatt runden, theils canellirten Säulen, oder auch Partien von Kapitälern, von einem Fries, wohl auch den Kopf einer Statue enthielten. Ein Marmor, auf dem eine Rosette, ein anderer, auf dem eine Schnecke in Basrelief dargestellt war, diente einer miserablen Hütte zur Unterlage. Der größere Theil unseres Weges führte uns über wüstes Feld; den Umfassungsmauern nahe, mehr noch außerhalb, fanden sich Maulbeerplantagen, große Feigenbäume, Nußbäume, Granatsträucher, Mandelbäume, Oliven und dergleichen vor. Auch Melonen sah man hier und da; Trauben aber sollten hier seit drei Jahren nicht gerathen sein, und ich erhielt am Abende einen so sauren und scharfen neuen Wein, daß ich ihn nicht genießen konnte. Alten Wein vermochte man in dem bedauernswerthen Orte nicht zu finden.

Nachdem ich das mittägliche Thor passirt hatte, umkreiste ich einen Theil der Mauern nach Osten und nach Westen. Ich fand, daß außerhalb der mindestens 20' hohen, mit Thürmen versehenen Hauptmauer eine zweite niedrigere, aus Bruchsteinen und Mörtel gebaute Mauer vorhanden gewesen war, die man indessen größtentheils niedergeworfen hatte. Zwischen beiden Mauern ist ein Graben, der jetzt mit Schutt angefüllt, Maulbeerplantagen und Granatsträuchern diente. Nahe am Thore sah ich einen colossalen Thurm zur Hälfte gesprengt und nach außen hinabgeworfen. Es ist diese Sprengung in einer Art erfolgt, die kaum daran zweifeln läßt, daß sie durch Pulver bewirkt wurde. Zu welcher Zeit, bleibt freilich zweifelhaft. — Aus einem andern Thurm war außerhalb ein Stück des massiven Unterbaues herausgerissen. Unser Führer sagte uns, daß hier ein Stein gewesen sei, der das Bild eines Löwenkopfes darstellte; man habe ihn nach Constantinopel transportirt. — Hinsichtlich des Südthores füge ich noch hinzu, daß von dem innersten Abschnitt desselben nur noch eine Seite aufrecht steht, die nämlich, welche die Inschrift enthält. Das mittlere (Marmor) Thor zeigt zwar dieselbe Architektur, wie am nördlichen, hat aber keine Nischen. Der Styl ist römischer Rundbogen. Daß die Mauern zu einer Zeit aufgebaut sind, wo schon andere großartige Bauten zerstört waren, beweist der Umstand, daß sich an diesem Thore eine

Anzahl von Marmor-Fragmenten eingemauert finden, die früher anderen Zwecken gedient hatten. Vielleicht Reste von römischen Tempeln, welche Constantin zerstören ließ? Die Mauer soll namentlich mit der von Constantinopel gleichzeitig sein.

Auf dem Rückwege durch dasselbe Thor wendeten wir uns zu den Resten des ehemaligen römischen Amphitheaters, die hinlänglich erhalten sind, um jeden Zweifel an ihrer Bestimmung zu heben. Ein unter diesen Ruinen gelegener Eingang in eine Höhle wurde auch von mir, mit Hülfe einer angezündeten Kerze besucht, indem man mir sagte, es lagerten dort viele Menschenknochen. Ich fand, nachdem ich auf beschwerliche Weise hineingekrochen war, nichts als Reste von Thier-Skeletten, mit einer schwarzen, fettigen, glänzenden Erde und Asche gemengt. Jene Erde stammt höchst wahrscheinlich von thierischen Weichtheilen her, indem man die im Amphitheater getödteten Thiere in diesen unterirdischen Raum hinabzustürzen pflegte. Namentlich aber viele Zähne von reißenden Thieren, (wahrscheinlich von Löwen und Tigern), die im Amphitheater hatten kämpfen müssen. Mehrere Knochen, die ich hier gesammelt hatte, um sie in der Heimath mit Ruhe zu untersuchen, haben in der That sich als Raubthierknochen erwiesen. Es soll aber auch, wie ich von einem griechischen Priester hörte, eine Oeffnung da sein, wo Menschenknochen gefunden werden, seiner Meinung nach von Märtyrern, die man dort im Amphitheater getödtet habe; die Richtigkeit dieser Angabe vermag ich indessen keineswegs zu verbürgen.

Der nächste Besuch galt den Resten einer Aja-Sophia, welche die erste christliche Kirche des alten Nicäa gewesen sein soll. In ihr fanden die beiden Concilien 325 und 787 Statt. Sie ist höchst wahrscheinlich dieselbe, in welcher die 318 Bischöfe unter dem Vorsitze Constantin's selbst tagten und in welcher die Grundsätze der heutigen katholischen Kirche festgesetzt wurden. Der Eroberer Orchan hatte sie in eine Moschee umgewandelt und dadurch den Bau für Jahrhunderte erhalten; aber auch diese Moschee ist schon längst wieder verfallen. Gegenwärtig sieht man blos noch einen Theil der Umfassungs-Mauern und innerhalb des Einganges eine Anzahl großer platter Steine, welche antike griechische Grabsteine sein sollen, zum Theil noch mit dem Zeichen des Kreuzes versehen. Diese Ruine steht bei den Griechen im Rufe besonderer Heiligkeit; man verrichtet dort heimlich seine Andacht noch jetzt zuweilen des

Abends bei Licht; man zeigte uns die Vorrichtungen zur Erhaltung der Flamme gegen den Wind. Eine üppige Vegetation wucherte gegenwärtig sowohl im Vorhofe als im Innern der Kirche. Unken und Molche nisten dort, wo ehemals der erste christliche Kaiser die Narben und Brandmale verstümmelter Märtyrer küßte.

Eine noch jetzt bestehende Moschee scheint ganz aus den Trümmern griechischer Kirchen und Gebäude zusammengesetzt zu sein. Fouannin und van Gaver geben eine Abbildung von ihr, mit der Ueberschrift: „Eglise à Nicée“*). Nur ist von dem hier gezeichneten schönen Minaret nichts mehr zu sehen und den Vegetationshintergrund hat der Zeichner wohl nur aus seiner Phantasie entnommen. Zwei schöne Säulen aus grün und schwarz geflecktem Marmor bilden den Eingang zum Portikus rechts und links. Das Geländer besteht aus durchbrochenem weißen Marmor in länglich viereckigen Tafeln, die auf solche Weise mannigfache Figuren darstellen, z. B. Sterne, verschlungene Dreiecke u. dergl., aber stets verschieden. Daß sie einem älteren Gebäude entnommen sind, beweist theils der Umstand, daß eine dieser Tafeln aus glattem dichten Marmor besteht, der zu den übrigen nicht paßt, theils beweisen es die mannigfachen Marmor-Fragmente, mit denen der Fußboden des Portikus belegt ist. Unter diesen befinden sich einige Stücke von ehemaligen Arabesken-Basreliefs; besonders aber eine große Platte von roth und gelbem Marmor, wie ich eine solche ganz ähnliche hernach noch in der griechischen Kirche fand. — Bei der Rückkehr fiel mir ein ehemaliges großes türkisches Bad auf, welches jetzt nicht mehr gebraucht wird, — ebenso ein allmählig verfallender Bau, der dem der Armenküchen neben den Moscheen zu Constantinopel ganz ähnlich ist, indem er mit einer Anzahl neben einander liegender flachen Kuppeln gedeckt ist; und in der That wurde mir gesagt, man habe zu der Zeit, als osmanische Sultane hier residirten, die Armen aus ihnen gespeist.

Am 7. Oktober Morgens machte ich dem einzigen griechischen Priester einen Besuch, den das heutige Nicäa ernährt, das zur Zeit der Synoden Hunderte von Bischöfen beherbergte. Dieser Geistliche ging wirklich auf meine vielfachen Fragen bereitwillig ein. Er holte sogar einen zu Athen im Jahre 1806 in griechischer Sprache ge-

*) Turquie. Paris, 1840. pag. 22.

druckten Chronisten hervor, um Einiges mit seiner Hülfe zu erläutern. Die Außenseite des Mannes selbst sah sehr ärmlich aus. Sein schwarzer Talar, in welchem er so eben aus der Kirche kam, erschien im hohen, sogar unwürdigen Grade abgeschabt. Das schwarze Baret zeigte fettige Flecken von jahrelangem Anfassen mit den Fingern. Dieser ärmliche Zustand seiner Kleidung fand auch seinen Wiederhall in der Wohnung. — Ich wurde eine hölzerne Stiege hinauf in ein scheunenartig großes Zimmer geführt, dessen Decke durch das bloße durchsichtige Ziegeldach gebildet wurde. Wir setzten uns auf einen Teppich nieder und die Conversation begann mit Hülfe meines Dolmetschers. Eine alte Frau — wahrscheinlich die Hausfrau — setzte sich eine kurze Zeit gegenüber, und nahm sogar einigemal Theil. Doch schien sie sich bald zu langweilen und verließ uns dann. — Das einzige Glasfenster eines Hauses in Nicäa sah ich jedoch bei ihm. — Nach meinem Geistlichen fanden die zahlreichen Bischöfe der ersten Synode ihr Unterkommen in einem großen Kloster außerhalb der Stadt, von welchem noch heute bedeutende Ruinen vorhanden sein sollen. Nicäa soll, der Tradition zufolge, bloß außerhalb der Ringmauern damals 60,000 Einwohner gezählt haben. Für die jetzt hier wohnenden wenigen Griechen ist eine Kirche in Gebrauch, die nach der wahrscheinlich unrichtigen Angabe des Priesters schon zur Zeit der Concilien die Hauptkirche gewesen sein soll. Ihr gegenwärtiger Umfang steht außer allem Verhältniß zu einer zahlreichen Bevölkerung und mein Geistlicher wußte diesen Einwürfen nur dadurch zu begegnen, daß er versicherte, diese Kirche habe damals äußerst geräumige Vorhöfe gehabt. Zu ihr geleitete uns nun der bereitwillige Mann. Ihr Vorhof enthält einige kleine dünne Marmorsäulen, aber noch mehr hölzerne Pfeiler. — Der Boden der Kirche ist mit einer wahren Musterkarte von Marmorarten bedeckt, unter denen auch Fragmente mit Basreliefs und mit schöner Mosaik-Arbeit. Ein viereckiges Stück des letzteren stellt blaue Nelken dar. Eine kleine Marmorsäule hatte man umgekehrt aufgestellt, so, daß das Kapital ihr zur Basis diente. — Die Kirche ist mit Marien- und Heiligen-Bildern überladen, die nach altgriechischer Weise auf Goldgrund gemalt sind. Drei darunter schienen der Bemerkung werth. Eines derselben stellt die Versammlung des ersten Concils dar. Kaiser Constantin präsidirt. Ihm zur Rechten die Patriarchen. Unten sieht der Beischauer links im Vordergrunde

den Arius, rechts von ihm gesondert 7 oder 8 seiner Anhänger, sämmtlich durch lange schwarze Talare von den Uebrigen unterscheidend, welche sich durch glänzende Gewänder auszeichnen. In der Nähe der Schwarzgekleideten steht ein heiliger Mann, der einen Ziegelstein in seiner rechten Hand hält; indem er ihn zusammendrückt, springt aus ihm nach oben Feuer, nach unten Wasser heraus. Als Arius durch dieses Wunder noch nicht bekehrt war, holt ein ihm zur Linken stehender hoher Geistlicher mit der rechten Hand aus, um dem Unverbesserlichen einen Backenstreich zu versetzen. — Das zweite Bild stellt das Brustbild einer Maria mit dem Kinde dar, auf Marmor, ziemlich roh gemalt, deren und des Kindes Kleider eigenthümlich, basreliefartig, aus dem Stein selbst erhaben mit dem Grabstichel gearbeitet und dann colorirt sind. Es wurde nie restaurirt. — Das dritte Bild hat auf die Maria Bezug, welcher die Kirche selbst geweiht ist, nämlich der Maria im Sarge (Santa Maria alla tomba). Maria liegt noch als Todte im Vordergrund; rings herum Anbetende. Das Fest dieser Maria wird von den Griechen 13 Tage später als von den Lateinern gefeiert, die es auf den 15. August gelegt haben. Die hier erwähnten drei Gemälde stammen zwar aus einer Periode tiefen Verfalles der Kunst; historisches Interesse ist ihnen indessen nicht abzusprechen. — In einem Seitengange ist ein antiker Sarkophag zum Theil eingemauert. Hinter dem Altar steht in einer kleinen Kapelle oberhalb einer schmalen steinernen Treppe ein Marmor-Stuhl, ganz so gearbeitet, wie man antike kurlische Stühle zu Rom sieht, mit der Figur einer Muschel an der Rücklehne. Auf diesem Stuhle sitzend, soll der heilige Basilus einen Streit über den Besitz dieser Kirche entschieden haben, der zwischen den Armeniern und Griechen ausgebrochen war. Die Thore des Gebäudes wurden von beiden Parteien versiegelt. Diejenige sollte Besitzerin der Kirche sein, welcher es gelingen würde, durch eifriges Gebet die versiegelten Thore aufspringen zu machen. Die Arianer beteten einen ganzen Tag inbrünstig vergebens. Basilus sprach von seinem Bischofsstuhle aus nur die drei Worte: „Herr erhöre die Deinen!“ und die Thore sprangen auf! So weit mein Geistlicher. — Die Bauart der Kirche stellt übrigens einen einfachen kleinen Dom mit Portikus dar.

Außerhalb des nordwestlichen Thores der Stadt in nördlicher Richtung von diesem liegt das höchst merkwürdige Grab-Monument,

welches Pokoke und v. Hammer*) beschrieben haben; Letzterer gibt zugleich eine Abbildung davon. Es besteht aus einem umfangreichen Monolithen, der durch Menschenhände auf den Gipfel eines kleinen Hügels hinaufgefördert worden ist, dem man die erforderliche Ebene durch Mauerwerk beschafft hatte. Die Steinmasse ist inwendig ausgehöhlt, auswendig regelrecht und mit großem Fleiße bearbeitet. Seine nach Osten gewendete Haupt-Fazade ahmt die Form eines griechischen Tempels nach, im Giebel-selbe sieht man eine Figur, deren Form durch die Umbilden der Zeit zwar sehr verwischt ist, in der man jedoch noch deutlich genug eine Sonne erkennen kann, deren Strahlen freilich nicht so bestimmt erscheinen, wie v. Hammer sie gezeichnet hat. Der Längendurchmesser des Monumentes beträgt 24'; er nimmt die Richtung von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West. Die Breite zeigt 12'. Das Monument krönt gleichsam einen Begräbnißplatz, der sich von ihm aus gegen die Mauer der Stadt hinabzieht und vielleicht seit mehr als zwei Jahrtausenden im Gebrauch geblieben ist, denn noch heute dient er den türkischen Einwohnern, die aus Marmortrümmern des ehemaligen Nicäa ihre rohen Grabsteine meißeln. Ob die gewaltige Masse aus den Felsen der näheren Umgebung entnommen sei, bleibt zweifelhaft; die herumliegenden ansehnlichen Bruchstücke aus den Bergen der Nachbarschaft gehören einem andern Gestein an, und es würde der Untersuchung eines Fachmannes bedürfen, ob sich in der Nähe irgend wo ein dem Denkmale ähnelndes Gestein vorfinden möchte. Leider ist die Masse durch allmälige Unterwaschung der Unterlage von Regengüssen etwas aus dem Gleichgewicht gekommen, und in Folge dessen schräg von oben und außen, nach unten und innen eingebrochen. — Das Wichtigste an dem Monumente bleibt jedenfalls die Inschrift, welche sich auf der östlichen Hauptfronte desselben, rechts und oben angebracht, vorfindet. Sie ist bisher unerklärt. Hr. v. Hammer hält sie für eine phöniciſche, und unterstützt die Annahme durch den Styl des Kunstwerkes, welcher sich nach ihm in den Resten phöniciſcher Bauwerke auf der Insel Cypern und auf der gegenüberliegenden Küste Westasiens wieder zeigt. Ich befinde mich in der angenehmen Lage, auf der beigeſetzten Tafel eine auf genauer Durch-

*) A. a. D. S. 122.

zeichnung beruhende Darstellung jener Inschrift, sowie zugleich mehrere Ansichten des Denkmals mittheilen zu können, die ich der besonderen Güte meines Freundes, des Hrn. Dr. L. Thirk zu Brussa verdanke, der sie an Ort und Stelle mit ansehnlichem Zeitaufwande aufnahm. Ich bin Demselben für diesen Akt einer nicht gewöhnlichen Liberalität aufrichtigst verbunden.

Das Klima von Nicäa ist nicht bloß sehr viel milder als das von Constantinopel, sondern auch als das von Brussa, indem es fern genug von dem bithynischen Olymp liegt, um den Unbilden, welche von diesem im Winter auszugehen pflegen, zu entgehen. Hierzu kommt, daß ein nicht unansehnlicher Gebirgszug sich an der Südseite des See's und der Stadt hindehnt, welcher beide um so mehr gegen die eisige Luftströmung schützt, die während der Wintermonate von dem dann stets mit Eis und Schnee bedeckten Haupte des Berges herabwehen. Das nicht ferne Meer trägt zur Erhaltung einer gewissen Gleichmäßigkeit der Temperatur wesentlich bei. Am östlichen Ende des See's sah ich noch im Oktober breite Hecken von *Oleander* und *Vitex Agnus castus* (keusches Lamm) in üppigster Fülle grünen. An den Maulbeerpflanzungen bemerkte man durchaus nicht, daß ihnen im Frühlinge sämtliche Blätter theils auch Zweige, zur Fütterung der Seidenraupen geraubt worden waren. Der Delbaum schien jedoch nur kümmerlich zu gedeihen. Erwägt man nun noch, daß Nicäa unter $47^{\circ} 10'$ östlicher Länge von Ferro oder $27\frac{1}{2}^{\circ}$ östlicher Länge von Paris und $40^{\circ} 21' 30''$ nördlicher Breite liegt, so wird man aus Alledem auf einen Himmelsstrich schließen dürfen, der die Anhäufung bedeutender Massen von Einwohnern, wie sie notorisch im Alterthume Statt fand, leichter erklärlich macht. Darum konnte Nicäa unter den Römern und den griechischen Kaisern auch mit Nicomedien um den Rang streiten, welche von beiden die Hauptstadt der Provinz Bithynien sein sollte. Die Kaiser machten — wie ich glaube, mit Recht — Nicomedien zur Provinzial-Hauptstadt; Nicäa nannten sie die erste Stadt der Provinz. — Wenn nun auch unzweifelhaft Nicäa in seiner Blüthe durch sorgfältige Unterhaltung der Wasserleitungen und Bodencultur das gegenwärtige armfelige Issnik an Salubrität der Luft übertreffen mußte, so hat sich doch gewiß die letztere nie mit der von Nicomedien und Brussa gleich stellen können, denn letztere liegen amphitheatralisch an der Anhöhe, Nicäa in der Ebene. Dagegen

dürfte die mittlere Jahres-Temperatur zu mindestens $+ 13^{\circ}$ R, für Nicäa angenommen werden können, vielleicht auch etwas höher. würde also beide Schwesterstädte hierin überwiegen. Dennoch erklärt sich das kümmerliche Gedeihen des Delbaums dadurch hinlänglich, daß mitten im Winter die Temperatur merklich unter den Gefrierpunkt sinken kann. Hr. Dr. Barth*) fand zu Nicäa am 18. December 1858 einen heftigen Schneesturm und eisige Kälte, die ihn nöthigten, den Rückweg nach Stambul zu beschleunigen. Er beschreibt den hierzu von Nicäa aus über den Gebirgskamm nach Kara Mussal gewählten Weg, als in hohem Grade beschwerlich.

Der See von Nicäa ist ungemein fischreich, sein Wasser aber nicht trinkbar. Aus dem westlichen Ende bildet ein Flüsschen den Abzugskanal nach dem Meere; er mündet sich unfern Gemlik in letzteres ein. Die Länge dieses Flüsschens beträgt zwischen 6 und 7 Stunden. Die durch ihn gebildete Gebirgsschlucht war es höchst wahrscheinlich, durch welche die Griechen bei dem zweiten Angriff der Kreuzfahrer auf Nicäa ihre Schiffe in den See schafften, um so wesentlich zur Eroberung der festen Stadt beizutragen. Aus der Geschichte der letzteren ergibt sich ferner, daß der See Tiefe genug besitzt, um große Schiffe bis nahe an die Mauern heranzubringen. Der heutigen Ingenieur-Kunst würde es wahrscheinlich nicht schwer fallen, das erwähnte Flüsschen in einen schiffbaren Kanal umzugestalten. Auf solche Weise würde das Becken des See's einen höchst geräumigen und durch die nahen Gebirgszüge trefflich geschützten Hafen bilden, der allein schon genügen könnte, um bei einer etwaigen Regeneration Nicäa's der Stadt ihren alten Glanz wieder zu verschaffen.

Der Verfall der alten Wasserleitungen und die Sorglosigkeit, mit welcher die türkische Regierung der Versumpfung des an die Stadtmauern gränzenden Theiles des See's zugehört hat, übte auf die Salubrität des Ortes einen sehr nachtheiligen Einfluß. Durch diese Sumpf-Ausdünstungen entstehen dort während des Spätsommers und Herbstes häufig Wechselfieber. Die Tochter meiner griechischen Wirthin, eine junge Frau, litt daran seit geraumer Zeit in beträchtlichem Grade. Mir selbst hat das Herumsteigen unter den Ruinen keinen Nachtheil gebracht, trotz einer seit der Jugend bei

*) Geographische Mittheilungen von Dr. A. Petermann. Ergänzungsheft. Gotha, 1860. S. 100.

mir übrig gebliebenen Hinneigung zu kalten Fiebern. Auch fand ich die Atmosphäre bei Weitem nicht so widerwärtig und drückend, als Hr. v. Hammer*) und seine Gefährten. Doch muß erwogen werden, daß diese Reisenden sich dort vier Wochen früher, also in einer schwülteren Jahreszeit befanden. Sestini ließ sich durch die böse Luft von Nicäa so schnell vertreiben, daß er, obgleich Geisteskranker, sich nicht einmal Zeit nahm, die Reste der Kathedrale zu besuchen, in welcher das erste christliche Concil gehalten worden ist. Anfangs Oktober war die Temperatur bereits eine kühlere, frischere geworden, die mir ganz angenehm erschien. Es kommt hinzu, daß das heutige Dorf Isnit beinahe eine kleine halbe Stunde vom östlichen Ende des See's entfernt liegt.

Am 7. Oktober Mittags brach ich von Nicäa nach Senischehr auf, um diesen Ort noch vor Untergang der Sonne zu erreichen, was auch gelang. Mein türkischer Kawaß hatte sich bereit gefunden, mit Hülfe hier gemietheter Pferde mich bis nach Brussa zu geleiten. Der Weg führte uns durch das südliche Thor von Nicäa dem östlichen Ende des See's zu, auf dessen sandigem Ufer ich zahlreiche Bruchstücke ehemaliger Landhäuser herum liegen sah, erkenntlich an durch festen Mörtel verbundenen Ziegelsteinen. Nach einem halbstündigen Ritte in südlicher Richtung waren wir an dem Fuße eines felsigten Gebirgszuges angelangt, über den sich der exträglich erhaltene Weg hinauf wandte. Von den einzelnen Abstufungen des Berges ergaben sich genüßreiche Rückblicke auf die Ruinen von Nicäa und den See. Von dem Gipfelpunkte des Berges, dessen Höhe ich hier 1600' über dem See schätzte, vermochte ich den letzteren, mit Hülfe von Gläsern, bis an sein westliches Ende zu überschauen. Aus diesem Umstande bin ich geneigt, die Angabe Leake's über die Länge des See's als die richtigere zu betrachten. Selbst die ange strengteste Aufmerksamkeit ließ weder mich noch meine Begleiter irgend ein Segel oder eine Barke gewahr werden; öde und leer dehnte sich die ansehnliche Wasserfläche vor uns hin, die in alten Zeiten gewiß Hunderten von Schiffen Beschäftigung gegeben haben mag. Während bei der Belagerung von Nicäa durch die Kreuzfahrer diese sich zum letzten Sturme rüsteten, erschien plötzlich die erwähnte griechische Flotte vor der Stadt, und raubte Jenen durch listige Kapitulation mit den Osmanen die Früchte ihrer blutigen Anstrengungen. Am Berg-

*) N. a. D. S. 111.

Abhänge ziehen sich etwa manns hohe dicke Gesträuche verschiedener Art hin, aber die von rohen Häuten geführte Art gestattet keinem Baume, aufzustreben. Die kurz andauernde geringe Winterkälte läßt Reiserbündel als zur Feuerung genügend erscheinen. — Wir begegneten während des Hinaufsteigens einer aus etwa 2000 Ziegen bestehenden Heerde, die einer großen schönen Race angehörten, wie ich sie in Europa nirgends zu sehen Gelegenheit fand. Die Regierung hatte sie in bedeutender Ferne von hier angekauft, um sie zur Verproviantirung des Heeres nach Scutari schaffen zu lassen. Ein berittener Führer und einige Treiber zu Fuß hielten die Thiere, mit Hülfe gelehriger Hunde in Ordnung, obgleich die Ziegen, Nahrung suchend, weithin durch das Gebüsch streiften. — Auf der Höhe des Berges befindet sich ein Kaffehaus, wo gerastet wurde. Der Altan des Hauses ist Nicäa und seinem See zugewendet; er gab mir zum letzten Male Gelegenheit, die von der Natur so reich ausgestattete und durch historische Thatfachen so höchst interessante Gegend zu überschauen.

Indem wir von der Wasserscheide des Gebirgszuges südwärts hinabstiegen, dachte sich der Abhang viel allmäliger ab, als auf der von uns hinangestiegenen Seite. So erreichten wir denn auch den Fuß des Gebirges und die Ebene, in welcher Jenischehr liegt, erst eine Stunde vor diesem Orte. Von jenem Punkte aus behielten wir die vier oder fünf Minarets der kleinen Stadt stets vor uns im Auge. Ein ziemlich langer Karavanenzug von Kameelen war uns noch am Bergabhange begegnet: er führte Waaren, größtentheils Seide, von Brussa nach Ismid. Ich bewunderte die Leichtigkeit, mit welcher die Thiere den Berg hinaufstiegen, indem sie eine lange Linie bildeten und dem an der Spitze einherschreitenden Kameele, welches eine Glocke am Halse trug, genau folgten. Aus einiger Entfernung gesehen, bildete die Karavane eine höchst malerische und für das europäische Auge überraschende Staffage der Windungen des Bergweges. — In der Ebene machten die sich weit ausdehnenden Stoppelfelder den Weg um so eintöniger; nur die allmählig am Horizonte vor uns sich deutlich hervorhebenden Linien von Jenischehr gewährten dem Blicke einen Ruhepunkt. — Wir erreichten den Ort eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, und indem wir ihn der Länge nach durchzogen, bot sich uns volle Gelegenheit dar, den größeren Theil der die Abendkühle genießenden männlichen Bevölkerung

auf den Straßen, und namentlich auf dem in der Mitte des Ortes liegenden Bazar zu sehen. Nach einer hier eingezogenen Erkundigung enthält der Ort 500 türkische und 10 armenische Häuser. Daher begegneten wir denn auch nur Türken, die besonders auf dem Bazar in lebhafte Bewegung geriethen, als sie unseres fremdartigen Zuges ansichtig wurden. Man legte uns jedoch keinerlei Hindernisse in den Weg; vielmehr überwies uns der türkische Ortsvorsteher auf den Antrag meines Kawaffen bereitwillig einem der wenigen armenischen Häuser, die das südliche Ende des Städtchens einnehmen. Die Türken folgen hier in der Kleidung und dem äußeren Habitus der alten osmanischen Sitte viel mehr, als ich es bisher — mit Ausnahme von Elbeili — noch gefunden hatte. Turban, langer Bart, weiter Kaftan, der die Brust bloß läßt, Pantoffeln an den Füßen, gaben dem Menschengewimmel einen malerischen Anstrich. Die meist ausdrucksvollen Physiognomien, die schwarzen leuchtenden Augen, trugen das Ihrige hierzu wesentlich bei.

Dieses Jenischehr ist geraume Zeit die Residenz des Stifters der osmanischen Dynastie, des Kara-Osman, gewesen. Von hier aus wurden die Angriffe theils auf kleinere besetzte Punkte der Griechen in der Nachbarschaft, theils nach deren Falle, auf die damals mächtigen Städte Nicäa und Brussa organisiert, denen endlich die erschöpften Griechen nicht mehr zu widerstehen vermochten. Beide fielen dem Sohne und Nachfolger des Osman, dem Orchan, in die Hände. Das Bewußtsein der früheren Wichtigkeit, des Ortes mag die heutigen Einwohner um so mehr zum Widerstande gegen die von Constantinopel ausgehenden Neuerungen kräftigen.

Die armenische Familie, unter deren Dach wir die Nacht hinführen sollten, erschien sehr ärmlich. Mein Dolmetscher mußte sich auf den Bazar begeben, um die Materialien zu einem frugalen Abendmahle, sowie zu dem morgenden Frühstücke aufzukaufen. Wir stiegen auf einer leiterähnlichen Treppe zu einem viereckigen Gemache in die Höhe, dessen Fensteröffnungen für die Nacht mit Tüchern verhängt werden mußten, weil es selbst an hölzernen Läden fehlte. Die an der Wand herumlaufende hölzerne Bank mußte mit meinen eigenen Effecten gepolstert werden, um ein dürftiges Lager herzustellen, dessen Härte und unzählige Insekten nur durch die große Ermüdung überwunden werden konnten, die den Schlaf trotz alledem endlich herbeiführte. Die Temperatur der Luft erhielt sich

während der Nacht auf + 14° R., und machte so das lustige Gemach erträglich. Mein Kawaß und ein zweiter Pferdetreiber schliefen vor diesem auf einem offenen hölzernen Altan, der jedoch ein Dach besaß. — Die untergehende Sonne vergoldete den Saum zahlreicher, den Horizont deckender Wolken so zauberisch schön, daß selbst die Müdigkeit mich spät erst von der westlichen Fensteröffnung zu verschrecken vermochte. — Nach eingetretener Dunkelheit ließ sich eine unmelodische Schalmie mit obligatem Tambourin vernehmen; ja sogar eine Mandoline begleitete männlichen Gesang, dem ich jedoch vergebens irgend eine Melodie abzulauschen trachtete. Das Ohr dieser Tüirken muß anders organisirt sein, als das unsrige, um dergleichen angenehm unterhaltend zu finden. Leider wurde ich für meine Unzufriedenheit mit dem Gesange bald durch ein so entsetzliches Hundegeheul bestraft, wie es mir selbst im Orient noch nicht vorgekommen war. Es hielt die ganze Nacht an, und es gehörte in der That die narkotische Wirkung einer zwölf Stunden lang ununterbrochen fortgesetzten Körperbewegung dazu, um mit europäischen Ohren auch noch dieses asiatische Hinderniß des Schlafes zu überwinden.

Am Morgen des 8. Oktober's mußte schon um 5 Uhr früh zur Weiterreise gerüstet werden, obgleich der Tag noch nicht angebrochen war, denn die Tagesreise nach Brussa beträgt von hier aus 10 Stunden. Der Aufbruch erfolgte um 6 Uhr. Vor dem südlichen Ende von Zenischehr erreichten wir bald einen hohen Steindamm, der mit einer Anzahl brückenartiger Durchlässe versehen war. Theils aus diesen, theils aus den rechts und links erscheinenden vertrockneten Binsen, Seggegräsern und Rohr ergiebt sich, daß zur Regenzeit Wasser die Gegend überschwemmen mag. In diesem Augenblick war aber keine Spur von einem See zu erblicken, selbst nicht mit Hülfe eines Fernglases. Ein See von Zenischehr findet sich jedoch auf allen mir zugänglichen Karten verzeichnet. Seine Lage ist meines Erachtens am richtigsten auf der von Hrn. Kiepert gezeichneten Karte der asiatischen Türkei angegeben. Auf der von Hrn. v. Hammer seiner Reise nach Brussa beigegebenen Karte, die in vielen Dingen unzuverlässig ist, liegt der See mindestens eine Stunde west-südwestlich von Zenischehr entfernt, nahe an dem Dorfe Tschardagh, dessen Namen Hr. v. Hammer Tschardakböi schreibt. Da ich nun in diesem Dorfe gerastet habe, so müßte ich

etwas von dem See bemerkt haben, wenn er hier läge, um so mehr, als ich danach suchte. Nicht unwahrscheinlich ist es jedoch, daß in alten Zeiten, als die jetzt völlig baumleere Ebene von Jenischehr noch Wald und Gebüsch ernährte, dieser See Jahr aus Jahr ein seichtes Wasser enthalten haben mag, welches sich jetzt nur nach den Regengüssen des Herbstes vorfinden dürfte. Auch von dem Flüsschen, durch welches v. Hammer den See seinen Abfluß nach Jenischehr hin nehmen läßt, fand ich nirgend etwas.

Der sehr schlecht gepflasterte Steindamm hörte da auf, wo der Boden der Ebene sich allmählig erhebt. Niedrige Gebirgszüge, die sich rechts und links in ansehnlicher Entfernung vom Wege hinziehen, nähern sich einander erst weiterhin, 2 $\frac{1}{2}$ Stunden westsüdwestlich von Jenischehr; v. Hammer hat die Richtung dieser Gebirgszüge, sowie den Weg nach Brussa auf seiner Karte ganz gut angegeben. — Wir hatten zwei Stunden gebraucht, um das ansehnliche Dorf zu erreichen, welches mir die Einwohner Tschardagh nannten, dessen Namen auf Hrn. Kiepert's Karte Tschardakly lautet. Das Dorf besitzt eine ziemlich ansehnliche Moschee, in deren Vorhof die Dorfjugend versammelt war, um unisono und laut schreiend auf die von einem Lehrer vorgelegten Fragen zu antworten. An dem Café des Dorfes stillhaltend, war ich überrascht, vor demselben einen kleinen Garten zu finden, der ganz die Blumen und Sträucher enthielt, welche wir unter ähnlichen Umständen in Deutschland zu finden gewohnt sind. *Tagetes patula* blühte soeben üppig. Rosen, eine *Syringa* und mehrere Dahlien füllten außerdem den beschränkten Raum. — Den Weg weiter verfolgend, boten sich uns nur eintönige Stoppelfelder, selten ein am Wege stehender, von der Sonne gedörfter Baum dar. Endlich wurde die einförmige Scene durch eine zahlreiche Heerde von einhöckerigen Kameelen belebt, die nur mit leeren Pachtsätteln beladen, offenbar nach der Heimath zurückkehrten, nachdem sie ihre Ladungen an das Meer befördert hatten. Man hatte sie von jedem Zwange befreit und sie benutzten dies, um sich, vorwärts schreitend, über die leeren Felder auszubreiten und spärliche Grashalme für sich zur Nahrung herauszusuchen. Aber auch hierbei folgten sie geduldig den von dem vordersten Thiere ausgehenden Glockentönen. — Bei einer andern Gelegenheit fand ich am östlichen Fuße des Katerlü-Gebirges Abends spät eine solche entfesselte

Kameelherde, die wahrscheinlich dort übernachtet sollte. Die Thiere hatten sich sämmtlich einer langen Dornenhecke genähert, um die grünen Blätter aus dieser heraus zu holen. Die hungrigen Thiere ließen sich durch die unzähligen spitzen Dornen in ihrem Eifer nicht behindern; der hornartige Ueberzug ihrer Lippen kommt ihnen dabei trefflich zu Statten. Die ruhenden Kameele verschränken ihre Beine eigenthümlich, und ich bin geneigt, anzunehmen, daß die Türken ihr Kauern auf den Fersen den Kameelen abgelernt haben. — Das „Schiff der Wüste“ zeigt zwar keine eleganten äußeren Formen; aber eine nähere Betrachtung seiner einzelnen Theile beweist, daß sie sämmtlich höchst passend zusammen gestellt sind, um einem bestimmten allgemeinen Zwecke gleichmäßig zu dienen. Die ungeschlachten breiten schweren Hufe sind offenbar dazu gemacht, bequemer über das Steingerölle oder den Sand der Steppen und Wüsten hinzuschreiten, ohne einzusinken. Der Höcker des Rückens, mehr noch der Doppel-Höcker einer zweiten Species des Kameels, eignen sich zur Befestigung von Lasten ganz besonders, und es ist bei dieser nur auf eine möglichst gleichartige Vertheilung des Gewichtes der Ladung für beide Seiten zu achten. Die ungemein starken einzelnen Knochen des Skeletts sprechen Festigkeit und Ausdauer aus. Der schlanke, lange, im Gehen rückwärts gebeugte Hals scheint von dem Thiere zu der Erhaltung des Gleichgewichtes mitbenutzt zu werden. Das große Auge besitzt zwar nicht den Glanz des Gazellen-Auges; etwas Starres, was dem Blick anklebt, ist gewiß der ewigen Plage des Lasttragens zuzuschreiben, zu welchem das Thier von der frühesten Lebenszeit an gezwungen wird. Aber es spiegelt sich Sanftmuth und Geduld in diesen Augen, und wenn ihr Besitzer hartnäckig widerstrebt und nicht vorwärts zu bringen ist, sobald er sich überladen fühlt, so ist er vollkommen in seinem Rechte und bedient sich hierbei der einzigen Waffe gegen den Mißbrauch Seitens fühlloser Menschen, die ihm zu Gebote steht. Wenn der Berichterstatter der Times, Hr. W. Russell, jüngst aus Indien her eine Fluth von Schmähungen auf das nützlichste Thier der asiatischen und afrikanischen Welt gehäuft hat, so führte er dadurch nur den Beweis, daß in ihm auch nicht die kleinste Ader eines Naturforschers lebendig ist. Mit dem Untergange des Kameels würden gleichzeitig auch die jetzt noch vorhandenen Reste

des einst so hoch blühenden Handels und Verkehrs in Asien zusammenstürzen, und England möchte dann Indien den Rücken zuwenden.

Indem unser Weg sich mehr und mehr dem Saume des zur rechten Hand streichenden Gebirgskammes näherte, bot sich ein Vorhügel desselben dar, welcher mit einer Tabakspflanzung bedeckt war, die sich zum Theil noch in der Blüthe befand, und, trotz einer lang anhaltenden Dürre nur kräftige Pflanzen zeigte. Es war die bei uns in Europa cultivirte Species, *Nicotiana Tabacum*. — Endlich begann der Weg sich an dem erwähnten Gebirgskamm hinauf zu ziehen. Wir behielten hier rechts und links etwa manns hohe Gesträuche, unter welchen der dornigte *Zizyphus australis* vorherrscht. Die Coccuseiche, der Johannisbrodbaum, *Pinus maritima* und unser gemeiner Wachholder sammt dem Kreuzdorn, folgten. Ein *Spartium* wucherte auf dem Felsboden weit hin. Während des Hinaufsteigens fanden wir nördlich vom Gipfel, eine halbe Stunde dießseits, nur ein einziges Haus neben einer Bergquelle, welches als Halteplatz für Reisende dient. Auf dem Gipfel des Berges liegt das kleine Dorf, welches mir von den Einwohnern Dimbosar genannt wurde. Auf der Karte der europäischen Türkei des Hrn. Kiepert heißt es Dimbos und auf der Karte v. Hammer's Timbos. Es war Mittags 12 Uhr, als wir bei dem ungewöhnlich geräumigen Kaffe Hause des Dorfes anlangten. Wir hatten also, mit sehr kurzer Rast, sechs Stunden gebraucht, um von Jenischehr hierher zu reiten. Ein sehr geräumiger hölzerner Altan lud zur Ruhe ein, die wir für eine Stunde uns und unsern Thieren gönnten. Das Thermometer zeigte im Schatten + 15° R. Die Höhe, welche wir erstiegen hatten, schätzte ich auf 1000' über der Ebene. In dem Kaffe Hause befand sich eine mit Tabakrauchen und Kaffe trinken beschäftigte, zahlreiche Gesellschaft von Türken. Auffallend war es mir, daß sie in dieser wärmsten Stunde des Tages die mit einem schwülen Dunst erfüllte Atmosphäre des inneren Raumes dem luftigen Altan vorzogen. Auch in Constantinopel hatte ich mehrmals Gelegenheit, dieselbe Bemerkung zu machen. — Um 1 Uhr fingen wir an, den Berg hinabzusteigen. Auch hier wiederholte sich der bei dem Ueberschreiten des Gebirges zwischen Jenischehr und Nicäa wahrgenommene Umstand, daß der nördliche Abhang steiler ausläuft, als der südliche. Während des allmäligen Hinabreitens öffneten sich dem Blicke mehrere malerische Seiten-

thäler und Schluchten. Das geräumigste unter diesen Thälern, welches sich in der Richtung von Norden nach Süden über eine Stunde hindehnt, blieb unserm Wege zur rechten Hand. Den feuchten Thalgrund deckte eine üppige grüne Vegetation. Unfern des nördlichen Endes dieses Thales zeigt sich ein kleiner See, der einen von Osten herkommenden Gebirgsbach aufnimmt. An seinem südlichen Ende bemerkten wir 5 bis 6 Häuser, von hohen Bäumen umgeben. Mein Begleiter nannte mir den kleinen Ort Baschi, und den See Baschi-Göl. Auf der Karte v. Hammer's heißt letzterer Kuschkonmas, auf der des Hrn. Kiepert Kusch-Göl. Die Einwohner des Ortes sollen sich vorzugsweise dem Gartenbaue widmen, wozu sich der Boden ganz besonders eignet. Die Früchte werden nach Brussa abgesetzt. — Wir hatten 1 1/2 Stunde gebraucht, um von der Spitze des Felsgebirges in die Ebene hinabzusteigen. Im letzten Abschnitte des Abhanges behielten wir lange noch zur Linken einen niedrigen Gebirgskamm, der größtentheils mit Eichengebüsch besetzt war. Rechts gewährte das angeführte schmale Thal durch sein frisches Grün in der vorgerückten Jahreszeit dem Auge einen besonders freundlichen Ruhepunkt. In der Ebene angekommen, fand ich bei vollkommener Windstille die Sonnenstrahlen viel kräftiger drückend, als es sich bei einer Lufttemperatur von + 15° R. im Schatten hatte erwarten lassen. — Es begegneten uns nun mehr und mehr Reiter und Lastthiere, zum Beweise, daß wir uns einer größeren und geschäftigeren Stadt näherten. Um 2 Uhr erreichten wir in der Ebene das Dorf Kestel. Unmittelbar vor dem Dorfe treibt ein kleiner Bach durch sein klares Bergwasser eine Mühle. Er ergießt sich von einem zur linken Hand streichenden niedrigen Gebirgszuge herabkommend in das Thal. Das erste Haus ist abermals ein geräumiges Kaffehaus, welches ich wieder mit vielen Menschen, zum Theil Reisenden, angefüllt fand. Neben diesem Hause zogen drei riesige, orientalische Platanen meine Aufmerksamkeit auf sich; ich hatte sie in solchen Dimensionen nur zu Bädjükdere gesehen. In dem langen feuchten Thale, welches sich von hier aus ununterbrochen bis Brussa hinzieht, traten sie nun aber häufig auf. Leider lagen nicht wenige dieser herrlichen Bäume umgestürzt am Boden, offenbar durch die Gewalt des Feuers gebrochen, welche viehweibende Barbaren an ihren Stämmen absichtlich anzündeten, um sie künstlich auszuhölen und Schutz in solchen Höhlen

gegen böse Witterung zu finden. Einige dieser colossalen Stämme schienen, ungenützt, seit Jahren der Verwitterung preisgegeben zu sein. Andere Platanen hatte man durch Abhauen sämtlicher Aeste mittheilslos verstümmelt. Allmählig traten neben den mächtig Vorherrschenden echte Kastanienbäume auf, und zwischen 3 und 4 Uhr gelangten wir in einen ansehnlichen Wald derselben, dessen einzelne Stämme an Umfang und Höhe den Platanen wenig nachgaben. Beide Bäume bilden die Riesen der Vegetation Westasiens, in welcher die Platane den ersten, die Kastanie den zweiten Platz einnimmt. Sehr bekannt ist die Riesen-Kastanie am Aetna; aber auch dieser Baum zieht gleich der Platane feuchte Thäler vor, denn gesunder, kräftiger, höher und umfangreicher kann man ihn gewiß nirgends finden als hier. Es war die Zeit der Kastanien-Ernde, weshalb denn zahlreiche mit Säcken beladene Esel herumstanden, um die Früchte aufzunehmen, welche Männer und Knaben von den hohen Bäumen herabholten, während Frauen sie aufhoben und verpackten. Die glühenden Sonnenstrahlen bemühten sich vergebens, das gewaltige Laubdach zu durchdringen. Das Alter dieser Bäume kann offenbar nur nach Jahrhunderten geschätzt werden; der von ihnen zu ziehende Nutzen ist zu überwiegend, als daß man ihr Holz hier nicht schonen sollte, und so bilden sie einen erfreulichen Contrast mit den erbarmungslos verstümmelten Platanen. An den Felswänden der ersten Region des Olymps ist ihre Ertragsfähigkeit wahrscheinlich eine viel geringere, deshalb fällt man sie dort unbarmherzig, um die jungen schlanken Stämme zu leichten Bauten und Pfählen zu benutzen, wie man dies auch auf den Vorhügeln der Apenninen zu thun gewohnt ist. Die Vegetationskraft dieser Kastanie ist eine äußerst ansehnliche; schon nach 6—7, höchstens 10 Jahren sind ihre Wurzelstöcklinge wieder stark genug, um abermals zu ähnlichem Zwecke verwendet zu werden. Zahlreiche, von den Vorhügeln des Olymp herabströmende Bäche durchziehen das lange Thal in der Richtung von Nordosten nach Südwesten, waren aber jetzt, Anfangs Oktober, größtentheils ausgetrocknet. Als wir südwärts weiter schreitend, aus dem Kastanienwalde hervorgetreten waren, behielten wir ein Flüsschen zur Rechten, dessen Wasser uns entgegen, also nordwärts strömte. Nach v. Prokesch soll es sich in den Baschi-Göl ergießen. Es ist mir indessen viel wahrscheinlicher, daß wir uns hier an der letzten nördlichen Krümmung des Nilufer's selbst befanden,

der, wie es v. Hammer auf seiner Specialkarte von Brussa ganz richtig gezeichnet hat, südwestlich von Tschekirghe hoch im Gebirge entströmt, um dem Thale zuzueilen. In diesem läuft er vor Brussa vorüber, in der Richtung nach Norden, um den Fök-Dere und mehrere andere Bergströme aufzunehmen, sich hierauf umzubiegen und, seinem früheren Laufe entgegengesetzt, in der Richtung nach Westen dem Rhyndakus, dem Susurlu oder Muakitsch-Tschar (nach Niepert) der Türken, zuzueilen, der sich zwei Stunden unterhalb dieser Vereinigung in das Meer von Marmara ergießt. Durch jenes ausgezeichnet günstige Flußsystem würde das Thal das ganze Jahr hindurch hinlänglich bewässert sein, wenn man es zu benutzen verstünde. Diese Ebene heißt bei den Türken das Feld von Filahdar. Seine Flußufer erschienen gegenwärtig in weitem Umfange versumpft; hohes Rohr, Binsen und Typha bedeckten westwärts von unserem Wege eine sehr ausgedehnte Bodenfläche. Es kann nicht fehlen, daß diese, gewiß durch vernachlässigte Uferbauten entstandenen Sümpfe bei großer Hitze Dünste entsenden müssen, die den Einwohnern des nahen Brussa verderblich werden, so oft die Luftströmung diesen zugewendet ist. Daher herrschen Wechselfieber dort auch im Spätherbste häufig, deren Vorkommen sich sonst, bei der erhabenen und trockenen Lage der Stadt auf Kalktuff kaum erklären lassen würde. Eine intelligente Regierung würde wahrscheinlich bald im Stande sein, den versumpften Boden wieder in fruchtbares Land umzuwandeln.

Nachdem das erwähnte Flüsschen unsern Weg verlassen hatte, traten wir in das weite reiche Thal von Brussa selbst ein. Die Pflanzungen von Maulbeerbäumen, die wir bereits von Isnik her in der Nähe bewohnter Häuser fast allenthalben getroffen hatten, wurden von jetzt an umfangreicher und deckten, besonders in der Nähe der Stadt, einen ansehnlichen Theil des Feldes. Diese Bäume werden trefflich gepflegt; für den Gebrauch schneidet man die jungen Zweige ab und verkauft sie bündelweise mit den Blättern. Schon hieran konnte man erkennen, daß Seidenfabrikation und Handel die Hauptbeschäftigung der hiesigen Industriellen abgeben. Außerdem fanden wir noch viel Mais und Hanf auf dem Felde. Unabsehbare Stoppelfelder zeigten uns außerdem, daß das Thal dem Getreidebau vorzugsweise dient. In Deutschland würde man um diese Jahreszeit den Schooß der Erde an vielen Stellen durch den Pflug schon wieder aufgerissen gefunden haben. Hier war davon keine Spur

zu entdecken; man begnügt sich mit einer Sommererndte und düngt nicht. Nächstdem wird der Weinbau nicht blos an der Anhöhe, sondern auch in der flachen Ebene schwunghaft betrieben. Ich sah weite Felder mit Reben bedeckt. Die Trauben fand ich hernach ungemein zuckerhaltig, die Beeren dickhäutig, länglich; von der Würze des Muskatellers ist in ihnen nichts bemerkbar. Der Wein von Brussa ist feurig und gelinde zusammenziehend. Er ist zu Constantinopel sehr beliebt und wird dort in großen Quantitäten consumirt. Der Delbaum gedeiht am Fuße des Olymps selbst nicht; erst in der Nähe des Meerufers, am Golfe von Gemlik und Mudania sieht man ihn üppig vegetiren. Noch viel weniger kann hier eine Citrone oder Orange im Freien ausbauern. Die Feigenbäume erreichen jedoch einen ansehnlichen Umfang und liefern gute Früchte.

Schon von der Höhe des Gebirgszuges bei dem Dorfe Dimbosar hatte ich den bithynischen Olymp vor mir gesehen; ich hatte von dort aus zwölf Spitzen desselben gezählt. Aber erst von dem Austritte aus dem Dorfe Kestel an lag er in seiner ganzen Majestät vor mir. Gegen das Thal von Brussa hin bildet das Gebirge einen flachen Kreisabschnitt, dessen beide Endpunkte gegen die Ebene herabgebogen erscheinen. Eine beide Endpunkte schneidende gerade Linie streicht von Nordwest nach Südost, oder genauer von Westnordwest nach Ostsüdost. Zahlreiche Vorhügel treten aus der Concavität des Kreisabschnittes hervor; die einzelnen werden durch Schluchten von einander getrennt, mittelst welcher kleine Bergströme dem Thale zufließen; in der gegenwärtigen Jahreszeit waren sie jedoch, mit geringer Ausnahme, ausgetrocknet. Der erste jener Vorhügel, der sich dem von Nordwest herkommenden Wanderer darbietet, trägt an seinem Fuße das Dorf Kestel. Ein oberhalb dieses Dorfes, in kurzer Entfernung liegender Gebirgsvorsprung zeigt die Ruinen eines festen Schlosses. Eine Volkssage nimmt an, daß es dieses Schloß gewesen sei, welches Hannibal bewohnte, als der König Prusias von Bithynien den Römern gestattet, seinen Gastfreund und Heerführer dort wo möglich herauszuholen. Diese Sage wird jedoch durch keine historische Thatsache bestätigt; der Umstand, daß Hannibal in dem weit entfernten alten Libyssa, da, wo heute Malsum, begraben liegt, macht sie sogar sehr unwahrscheinlich. In der Nähe des südöstlichen End-

punktes des Kreisabschnittes liegen die berühmten heißen Quellen von Brussa, eine halbe Stunde lang neben der großen Landstraße sich hinziehend. Sie entspringen aus demselben Kalktuff neuer Formation, der den ansehnlichen Vorhügel bildet, auf welchem die Stadt Brussa selbst liegt. Letzterer tritt aus der concaven Linie etwas hervor, jedoch bei weitem nicht in dem Grade, wie v. Hammer dies gezeichnet hat. Die Lage dieses wichtigen Vorhügels kann näher so bestimmt werden, daß er den Punkt einnimmt, in welchem sich das mittlere Drittheil der oben angenommenen Linie mit dem südöstlichen Drittheil verbindet. Hr. v. Prokesch, der sich der Stadt von Süden her näherte, spricht sich über den Eindruck, welchen der Anblick des Fußes des Olymp hervorbringt, so aus: „Wenige Bergketten sind so rein geschwungen, als diese; ich weiß ihnen nur den Abfall des Anchesmos an die Seite zu setzen“*). Mehrere Reisende haben die vorzügliche Lage von Brussa nur mit der der beiden Städte Damaskus und Granada vergleichen zu dürfen geglaubt, worüber mir kein Urtheil zusteht. Wohl aber darf ich nach eigener Ansicht den Ausspruch vertheidigen, daß wenige Städte sich zur Aufnahme eines Herrscherstizes mehr eignen möchten, als Brussa, sofern man die unmittelbare Nachbarschaft des Meeres hierbei entbehren will. Die Entfernung desselben beträgt hier 5—7 Stunden, wie man sie heutigen Tages durch Eisenbahnen und Dampfkraft fast zum Verschwinden bringen kann. Den ungefähr 8000' hohen riesigen Berg im Rücken schwebt der Fuß ihres Felsenbodens gerade hoch genug über der Ebene, um sich mit ihr nicht zu vermischen, sie deutlicher also zu beherrschen. Der Felsabhang, welchen sie bedeckt, ist nur dort steil, wo die jetzt durch Erdbeben in Ruinen gestürzte feste Citadelle liegt. Kaum gibt es einen Punkt der Stadt, von welchem aus man nicht die etwa sechs Stunden lange und zwei Stunden breite Ebene zu überschauen vermöchte. Sie würde, etwa mit deutschem Fleiße cultivirt, einen ununterbrochenen Garten darstellen, der dann der Stadt einen Vordergrund darbieten müßte, wie ihn die Phantasie sich kaum reicher vorstellen könnte. Einen Vorgeschnack erlangt man schon durch die üppigen Maulbeer-Pflanzungen der unmittelbaren Nachbarschaft des Ortes, so wie durch seine colossalen

*) Denkwürdigkeiten. Bd. III. S. 82 u. f.

Platanen und Cypressen. Der die Ebene der Länge nach durchströmende Nilufer würde, wenn seine Zuflüsse gehörig regulirt würden, es jener Ebene selbst im heißesten Sommer nicht an dem erforderlichen Bewässerungsmaterial fehlen lassen. Das Katerli-Gebirge, eine Fortsetzung des Arganthonios, welches die westliche Seite des Thales vom Meere scheidet, beschützt die Ebene nicht bloß gegen Seestürme, sondern gibt der von Brussa aus gesehenen Landschaft durch seine malerischen Linien auch einen unvergleichlichen Hintergrund.

Wir hatten bei der Annäherung an Brussa auf der Landstraße eine Anzahl von ausgetrockneten Bergströmen überschreiten müssen, die jetzt mit Steingerölle ausgefüllt waren. Nur einer derselben fand sich überbrückt, vielleicht nur darum, weil sein Strom während des Schmelzens des olympischen Schnee's zu heftig ist, als daß er von Lastthieren durchwaten werden könnte. Die vorhandene Brücke bestand aus locker zusammengesetztem Holzwerk, dessen obere Fläche man mit einem möglichst schlechten Steinpflaster bedeckt hatte. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß hier während der Winterzeit oder an finsternen Abenden zahlreiche Unglücksfälle vorkommen müssen. Erwägt man, daß wir eine der lebhaftesten Handelsstraßen Asiens vor uns haben, die außerdem der Hauptstadt des Reiches nahe genug liegt, so muß man über die barbarische Rücksichtslosigkeit der Regierung gegen die Staats-Angehörigen billig erstauern. — Von der Stadt selbst kamen mir zunächst einige große Moscheen des südlichsten Endes derselben zu Gesicht. Wir waren dem Orte bereits ziemlich nahe, als er sich in seiner ganzen Ausdehnung darstellte. Die zahlreichen Ziegeldächer, die vielen Moscheen, zusammengestellt mit den Ruinen des alten Schlosses auf der Höhe, gewährten mir von der Ferne aus einen imposanten Anblick. Aber das „Meer von Minarets“, dessen ältere Reisende erwähnen, war verschwunden. Das Erdbeben von 1855 hatte sie sämmtlich umgestürzt. Man schien nicht gesonnen, ihre Spitzen wieder aufzurichten; der Schaden, welchen sie im Sturze den Moscheen und Häusern zugefügt hatten, war zu ansehnlich. Diese schlanken hohen Bauwerke wichen den Erschütterungen früher als alle andern.

Kurz vor 6 Uhr wendeten wir uns aus den dichten Maulbeerpflanzungen der Anhöhe zu, indem wir den Gasthof des Hrn. Giuseppe Foschi zu gewinnen trachteten, der damals als der vor-

züglichsie in Brussa galt. Er liegt im Südtheile der Stadt auf einer Anhöhe; die Aussicht aus den Fenstern meines zwei Treppen hoch gelegenen geräumigen Zimmers auf die von der allmählig untergehenden Sonne beleuchteten Gebäude der Stadt und auf die vor mir ausgedehnte Ebene war eine so höchst anziehende und überraschende, daß selbst der Ruf zur Tafel mich nur schwer von ihr zu trennen vermochte, obgleich nach so langem Ritte die Natur ihr Unrecht auf eine solche Einladung längst schon laut genug geltend gemacht hatte. Glücklicherweise bot der Tisch meines italienischen Wirthes Entschädigung für die unausgesetzten Entbehrungen meines asiatischen Ausfluges dar. — Ein zweiter Gasthof, der von einem Deutschen, Hrn. Stock, eingerichtet worden ist, liegt weniger angenehm; auch soll sein Besitzer zur Zeit sich mehr mit Weincultur beschäftigen.

Am 9. Oktober erstieg ich vor allen Dingen die Ruinen des uralten festen Schlosses von Brussa, um von diesem hochgelegenen Punkte aus einen vollständigen Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebung zu erhalten. Der von Süden aus hinaufführende Weg verläuft etwas weniger steil als der nördliche, zieht sich aber länger hin. — Auf diesem Wege kam ich an einer großen Filanda vorüber, in welcher Seidencocons abgehaspelt wurden; ich trat in die offen stehende Thür ein. Es waren hier 56 in zwei Reihen aufgestellte kleine Räder in Bewegung, die durch Wasserkraft vermittelt wurde. An jedem dieser Räder war ein junges Mädchen angestellt. Nur wenige von diesen Arbeiterinnen hatten das Gesicht verhüllt und erwiesen sich dadurch als Türkinnen; die übrigen waren der Mehrzahl nach Armenierinnen, in der Minderzahl Griechinnen. Die ersteren zeichneten sich vor den letzteren durch etwas höhere kräftigere Körpergestalt aus; ein gewisser Ernst breitete sich über die meistens regelmäßigen Gesichtszüge der jungen Wesen aus, wie er in diesem Lebensalter ungewöhnlich ist; das große schwarze Auge und die bleiche Gesichtsfarbe erinnerten mich an die Venetianerinnen, aber der belebende Glanz der venetianischen Augen fehlte. Vielleicht ist der Druck der täglichen mechanischen Arbeit hier zum Theil im Spiele, aber der größere Theil davon ist über das gesammte armenische Volk ausgebreitet. Eine dieser Armenierinnen, deren schlanker hoher Wuchs und die streng regelmäßige Gesichtsbildung an den rein kaukasischen Typus erinnerten, wäre sicher für jeden Künstler

ein willkommenes Modell gewesen. — Jene Filanda gehört der Regierung; der Aufseher erbot sich, mich in allen Räumen des gegenüberliegenden größern Fabrikgebäudes herumzuführen, was ich jedoch ablehnte, da mir die Sachkenntniß in diesen Dingen fehlt. — Die erste Veranlassung zur Anlegung solcher Seidenfabriken mit vervollkommeneten mechanischen Apparaten hat ein Hr. v. Muralko aus Zürich, in Verbindung mit Hrn. Falckeyen aus Basel gegeben; ihre Fabrik brannte indessen ab. Den ersten Versuchen folgten aber bald mehrere. Ein armenischer Banquier von Constantinopel förderte diese Fabrikation zunächst, machte jedoch Banquerut, und so gelangte ein Theil derselben in die Hände der Regierung, welcher der Armenier Summen schuldig geblieben war. — Während des Erdbebens von 1855 wurde eine solche Filanda, die des Hadshi Anastasu, in welcher 28 junge Mädchen arbeiteten, sammt dem Eigenthümer, einem Armenier, durch einen herabstürzenden Felsblock bedeckt. Von Allen rettete sich nur ein Mädchen, welche aussagte, daß nach dem ersten schwächeren Stöße die Arbeiterinnen den Herrn gebeten hätten, sie zu entlassen, aber vergebens. Alle fielen dieser Hartnäckigkeit zum Opfer. — Die Seidenfabrikation ist der Haupt-Erwerbszweig von Brussa und für alle nahe gelegenen Orte, bis zu ansehnlicher Entfernung. Ich besuchte späterhin einen in der Stadt belegenen Beseftan, welcher dem Seidenhandel ausschließlich dient. Hier fand ich bedeutende Massen von gesponnener roher Seide aufgethürmt. Da nicht leicht ein Ausländer diese Hallen betritt, als nur zu Handelszwecken, so bestürmte man mich von allen Seiten mit Kaufanträgen. Das Geschäft ging damals, wie man mir sagte, flau, und ein speculativer Handelsmann würde in diesem Augenblicke vortheilhafte Geschäfte haben treiben können. Die leichteren Gewebe von Brussa werden wegen ihrer Solidität und Eleganz sehr gesucht. Ich sah zwei lange Reihen von Buden, in denen Seidenwaaren lagern; jede einzelne jedoch nur von geringerem Umfange. Der Hauptstapelplatz für diese Waaren bleibt freilich Constantinopel.

Das Ersteigen des Felsens, welcher die Ruine der Citadelle trägt, gewährte mir reiche Gelegenheit, die Wirkungen der beiden Erdbeben vom 28. Februar und 11. April 1855 zu beobachten. Einzelne schwache Stöße haben seitdem von Zeit zu Zeit fortgedauert; den letzten bemerkte man vor drei Wochen. — Gewaltige Massen des lockeren Kalktuffs, der verschiedenen Abstufungen des Vorhügels

des Olymp, auf welchen Brussa erbaut ist, haben sich losgelöst, indem sie entweder die auf ihnen erbauten Häuser mit sich nach abwärts rissen, oder die unten stehenden begruben. Man zeigte mir eine solche gewaltige, an einer Straße unterhalb des Haupteingangs-Thores zu dem ehemaligen Schlosse liegende Masse, unter welcher ein kleines Haus mit fünf Menschen so tief vergraben wurde, daß man bis jetzt noch nicht daran hat denken mögen, die deckenden Felstrümmer fortzuräumen. Ein daneben stehendes Haus war weniger tief verschüttet worden; man war so eben beschäftigt, es in leichtem Holzbaue an derselben Stelle von neuem zu errichten. — An der Südseite des alten Schlosses sah ich die südliche Seitenhälfte eines alten runden Thurmes, dessen Mauern mingestens 6' dick waren, von der nördlichen Hälfte durchweg bis unten losgerissen und in der Richtung nach Süden quere über den Weg gestürzt. Die auseinandergerissenen Mauerflächen gaben eine treffliche Musterkarte aller der Steinarten, deren man sich seit den ältesten Zeiten, vielleicht seit denen des Königs Prusias und Hannibal's, zum Bauen bedient hat. Die sorglose Bauart des Thurmes läßt schließen, daß wir es hier mit einem türkischen Bauwerke zu thun haben, welches also mindestens nach 1326 geschaffen worden sein muß. Die Türken haben bekanntlich stets das Material älterer Bauwerke nach Möglichkeit zu ihren Werken benutzt, ohne dabei irgend eine Rücksicht auf Kunstwerth oder auf religiöse Bestimmung dessen, was ihrem Zwecke dienen sollte, zu nehmen. So findet sich z. B. in der umgestürzten Mauerhälfte ein Stück basreliefartig bearbeiteten Marmors, den ich nach der Art des Glanzes auf seinem Bruche für parischen halten möchte. Leider hielt der alte Mörtel es so fest, daß meine schwachen Versuche, es loszubringen, vergeblich blieben. — Eine diesem Thurme gegenüber in Trümmern liegende Moschee war dagegen theils in sich selbst, theils nach Norden umgestürzt. Es war dies die Moschee Murad I. im Hissar (Schlosse), die einen sehr bedeutenden Umfang besaß. Ihr Flächeninhalt nimmt genau eine bestimmte Anzahl Arschinen (oder vielmehr das türkische □ Flächenmaaß in Steinplatten) ein; für streitige Fälle galt das hier gebrauchte Quadratmaaß zur Entscheidung. Eben so befand sich dort ein in Stein ausgehauenes Brod, welches den gesetzmäßigen Brodumfang andeutete. Bei dieser Moschee hatte man noch keinen Anfang zum Aufräumen des Schuttes gemacht. In der nordöstlichen

Hälfte der Schloßruine hat man einen Garten angelegt, durch welchen man auf die äußerste, gleichsam über die Stadt hängende Spitze derselben hingelangt. Von dieser aus sieht man fast senkrecht auf den mittleren sehr schmalen Theil der Stadt, zugleich aber auch auf die breiteren und volkreicheren beiden Seitenhälften derselben hinab, endlich noch auf das gegenüberliegende Katerlü-Gebirge. Für den, der nicht etwa den Olymp selbst zu ersteigen gedenkt, gibt es nur diesen einen Punkt, der das vollständige Panorama von Brussa in allen seinen Theilen zugleich übersehen läßt. Die Mineralbäder schließen es westlich und einige domartige Moscheen östlich ab. Kein Theil der etwa 2½ Stunden lang sich hindehnenden Stadt kann von hier aus dem Blicke entgehen; man muß die richtige Wahl dessen, der das Schloß zuerst hier anlegte, preisen; der Sage nach war es Hannibal. — Leider wird der hohe Gemüß, der sich von hier aus darbietet, durch die Betrachtung getrübt, daß man auf einer sehr unsicheren Mauer-Hervorragung steht, die von dem übrigen Gemäuer durch einen mehrere Fuß breiten Riß getrennt ist, den man mit einigen wankenden schwachen Brettern überdeckt hat. Doch stehen auf jenem Vorsprunge neben einer Flaggenstange zwei Dreipfünder auf Rassetten, auch liegen außerdem noch etwa acht eiserne Geschützröhren am Boden; bei der hier allenthalben vorherrschenden grenzenlosen Sorglosigkeit würde man indessen aus solchen Dingen keineswegs auf irgend eine Sicherheit des Standpunktes schließen dürfen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der nächste einigermaßen bedeutende Erdstoß das bereits überhängende Gemäuer auf die tief unten liegenden, unglücklichen Häuser hinabstürzen wird. —

Bei weiterer Fortsetzung meines Weges nach Osten gelangte ich zu dem Hauptthore des alten Schlosses, wahrscheinlich der Porta triumphalis. Es ist aus weißem Marmor in römischen Rundbogenstyle erbaut und ansehnlich hoch. Den Türken erschien es für ihre Lastthiere und kleinen Karvanen viel zu erhaben und so haben sie es denn für passend erachtet, innerhalb einen flach gewölbten Bogen herüber zu schlagen und Ziegelgemäuer darauf zu pflanzen, welcher nun eine türkische Inschrift dem Beschauer entgegen hält, die wahrscheinlich die Stelle der ursprünglichen alten Inschrift vertreten soll. Rechts und links neben den Thorpfeilern befinden sich ansehnliche Marmorquadern, die sich durch die letzten Erdbeben nicht im Geringsten verrückt haben. Dagegen hatte man unter rechtem

Winkel von diesen beiden Thorseiten rechts und links zwei Mauern in späterer Zeit abgehen lassen, deren Arbeit freilich traurig absticht gegen den alten Marmorbau. Beide sind zusammengestürzt und haben tiefer stehende Häuser zerschmetteret. — Ein kleiner nach Westen gewendeter Theil der Schloßruine zeigt noch heute eine aus viereckigen gebrannten Ziegeln nach römischer Art angebrachte solide Mauerbekleidung.

Will man sich indessen einen richtigen Begriff von der massenhaften Zerstörung verschaffen, welche Brussa durch die Erdbeben von 1855 erlitten hat, so muß man die Moscheen, die Besejtans und die großen Chans (türkischen Wirthshäuser) besuchen.

Die mit Recht ihres rein arabischen Baustyls wegen berühmte Hauptmoschee Ulu-Dschami, welche der erste türkische Eroberer Orchan schon anfang zu bauen, hat ihre zwanzig Dome, sowie die Spitzen der Minarets verloren. Sene schienen, so viel sich jetzt noch beurtheilen läßt, in sich selbst zusammen gesunken zu sein. Ulu-Dschami hatte 20 Dome, je fünf in vier Reihen hintereinander, — nicht 25, wie Hr. v. Hammer irrthümlich gezeichnet hat. Die nördliche Umfassungsmauer, mit dem Hauptthore, sowie die südliche, trugen fünf, die östliche und die westliche jede vier Dome. Der Hauptdom lag also nicht in der Mitte des Ganzen, sondern er war der mittlere in der zweiten Reihe von Norden her. Die östlichen und westlichen Dome sind immer die kleinsten, dann folgen etwas größere, der mittlere ist stets der größte. — Die vier mächtigen Pfeiler der sechs mittleren Dome, die auch zugleich den Hauptdom tragen und welche in kleinem Maafstabe denen der Peterskirche in Rom ähnlich sind, blieben vom Erdbeben unangetastet. Das Gebäude bildet ein längliches Viereck. Der mittlere große Dom der zweiten Reihe von Norden her, übertraf alle übrigen an Umfang und Höhe; er war nur mit Gitterwerk bedeckt und ließ also den atmosphärischen Niederschlag durchdringen. Ihm entsprechend war deshalb auf dem Boden der Moschee ein Wasserbehälter mit zierlicher Umfassung angebracht; letztere war jetzt zerstört. Diese mächtigen Gewölbe sind sämmtlich so zusammengestürzt, daß man jetzt von innen heraus den blauen Horizont durch eben so viele runde Decken-Öffnungen gewahr wird. Doch ist man zur Zeit fleißig beschäftigt, das herrliche Gebäude wieder herzustellen. Drei Dome der südlichen Umfassungsmauer sind sogar schon wieder aufgebaut, einer derselben auch bereits wieder mit Blei gedeckt. Ob und

welche Risse in den Umfassungsmauern vorhanden gewesen sind, läßt sich jetzt, da die Reparatur vorschreitet, nicht mehr beurtheilen. — Die Fenster- und Thür-Öffnungen stellen in ihren oberen Abschnitte Rundbogen dar, die in der Mitte wenig bemerkbar nach oben zugespitzt erscheinen. — Diese Moschee liegt im Innern der Stadt, nicht außerhalb, wie die meisten andern ansehnlichen Moscheen.

Die gewölbten Decken der Befestane sind allenthalben, wo sie aus Mauerwerk bestanden, zusammengestürzt und haben zahlreiche Waarenlager mit niedergerissen. Man ist jetzt beschäftigt, sie aus leichtem Holzwerk wieder herzustellen. Die meisten Bazar-Buden, die immer aus Holz gebaut waren, sind bereits wieder aufgerichtet; mehrere liegen jedoch auch noch zerstört.

Der größte Chan von Brussa ist in sich selbst zusammengestürzt. Man hatte noch keine Hand an ihn gelegt, obgleich seine Umfassungsmauern großentheils stehen geblieben sind. Es ist dadurch Gelegenheit gegeben, die innere Einrichtung eines solchen Gebäudes genauer kennen zu lernen. Eine Treppe hoch lag an einem innerlich rings herumlaufenden Corridor eine Anzahl kleiner Kammern, die zur Aufnahme von Reisenden bestimmt waren. Die Lage mitten zwischen den frequentesten Bazar's deutet darauf hin, daß wohl in der Regel nur Kaufleute davon Gebrauch machten.

Eine beträchtliche Zahl umgestürzter Privathäuser ist entweder schon wieder hergestellt, oder man ist im Begriff, sie wieder aufzubauen. Nur ihr Fundament, bis zu geringer Höhe über der Erde, besteht aus Bruchsteinen; der Oberbau, oft von zwei oder drei Stockwerken, wurde aus Holz hergestellt, seine hölzernen Seitenwände mit Lehm verstrichen und abgeputzt. Man liebt lebhafte Farben und so sieht man viele Häuser karmin- oder violett-roth, andere ultramarinblau, noch andere orangegelb angestrichen. Im Ganzen geben diese vielen neuen Häuser mit ihren rothen Ziegeldächern und Glasfenstern der Stadt ein zierliches Ansehen, welches sie in diesem Grade vor dem Erdbeben gewiß nicht besaß. Wer Brussa einige Jahre später sollte besuchen wollen, wird schwerlich mehr im Stande sein, sich noch einen richtigen Begriff von der durch dasselbe hervorgebrachten massenhaften Zerstörung zu bilden. Nur die zahlreich eingestürzten Moscheen werden wahrscheinlich noch am längsten Zeugen der über sie hereingebrochenen furchtbaren Katastrophe bleiben.

Ueber die Zahl der durch die Erdbeben Umgekommenen lauten

die Angaben sehr verschieden. Hr. Falkenhfen schlägt sie auf 500 an. In der ersten Bestürzung hatte man von 4—5000 Getödteten gefabelt*).

Zu meinem Erstaunen war man in einer Hauptstraße beschäftigt, sie neu zu pflastern, freilich nach westeuropäischen Begriffen schlecht genug; sie führt durch das Viertel der Hebräer. Die Abzugsrinne befindet sich bei hiesigen Straßen stets in der Mitte. Obgleich es sehr lange nicht geregnet hatte, so waren doch viele Stellen der Art mit Koth gefüllt, — natürlich, weil Jeder sich herausnimmt, sein unreines Wasser auf die Straße zu gießen. Man schlachtet außerdem in der Stadt; das Blut der Thiere läuft demnach mitten durch belebte Straßen.

An der Polizei der Straßen, der Lebensmittel, der Wege, der Forsten, der Arzneimitteln, der Gewerbe u. s. w. — fehlt es gänzlich. Jeder mag es treiben, so gut es eben geht. Waldbrände entstehen ungemein häufig und verzehren beträchtliche Strecken der Forsten. Ein solcher Waldbrand griff vor nicht langer Zeit bis nahe an Brussa um sich, welches bereits davon Gefahr lief. Von Gränzen setzen ist hierbei keine Rede. Ist doch Allah groß! — Jedermann kann aber im Walde Feuer anzünden, wo es ihm beliebt, auch im Nadelholze; die Viehhirten am Olymp stehen sogar in Verdacht, solche Waldbrände absichtlich zu erregen, damit ihre Heerden um so freiere Weideplätze gewinnen. Bei einer so unverantwortlichen Wirthschaft wird der Olymp alljährlich ärmer an Bäumen. Er muß auch jetzt den Bedarf zu den vielen Neubauten liefern; jeder holt so viel davon, als er zu brauchen gedenkt. Da man keine schweren Balken zu den leichten Bauten benutzt, so sind es die jungen schlanken Stämme, welche man vorzugsweise abhaut; man pflegt einfach sechs bis acht dergleichen einem Lastthiere an jede Seite des Packsattels zu befestigen, welche nun die Bänne, die größtentheils schon im Groben behauen sind, nachschleppt. Dergleichen Zügen begegneten wir häufig. Man geht also gleichsam absichtlich darauf aus, den jungen Nachwuchs gründlich zu zerstören.

Am 10. Oktober suchte ich Hrn. Dr. Thirk auf, der hier seit zwölf Jahren als praktischer Arzt wirkt. Aus Siebenbürgen gebürtig, hat er in Erlangen studirt und promovirt. Er ließ sich

*) S. Beilage zur Augsburger allg. Zeitung vom 28. März 1855. Nr. 27.

zunächst in Constantinopel nieder, siedelte für kurze Zeit nach Brussa über, begab sich dann aber nach Bukarescht, wo er zum Mitgliede des aus fünf Personen bestehenden Medicinalcomités ernannt wurde. Der Widerwille gegen die dortige Bojarenwirthschaft trieb ihn indessen von dort wieder zurück nach Brussa. Er besitzt jetzt ein Haus mit Garten in der nordöstlichen Vorstadt des Ortes. Zugleich hatte er seit einem Jahre eine kleine Apotheke im Centrum der Stadt angelegt, weil er Ursache fand, mit den von den Apothekern gelieferten Droguen unzufrieden zu sein. Ich erkannte in ihm einen trefflich unterrichteten Arzt, dem ich für viele schätzenswerthe Mittheilungen über Brussa und dessen Einwohner stets dankbar verpflichtet bleiben werde. Die langjährige Kenntniß der Lokalität, der Einwohner und ihrer Sprachen setzte ihn hiezu besonders in den Stand.

Herr Dr. Thirk ist hinsichtlich des mehrfach erwähnten Erdbebens Berichterstatter für die allgemeine Augsburger Zeitung*) gewesen. Zu jenem ausführlichen Berichte dürfte aus seinen Notizen hierüber noch Folgendes hinzugefügt werden können. — Am 28. Februar 1855 war Nachmittags ein Gewitter gewesen; es regnete heftig. Plötzlich ertönte ein rollendes Geräusch, welches die Richtung von Süd-West nach Nord-Ost nahm. Sein Haus, in dessen erstem Stockwerke er sich befand, wurde in derselben Richtung schwach bewegt. Bald darauf kam ein zweiter heftigerer Stoß, der ihn und seine Familie nöthigte, das Haus rasch zu verlassen. Er glaubt, daß die Atmosphäre hierbei etwas dunkler gewesen sei. Ein Blick nach abwärts gegen Westen belehrte ihn, daß die Minaret's der dortigen Moscheen bereits eingestürzt waren. Ein an das Haus anstoßender solide aufgemauerter Thurm erwies sich so beschädigt, daß er nachher abgetragen werden mußte. — Viel zerstörender wirkte aber das am 11. April wiederholte Erdbeben. Bei diesem ließ sich keine waagrechte Bewegung nachweisen, vielmehr schien die unterirdische Macht sich vertical von unten nach oben zu entladen. — Das Haus wurde hin und her gerüttelt. Deshalb fielen auch die Dome der Moscheen senkrecht herunter, die vier Umfassungsmauern vieler Chans stürzten zu gleicher Zeit in ihren innern Hof; die colossalen Mauern des alten Schlosses, welche so vielen Erdstößen Jahrhunderte hindurch getrotzt hatten, wurden förmlich

*) S. Jahrg. 1855. Beilage zu Nr. 109. Seite 1737.

auseinander gerissen. Von ihrem Felsenrunde lösten sich enorme Blöcke los, die wahrscheinlich auch spätere Besucher noch am Abhange zerstreut vorfinden werden. In Constantinopel verspürte man an demselben Tage Nachmittags 3 $\frac{3}{4}$ Uhr, 30 Sekunden lang Erdstöße. Dasselbe geschah am 1. März Nachmittags 5 Uhr, 10 Sekunden lang; donnerartiges Rollen war voran gegangen. Man kam indessen hier mit dem bloßen Schrecken davon. Umgekehrt verhielt es sich vor neunzig Jahren, wo die Hauptstadt bedeutend litt, die Einwohner von Brussa aber, indem sie sich mehrere Tage im Freien unter Zelten aufgehalten hatten, mit geringem Nachtheile ausgingen. Das Erdbeben vom 28. Februar scheint sich von Caramanien bis Constantinopel fühlbar gemacht zu haben. Auf Rhodus und in Gallipoli stürzten zugleich Häuser ein; an letzterem Orte kamen dabei zwei Menschen um. In Muatitsch und Kirmasto fanden gleichfalls bedeutende Zerstörungen statt. Bedauernswerth ist besonders der Sturz der alten Moschee Daud-Monastir, welcher viele Türken das eigentliche Grab Osman's zuschreiben. Sie war nämlich ursprünglich eine 600 Jahre n. Chr. gebaute, der hl. Jungfrau gewidmete griechische Kirche, welche die schönste und größte nach der Sophia gewesen ist. — Man hatte in Brussa mitunter noch unterirdisches Rollen gehört, als am 28. April 1855 des Morgens früh erst ein horizontaler und 20 Minuten später ein heftiger verticaler Stoß folgte. Zwei Minuten vor dem ersten heulten alle Hunde fürchterlich, — zur Bestätigung der alt bekannten Wahrnehmung, daß viele Thiere eine Art Vorgefühl hinsichtlich der nahe drohenden gefährlichen Naturerscheinung besitzen. Ähnliches hat man auch am Besuw beobachtet und Hr. Bulwer hat daraus Veranlassung genommen, seinem Romane „the last days of Pompeji“ die interessante Episode einzuflechten, gemäß welcher der zum Kampfe mit einem Löwen verurtheilte Held seiner Geschichte dem sichern Tode nur dadurch entrinnt, daß der ihm gegenüber losgelassene Löwe sich ängstlich an den Boden schmiegt und wenige Minuten nachher der bekannte Ausbruch des Besuw's erfolgte, welcher Pompeji unter glühender Asche begrub. — Ein heftigerer Erdstoß des Jahres 1855 wurde zu Brussa noch am 16. Mai verspürt. In die Zeit meines dortigen Aufenthaltes fiel das durch die öffentlichen Blätter bekannt gemachte Erdbeben, welches in der Nacht vom 11. zum 12. October gegen 3 Uhr Morgens die Insel Rhodus stark heimsuchte.

Ich kann versichern, daß in dem gar nicht fernen Brussa keine Spur davon bemerkt worden ist. Doch hatte man hier von Zeit zu Zeit während des Sommers noch schwache Stöße beobachtet, die den bis dahin in Brussa wohnenden Abd-el-Kader veranlaßt hatten, seine Residenz nach Damaskus zu verlegen. Gleich ihm hatten viele Einwohner die Stadt verlassen. Ein Augenzeuge des Ereignisses auf Rhodus berichtet*), daß dort die Schwankungen von Nord-West nach Süd-Ost gingen, woraus sich denn ergibt, daß Brussa außerhalb der Längsaxe des erschütterten Erdabschnittes liegen bleiben mußte, wohingegen in Cairo um dieselbe Zeit deutliche, wenn auch nur mäßige Stöße wahrgenommen worden waren. Und doch blieb damals in der Hauptstadt der Insel kaum ein Haus unbeschädigt, mehrere nahe Dörfer wurden total zerstört und 60 Menschenleben waren zu beklagen. — Im Herbst 1856 schätzte Hr. Thirk die Zahl der Bevölkerung von Brussa wieder annähernd auf 50 bis 60,000. Etwas Genaueres läßt sich hierüber nicht angeben. Dr. Bernard**) gibt für das Jahr 1842 die Einwohner auf 100,000 Türken, 6000 Armenier, 3500 Griechen und 1200 Juden an; doch hält er die erstere Zahl selbst für übertrieben.

Die große Mehrzahl der Einwohner wird auch heute noch durch Türken gebildet. Ihnen zunächst folgen an Zahl die Armenier, dann die Griechen, endlich die Juden. Die Zahl der europäischen Christen ist unbedeutend; doch befinden sich unter ihnen mehrere, die durch Wohlhabenheit hervorragen.

Am 12. Oktober besuchte ich die Ruinen des alten Schlosses zum zweiten Male, um die Ueberbleibsel der ehemaligen griechischen Kathedrale zu betrachten. Der Eroberer Orchan hatte sie in ein mächtiges Mausoleum für seinen Vater Osman, der unmittelbar nach dieser Eroberung starb, sowie für die nachfolgende Dynastie umwandeln lassen. Die Türken hatten sich die möglichste Mühe gegeben, die zahlreichen griechischen Inschriften und Kreuze wegzuweisseln, Mauern und Säulen aber weiß zu übertünchen, wie es ihr Cultus fordert. Wie wenig ihnen das Unternehmen gelungen ist, erweist sich jetzt nach dem Erdbeben. Kein Punkt Brussa's ist

*) Westermann's illustrierte deutsche Monatshefte. April 1856. S. 35.

**) Les Bains de Brousse. Constantinople, 1842. pag. 67.

so sehr geeignet, die furchtbare Wirkung des letzteren ermessen zu lassen, wie dieses Gebäude. Es scheint vollständig zusammengerüttelt worden zu sein. Die Fragmente der herrlichsten Säulen von Porphyry, von Verde antico, weißem Marmor u. s. w. liegen am Boden herum; zahlreiche Marmortafeln mit dem griechischen Kreuze sind dabei neuerdings zum Vorscheine gekommen, erregen aber die Aufmerksamkeit der heutigen Türken nicht mehr. Mein Dolmetscher, der bald nach dem Erdbeben hier gewesen war, versicherte, daß die ansehnlichsten Säulenschäfte jetzt schon verschwunden seien. Das Gerücht sagt, daß reisende Engländer bei diesem Verschwinden nicht unbetheiligt gewesen seien; man soll diese kostbaren Ueberbleibsel an das Meer geführt und von dort weiter gebracht haben. Sestini beschreibt noch die drei Schiffe der Kirche, den mit Mosaik trefflich gezierten Fußboden und die Marmortafeln der inneren Wandfläche.

Die erwähnten Gräber der Begründer der osmanischen Dynastie sind durch das großartige Naturereigniß vollständig aufgedeckt und den Unbilden jeder Witterung preisgegeben. Das Grab Sultan Osman's hatte man in dem Schiffe der ehemaligen Kathedrale errichtet; es steht noch heute allein, indem der Körper von außerhalb hierher gebracht wurde, seine Frauen und Kinder aber zurückblieben. Gegenwärtig ist der einfache Grabhügel nur äußerst dürftig mit einem schlechten Zelte überdeckt worden. Eine frühere Seitenkapelle der Kirche beherbergt noch ein anderes hervorragendes Grab, welches zur Zeit völlig unbedeckt dalag. Das Grabmal des zweiten Sultans, des Orchan, sieht man in einem benachbarten Raume, gesondert von jenem; es ist von einer Reihe Gräber seiner Familien-Mitglieder umgeben, theils von Erwachsenen, theils von Kindern. Orchan's Ueberreste fand ich nur durch übergelegte Bretter ungenügend geschützt. Die unverkennbare Rücksichtslosigkeit, mit der man die Stifter der osmanischen Dynastie hier noch ein und ein halbes Jahr nach dem Erdbeben behandelt, ist ganz geeignet, in dem Beschauer eine unheimliche Ahnung hinsichtlich der ferneren Geschieße dieser Dynastie zu erwecken. Sie hat die Ehrfurcht vor ihren tapfern und energischen Vorestern eingeblüßt, — denn ihr selbst ist die Energie abhanden gekommen.

In der Nähe des Südthores des alten Schlosses fand ich noch einen geringen Ueberrest einer ansehnlichen Marmortafel an einer Hauptmauer befestigt, welche das Basrelief eines Reiters zu Pferde

getragen hat, unter dessen Füßen sich ein unkenntlich gewordenes Thier zu winden scheint, — also wahrscheinlich ein St. Georg mit dem Drachen. — Nach den sehr umfangreichen Umfassungsmauern, welche jetzt noch stehen, zu urtheilen, muß der innere Raum ein sehr ansehnlicher gewesen sein. Einer alten Sage nach sollen hier hunderttausend Mann Platz gefunden haben. Wahrscheinlich ist es, daß sich diese unverbürgte Sage auf den von den Stadtmauern zugleich eingefassten Raum beziehen soll, der zur Zeit des Königs Prusias allerdings ein höchst ansehnlicher gewesen sein mag. Viele dieser Mauern lassen durch ihre sorgfältig behauenen Quadern keinen Zweifel an ihrer altgriechischen Abkunft. Der südöstliche Theil dieser Mauer schließt jetzt zum Theil einige Maulbeerpflanzungen. Von ihnen aus wendete ich mich in derselben Richtung auf weichem Thonboden einem am Fuße des Berges mit Stein umfaßten ansehnlichen Wasserbecken zu, welches das trefflichste Quellwasser enthält. Ein offener Kanal leitet es den Schloßruinen und von dort der Stadt zu. Aber längs des Kanals waren Frauen beschäftigt, schmutzige Leinwand zu waschen; dasselbe Wasser wird muthmaßlich in der Stadt zum Trinken benutzt. Der anliegende feuchte Boden ernährte in dieser späten Jahreszeit massenhaft Brunnenkresse in üppigster Fülle. — Bei dem Hinabsteigen in südlicher Richtung passirte ich einen tiefen Felseinschnitt, offenbar ehemals durch einen starken Bergstrom ausgewaschen. In diesem Augenblicke schlich nur ein schwacher Bach in ihm hin.

Am 10. Oktober besuchte ich Hrn. Falkenfen aus Basel, der sich seit 20 Jahren hier aufhält. Er beschäftigt sich gegenwärtig allein mit der Cultur des Wein's. Leider fand ich ihn schmerzhaft leidend. Seine Familie wohnt seit dem Erdbeben in Constantinopel, er selbst aber reiste hin und her. Hr. F. war so freundlich, mich durch seinen Kellermeister, einen Deutschen, in die weitläufigen Keller einführen zu lassen, die er in dem Kalktuff des Berges hatte aushöhlen lassen. Einer dieser Keller war durch das Erdbeben zusammengestürzt und hatte unter seinen Trümmern 20,000 Oka Wein begraben. Diese Keller sind geräumig genug, um sich aufrecht darin bequem bewegen zu können. Sie sind außerdem kühl und ziemlich trocken. Der Führer sagte mir, daß die hier verwendeten großen Stückfässer aus Ungarn über Pesth bezogen würden, indem hier kein dazu taugliches Holz zu beschaffen sei; man könne hier nur kleine Fässer fertigen. Der älteste

des hier lagernden Weines war vom Jahre 1846. Die mir am Fasse davon gereichten Proben waren alle reich an Weingeist, an Geschmack aber mehr scharf als lieblich. Vom rothen Weine sind zwei Sorten da, ein herber und ein süßer; der letztere schien mir vorzüglicher. Man versicherte, daß die dunkelrothe Färbung keineswegs erkünstelt sei. Der weiße Wein ist milder. Bei Hrn. Dr. Thirk wurde mir später ein seit 20 Jahren lagernder Sect von gekochtem hiesigen Weine vorgesetzt, der mit dem Tokayer-Ausbruch viel Aehnlichkeit darbot. — Der Garten des Hrn. Falkenysen erstreckt sich an den Felsen hin, auf welchem das Schloß ruht, bis zu einem Punkte in die Höhe, von dem aus man eine der schönsten Ansichten in Brussa genießt. Freilich darf man von hier aus nicht die Augen nach aufwärts, nach dem überhangenden Schloßfelsen werfen; unwillkürlich würde die Erinnerung an die Erdstöße rege und die Poesie vielleicht durch den Wunsch verjagt werden, der entflohenen Familie des Besitzers folgen zu dürfen.

Längst schon hatten mich zwei besonders in die Augen fallende Moscheen am Nordende der Stadt angezogen, die außerhalb der Häusermasse um so deutlicher hervorragen. Der nächste, zugleich auch der angenehmste Weg dorthin zieht sich längs des Fußes des Vorhügels im Thale, auf der Sehne des flachen Kreisabschnittes hin, wenn man von dem Gasthose Loschi aus wandert. Ihm folgte ich Morgens früh. Er führte mich zunächst durch zahlreiche Maulbeerpflanzungen, dann über einen weitläufigen Kirchhof, auf dessen zahlreichen Hügeln unzählige gelbblühende Herbst-Erocus, *Sternborgia lutea*, im vollen Flore standen. *Helianthus tuberosus* bemerkte ich hier und da cultivirt. Die weiße Weide erreicht in diesem Thale, wenn man sie durch Abhauen ihrer Zweige nicht verkrüppelt, eine Höhe von 40' und darüber. Leider hatte die Sommerhitze den größeren Theil der Vegetation bereits zum Absterben gebracht; dicht belaubte Kastanien- und Nußbäume hatten jedoch hier und da widerstanden. In den Hecken fand sich besonders *Poterium spinosum*, *Paliurus australis*. Außerdem noch *Jasminum fruticans*, *Rhamnus Frangula*, *Convallaria Polygonatum*, *Tamarix gallica*. Der etwa anderthalb Stunden lange Marsch wurde Anfangs durch erfrischende Morgenkühle sehr begünstigt; um so drückender machte sich hernach die Mittagshitze geltend, — es war der 14. Oktober. Dem Ziele nahe

hatten wir das jetzt vollständig ausgetrocknete, breite Flußbett des Gök-Dere zu übersteigen. Ein ganzes Meer von rundlich abgeschliffenem Felsgerölle deckt den Boden. Dieser Gök-Dere ist der ansehnlichste unter den Bergströmen des Abhanges von Brussa. Er kam zur Zeit des Schmelzens des Schnees, oder, wenn starke Gewitterregen im Olymp fallen, plötzlich im Uebermaße anschwellen und dann wüthend seine Wogen der Ebene und dem dort vorüberziehenden Nilufer zuwälzen. Weiter oben trennt sein tief in den Fels eingeschnittenes Bett die Stadt von der nördlichen Vorstadt, die den Namen eines hl. Scheichs, der hier begraben liegt, trägt. Dort war der tiefe Felseinschnitt ehemals durch eine steinerne Brücke überdeckt, deren Bögen aus griechischer Zeit herstammten; Hr. v. Prokesch fand 1823 auf ihr noch Marktbuden. Vor wenigen Jahren riß der plötzlich angeschwollene Bergstrom sie fort. Man hat vor Kurzem eine leichte hölzerne Brücke an ihre Stelle gesetzt. Hr. Grisebach, der den Olymp Anfangs Mai bestieg, sah auf dem Berge die einzelnen Zuflüsse für den Gök-Dere cascadenartig diesem zufließen; mir erschienen sie, gegen die Mitte des Octobers, wasserarm. Es hatte seit Monaten nicht geregnet.

Die Moschee Bajazid Yildirim liegt unsern des rechten Ufers des Gök-Dere auf einer mäßigen Anhöhe, der letzten, welche nach abwärts das Thal beherrscht. Den Hügel ersteigend, gelangte ich zuerst zu der Ruine eines antiken griechischen oder römischen Thores, dessen beide Seitentheile, mit ihren Nischen, zur Zeit noch aufrecht stehen; das Deckengewölbe ist jedoch herabgestürzt. Auch weiter oben sieht man eben so einen Rest römischen oder griechischen Bauwerkes. Hr. v. Prokesch *) fand hier 30 Jahre früher noch Reste einer großen Wasserleitung; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die erwähnten Ruinen ihr angehört haben mögen. Die Lage der Moschee Bajazid's ist eine so ausgezeichnete, daß es sich kaum denken läßt, sie sollte während der Blüthe der Stadt nicht benutzt gewesen sein. Wahrscheinlich fanden die Türken hier irgend ein ausgezeichnetes Gebäude, dessen Material sie, nach ihrer Gewohnheit, nur zu einer Moschee umzuwandeln brauchten. Gegenwärtig liegt diese Moschee zwar vereinsamt, getrennt von der nachbarlichen Vorstadt; aber es ist glaublich, daß ehemals die Stadt bis hieher reichte. —

*) N. a. D. III. S. 87.

Von der Ebene aufsteigend gelangt man zuerst zu dem schmucklosen, einen kleinen Dom darstellenden Grabmale Sultan Bajazid's, dem seine Zeitgenossen den Beinamen „Yildirim“ (Blitz) beigelegt hatten. Er war es, der in der Schlacht von Nikopolis im Jahre 1396 mit Aufopferung von 60,000 Mann seines Heeres die Christen schlug, nach erfochtenem Siege aber 10,000 Gefangene umbringen ließ, um die Zahl der Gefallenen auf beiden Seiten auszugleichen, derselbe, der hernach 1402 durch die Tartaren unter Tamerleng bei Angora (Anchrum) geschlagen wurde und in der Gefangenschaft starb. Schon J. G. Eichhorn *) fand 1804 dieses Grabmal verwahrlost. In der That ist zur sorgfältigeren Unterhaltung dieses Monumentes wenig Veranlassung vorhanden; Karaman, Sultan von Iconium, eroberte nämlich 1414 Brussa, ließ die Gebeine Bajazid's herausnehmen und verbrannte sie aus Rache, weil dieser seinem Vater hatte den Kopf abschlagen lassen. Das ihn ehemals umgebende unscheinbare steinerne Haus ist aber von den gewaltigen Erderschütterungen verschont geblieben, dahingegen die etwas höher, nach Osten zu, von ihm erbaute ansehnliche Moschee durch das herabstürzende Minaret eingeschlagen, auch das westlich daneben liegende Collegium für Geistliche größtentheils zerstört und unbewohnbar gemacht worden. Zu den beiden Seiten des zerstörten Portikus sind zwei prachtvolle Porphyrsäulen aufrecht stehen geblieben, deren Herrlichkeit erst wieder offenbar geworden ist, seitdem das Erdbeben sie von dem türkischen Kalkbewurfe befreit hatte. Einige höchst majestätische Platanen zieren den Vorplatz. Zwischen diesem und dem erwähnten Mausoleum zieht sich ein Begräbnißplatz hin, der mit herrlichen Cypressen ausgestattet ist. In ihrem dichten Schatten fand ich einen zur Erholung im hohen Grade geeigneten Ruheplatz, der mir im Rücken und zur Seite die Nichtigkeit aller Menschenwerke, zu meinen Füßen aber die ewige Jugend einer so begünstigten Natur aufschloß. Eine dem Orte und der Zeit ungemäßen angeordnete Staffage belebte in diesem Augenblicke das vor mir liegende Landschaftsbild. Ein festlicher Hochzeitszug bewegte sich von der Stadt einem in der Ferne sichtbaren Dorfe zu; gepuzte türkische Reiter begleiteten zwei offene Wagen, auf welchen verschleierte Frauen

*) Geschichte der Literatur. Band 3. Abth. 2. Göttingen, 1812. S. 1126.

safen, — ihre Heiterkeit bildete zu der mich umgebenden Grabesstille einen bezeichnenden Contrast. — Das Portal der Moschee wurde mir durch einen herbeigeholten Geistlichen ohne Umstand aufgeschlossen; unbehindert trat ich in den Bau eines der grausamsten Christenverfolger ein. Die Moschee besteht, wie die meisten größeren derselben aus zwei hintereinander liegenden Domen, deren hinterer etwas höher und umfangreicher als der vordere ist. Im letzteren befindet sich der in arabischem Style zierlich errichtete Mihrab. Die vier starken Eckpfeiler der Umfassungsmauer, welche den Dom festhalten, erscheinen in den vier Ecken des inneren Raumes treppenförmig, nach innen concav. Man zeigte mir die geräumige Tribüne zur Linken, auf welcher der Sultan Abdul-Medschid bei seiner Anwesenheit das Gebet verrichtete. Das höchst einfache Gebäude weist keinerlei Zierrathen auf. Nur bestehen die die Fensteröffnungen verschließenden Gitter aus kostbar damascirtem Eisen, welches jedoch seit langen Jahren nicht mehr geputzt gewesen zu sein schien. — Das ruinenhaft daliegende Collegium der Geistlichen läßt zahlreiche Zwischenwände, um einzelne Kammern zu bilden, erblicken. Wenn sie sämmtlich besetzt waren, so läßt es sich leicht erklären, wie von dem Fundations-Vermögen so wenig für die Erhaltung der Gebäude übrig blieb.

Indem ich von hier aus weiter die Anhöhe hinauf stieg, stieß ich auf einen edlen Vorbeer, der reife schwarze Beeren und Knospen für die zweite Blüthe zugleich trug. Die Cultur des Vorbeers würde hier gewiß eine lohnende sein; man scheint ihn jedoch nicht zu achten.

Denselben Hügel ostwärts, weiter nach oben, ersteigend, gelangt man in die nördliche Vorstadt, welche den Namen Emir-Sultan führt, nach einem für heilig gehaltenen Verkünder des Propheten aus der ersten Periode des osmanischen Reiches, der hier eine kleine Moschee erbaut hat und ein Grabmal besitzt. In dieser liegt die Moschee Sultan Mohammed I. (Mohammed Tschelebi). Sie hat nicht den Umfang der oben erwähnten Moschee; aber sie besitzt einen im reinsten arabischen Style aufgeführten zierlichen Portikus, wie ich ihn bis dahin nie erblickt hatte. Zwei schlanke Säulen von weißem Marmor mit passender Basis und Kapital tragen einen kleinen marmornen Baldachin, wie man ihn sonst in der Moschee an Hochaltäre nur zu finden gewohnt ist, mit vielen treppenartigen

Abstufungen. An der äußern Seite beider Säulen folgt eine die ganze Länge derselben einnehmende schmale Marmorplatte mit Inschriften, — neben ihr weiter nach außen eine breitere Längenplatte mit Arabesken, sodann endlich auf jeder Seite am weitesten nach außen eine doppelt so breite, die von oben nach unten verlaufend mit türkischen Inschriften in größeren Buchstaben bedeckt ist. Das Ganze macht einen angenehmen Eindruck. Ueber diesen Portikus tritt oben zu seinem Schutze ein breiter Balkon hervor. — Ihr Vorplatz enthält eine sprudelnde Fontäne mit Marmorbecken, in deren Umfange sehr alte Platanen, ungewöhnlicher Weise auch eine alte Linde stehen. — Die Moschee selbst hat durch das Erdbeben bedauerliche Risse bekommen, die schwerlich wieder jemals ausgeglichen werden dürften; sie stellt eines der schönsten arabischen Baudenkmale aus der Zeit ihres Erbauers dar. Noch mehr zerstört ist das etwas höher liegende, eben so zierliche Grabmal des Letzteren, welches sich durch weiße persische Schriftzüge auf blauem Grunde in gebranntem Thon auszeichnete, die Sprüche aus den Sunna oder den mündlichen Ueberlieferungen des Propheten darstellten. Mohammed hatte auch ein Musterbild arabischer Baukunst in einer von innen und außen mit geschliffenem viel farbigen Marmor überdeckten Armenküche, aufgeführt. — Dieser Mohammed I., der jüngste Sohn Bajazid's, schaffte den nach des Letzteren Gefangennehmung lange gestört gebliebenen Frieden wieder herbei. Er erhielt den Beinamen „Tschelebi“, der Edelmann, wegen seiner Humanität und eines gebildeten Geschmacks, den er leider nur zu kurze Zeit dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften zuzuwenden vermochte. Es mag noch erwähnt werden, daß Mohammed I. durch seinen Arzt Scheichi von einer Gemüthskrankheit zu Angora geheilt worden war; dieser Arzt war zugleich Dichter und Uebersetzer aus dem Persischen.

Die auf der entgegengesetzten, der südlichen Seite der Stadt liegende Vorstadt führt den Namen Sultan Murad II., weil dieser hier eine großartige Moschee erbaut hat. Mein Gasthof befand sich in derselben Vorstadt, nicht fern von dieser Moschee, etwas mehr dem mittleren Theile der Stadt zugewendet. — Die Moschee Murad II. bildet einen arabischen Prachtbau, der, wie gewöhnlich, aus zwei hinter einander liegenden Domen besteht, die durch einen offenen Verbindungsraum, der einen großen Theil der Breite einnimmt, zusammenhängen. Der vordere Dom, eine Vorhalle bil-

dend, erscheint weniger hoch und geräumig; der hintere aber imponirt durch seine gewaltige Masse in hohem Grade. Die vordere Seite des Gebäudes ist durch einen Portikus geschmückt, dessen oberes Gebälke durch zwei mächtige Säulen aus grauem Granit gestützt wird, deren Pracht gleichfalls erst jüngst wieder durch das Erdbeben zu Tage gekommen ist, welches den barbarischen Kalkbewurf auch hier größtentheils abgeschüttelt hat. — Die Architektur beider Dome ist eine großartige, die des vorderen jedoch einfacher, schmuckloser. Der hintere erscheint dagegen ungleich mehr ausgeschmückt, als es bei den aus einer späteren Periode herrührenden Moscheen, namentlich in Constantinopel, sich findet. Die innere Seite der Kuppel beider zeigt Laubwerk, welches von einem gemeinschaftlichen Centrum des Kreises nach der Peripherie hin sich ausbreitet; der Botaniker würde diese Blätter breit lancettförmig nennen. Sie sind hell- und dunkelbraun, mit schwarzer Schattirung gefärbt. Eigenthümlicher sind aber die vier Ecken des Gebäudes da verziert, wo sich die Kuppel des Dom's auf die vier Umfassungsmauern, welche ein rechtseitiges Viereck darstellen, stützt. Sie haben offenbar den Zweck, die Unterstüzungsbalken der Kuppel zu bedecken. Die Figur einer jeden dieser vier Eck-Verzierungen mußte also einen bedeutenden Umfang haben. Ich weiß sie nicht schicklicher, als mit einem Füllhorn zu vergleichen, welches mit seinem breiteren Durchmesser oben in die Concavität der Kuppel hineinreicht, mit seinem geradlinigten (nicht gewundenen) zugespitzten unteren Ende aber die entsprechende Ecke der Umfassungsmauern einnimmt, so jedoch, daß das letzte Ende vom Boden etwa noch 30' entfernt bleibt. Die dem Innern des Gebäudes zugewendete Seite jener füllhornartigen Massen ist mit zierlichen Schuppen und Blättern geschmückt, die in der Art des obersten Schlusses der Kuppel gefärbt sind. Säulen oder Pilaster zur Unterstüzung des Gewölbes sieht man von innen nirgends; sie sind außerhalb an dem Gebäude angebracht. Indem auf diese Weise der innere Raum des ganzen Gebäudes frei von jeder Masse geblieben ist, die ihn hätte verringern oder beschränken können, wird eine gewisse Nachahmung des nirgends unterstüzten Himmelsdomes herbeigeführt, deren Wirkung auf den Beschauer überraschend und großartig ist. Auffallend ist es hierbei noch, daß das Erdbeben an diesem Dome nicht den geringsten Schaden angerichtet hat, da doch viele andere, durch starke Säulen unterstüzt,

zusammengestürzt sind. — Der vordere Dom derselben Moschee hat genau dieselbe Architektur in etwas kleinerem Maßstabe. Die vier Eckenträger des Domes sind daher auch minder massenhafte; ebenso sind ihre dem Beschauer zugewendeten Seiten weniger zierlich ausgearbeitet und colorirt. Der innere Raum beider Dome steht durch einen breiten Eingang in unmittelbarer Verbindung, durch welchen die Tragkraft der hier unterbrochenen Umfassungsmauern noch vermindert werden mußte.

Während ich meine Rundschau in dem Gebäude ohne Führer hielt, saßen acht oder neun junge Türken auf dem mit Binsenmatten bedeckten Boden des hinteren Domes und wurden, wie es schien, von einem vor ihnen sitzenden jungen Manne catechisirt. Dieser nämlich frug, die Andern antworteten einstimmig. Von meiner fremdartigen Erscheinung ließen sie sich nicht im Geringsten stören; ich war, ohne Jemand zu fragen, hineingetreten.

Auf dem geräumigen Vorplatze der oben erwähnten Moschee hatte ich Gelegenheit, den Vorbereitungs-Feierlichkeiten zu einer Beschneidung beizuwohnen, die bei den Knaben zwischen dem 10. und 12. Jahre vorgenommen zu werden pflegt. Auf jenem Vorplatze hatte sich viel Volk, Männer wie Weiber, versammelt. Ein Knabe von etwa 10 bis 11 Jahren saß auf einem Pferde, welches von einem Manne geführt wurde. Der Knabe hatte Feierkleider in lebhaften Farben an; ein rothbuntes Tuch war um den Kopf gewunden; von diesem Tuche hingen zwei lange Stränge von Goldgeflechte, vielleicht auch mit eingeflochtenen Goldmünzen, wie sie junge Mädchen häufiger um den Kopf zu schlingen pflegen, längs des Rückens herab. Dem reitenden Knaben folgten zwei bärtige Türken, deren einer, mit einem scharlachrothen Talar umhüllt, auf einer Schalmie wahrhaft ohrzerreißend bließ. Ein anderer, weniger auffallend gekleidet, bearbeitete ein Tambourin dazu. Dies erinnerte mich daran, daß schon Sestini die Musik von Brussa wahrhaft „écorchante“ fand. Den beiden Männern folgte ein junger Mensch, der eine Flasche mit Getränk trug, von welchem zu trinken er eine Reihe von etwa sechs anderen jungen Burschen aufmunterte, die die Arme ineinander geschlungen hatten und der Mehrzahl nach schon taumelten. Jenes Getränk war nämlich nichts anderes als Branntwein, Raki. Dem unanständig jauchzenden und taumelnden Zuge folgte ferner eine altmodische kleine vergoldete Kutsche, von

zwei Pferden gezogen, in welcher, wie man mir sagte, die weiblichen Verwandten des Knaben saßen. Die Vorhänge dieses Wagens waren zugezogen. Ein zweiter weniger geschmückter Wagen mit Frauen hielt zur Seite. Der Knabe verschwand endlich in der Moschee. Die Scene außerhalb aber dauerte fort und war für mich so widerlich, daß ich mich nach Hause begab. Bald darauf kam ein Zug von drei solchen reitenden Knaben, aus der Gegend jener Moschee, an meiner Wohnung vorüber, sich der Stadt zuwendend. Die jungen Burschen waren jetzt mit Gewehren versehen und schossen damit nach allen Seiten. Offenbar war der Hauptact der Feier noch nicht erfolgt, weil die Knaben noch zu Pferde saßen.

Die letzte der von mir besuchten Moscheen ist die in dem nahen Dorfe Tschekirghe von Sultan Murad I. erbaute. Sie stellt ein sehr ansehnliches Gebäude mit einem Portikus dar, der Bauart nach jener von Murad II. ähnlich, aber merklich höher und umfangreicher. Es war Niemand zu finden, der mich hätte hineinführen können; doch ergab sich endlich, daß die große Thüre nur angelehnt war. Ich trat daher ohne Weiteres ein und fand den ansehnlichen Dom völlig menschenleer. Auch hier befindet sich im Mittelpunkte der inneren Fläche der Kuppel eine Verzierung von Blattwerk. In den vier oberen Ecken der Umfassungsmauer fehlen aber die schönen Verzierungen der Moschee Sultan Murad II. Die ursprüngliche Stiftung soll zugleich ein Seminar zur Ausbildung junger Geistlicher enthalten haben. Das Gebäude war der Moschee so angefügt, daß die Schüler unmittelbar aus ihren Zellen in die letztere hineingehen konnten. Die Gitter vor den Fensteröffnungen sind auch hier, wie bei der Moschee Bajazid's, aus sorgfältig damascirtem Eisen gefertigt.

Klima und geographische Lage. — Brussa liegt $40^{\circ} 9' 30''$ nördlicher Breite und $46^{\circ} 50'$ östlicher Länge von Ferro oder östlicher Länge von Paris $26^{\circ} 49'$. Sein Klima wird durch die unmittelbare Nachbarschaft des riesigen Olymp, und durch den Umstand, daß der Gipfel desselben während eines Theiles des Jahres mit Schnee bedeckt ist, sodann vermöge seiner Bodenerhebung von 800 par. Fuß über dem Meere, ranher als die geographische Lage vermuthen lassen sollte. Dennoch ist die Lufttemperatur durchschnittlich eine ungleich mildere, als die von Constantinopel, obgleich die mittlere

Jahrestemperatur von Brussa doch nur $+ 12^{\circ} 1'$ R. beträgt. Die nach Westen fortgesetzte Isothermie fällt zwischen Pisa und Florenz, die eine Jahrestemperatur haben von $12^{\circ} 2'$ einerseits, und Verona mit 12° andererseits. Trapezunt und Bendorf zeigen mit Brussa die nämliche Jahrestemperatur. Aber des letzteren nach Osten vorgerückte Lage und die vorerwähnten Local-Verhältnisse drücken die Vegetation mehr herab, als man außerdem erwarten sollte. Die im Frühjahr bei dem Schmelzen des Schnees vom Olymp herabstürzenden Gießbäche tragen dazu bei, daß die Vegetation Anfangs Mai noch wenig entwickelt ist, während sie bald darauf, vermöge der rasch gesteigerten mittleren Tagestemperatur auffallend schnell vorrückt. Bis zum 15. Oktober hatte ich in Brussa nur heitere sonnige Tage gehabt.

Schon in einer vorhistorischen Zeit scheint dieser ungewöhnlich vortheilhaft gelegene Punkt der Erde die Menschen zur Bildung einer Stadt angezogen zu haben, welche Bebrizia hieß. Die Bithynier eroberten indessen diese und ihr Gebiet; sie wurde fortan Königssitz jener Eroberer, und scheint während der Regierung des Königs Prusias ihren höchsten Glanz erreicht zu haben. Dieser durfte es wagen, den Bundesgenossen der Römer, den König Eumenes von Pergamos anzugreifen; auch gelang es ihm mit Hilfe Hannibal's, ihn zu schlagen. Nach dem Zeugnisse des Plinius soll das die ganze Stadt dominirende feste Schloß unter dem Könige Prusias-Hilas nach dem Plane von Hannibal angelegt worden sein. Von da ab erhielt die Stadt auch den Namen des Königs, hieß jedoch, mit Bezug auf seine Lage am Berge Prusias ad Olympum im Gegensatze zu Prusias ad Mare, dem Gemlik der Türken, dem Kios der Alt-Griechen oder Chio der Neu-Griechen. Plinius *) sagt: „Mox oppida Placia, Ariacos, Scylace, quorum a tergo mons Olympus, Moesius dictus: civitas Olympena. Amnes Horisius et Rhyndacus, ante Lycus vocatus.“ Zene vorzugsweise „Olympena“ genannte Stadt kann kaum eine andere sein, als unser Brussa, da am Olymp keine Spur irgend eines Ortes übrig geblieben ist, die auf eine solche Bevorzugung Anspruch

*) Historia naturalis. Libr. V. Cap. XXXII. Coloniae Allobrogum, 1615. pag. 87.

gehabt haben konnte. Auch theilen noch heutigen Tages die erwähnten Felseinschnitte Brussa in drei große Abtheilungen, von denen die an beiden Flügeln liegenden jetzt Vorstädte heißen. Nachdem Mithridates, der spätere Beherrscher von Brussa, bei Chyzikus von den Römern geschlagen worden war, eroberten diese Brussa, ihr Proconsul nahm fortan hier seinen Sitz. Welchen großen Werth die griechischen Kaiser auf die Stadt legten, beweisen schon die noch aus ihrer Zeit vorhandenen gewaltigen Mauerreste. Sogleich nach der Eroberung durch die Osmanen, 1325, wurde sie zur Hauptstadt ihres aufstrebenden Reiches gemacht und noch heute ist sie dem Range nach die dritte Stadt in der Türkei. — Leider hat sich Brussa nach der Eroberung durch das Tartarenheer des Tamerleng (Tamerlan) vom Jahre 1402 nie wieder erholt. Die Plünderung war allgemein, darauf wurde die Stadt niedergebrannt, Schulen und Moscheen wurden in Viehställe verwandelt. Ganz ebenso wurden auch Nicäa und Gemlik um dieselbe Zeit barbarisch entvölkert und zerstört. — Ihre heutigen lebhaften Einwohner sind gewerbetätig und arbeitsam; selbst die Frauen arbeiten in den Maulbeerpflanzungen, den Seidenspinnereien u. s. w. unverdrossen. Doch erwerben die Armenier und Griechen hierin vor den Türken bei Weitem den Vorrang. Wie wenig die letzteren geeignet sind, da wo sich Handels-Interessen berühren, ersteren die Waage zu halten, erfuhr ich während meiner Anwesenheit gelegentlich an folgenden Beispielen. — Mein Tischnachbar, ein griechischer Kaufmann aus Constantinopel, theilte mir gesprächsweise mit, daß er sich hier befinde, um den Transport großer Massen von chromhaltigem Erz an das Meer zu leiten, welches ein französischer Reisender weiterhin im Innern des Landes entdeckt hatte. Die türkischen Kameeltreiber hatten sich geweigert, ihren Thieren die drückenden Erzmassen aufzuladen. Der listige Grieche hatte es aber durch allerhand Vorspiegelungen bei den Pascha's der einzelnen Provinzen dahin zu bringen gewußt, daß die Treiber zur Aufnahme der nachtheiligen Fracht gezwungen wurden. — In der Kajüte des Dampfschiffes, auf welchem ich die Rückfahrt nach Constantinopel machte, erzählte ein junger Grieche dem Schiffs-Capitän, daß er so eben ein glückliches Geschäft mit einer englischen Gesellschaft abgeschlossen habe, welche in Westasien Schiffs-Bauholz zusammen kauft. Da nun die Türken der Ebene den Gebrauch haben, einige große Bäume in ihren Dörfern zu

pflegen, so sei er von Dorf zu Dorf gewandert, um ihnen diese Bäume abzukaufen, dies sei um einen wahren Spottpreis geschehen, weil die Türken gar keinen Begriff davon hatten, welcher Werth in so starkem Bauholze liege. Auf diese Weise ersparte der klug berechnende Grieche die Transportkosten des Holzes von den Bergen herab, entkleidete aber freilich zugleich auch die an sich schon baumleere Ebene noch immer mehr vom Baumwuchse.

Mamik-Pascha, der 1856 Gouverneur von Brussa war, hat sich in den größeren Haupt-Städten Europas bei den dortigen Gesandtschaften lange genug aufgehalten, um zu wissen, was zur Erhebung einer solchen Stadt Noth thut. Er ist außerdem ein durch Intelligenz und Humanität hervorragender Mann. Ich fand ihn in der Moschee Ulu-Dschami beschäftigt, die dortigen Arbeiter zu inspiciren. Wahrscheinlich wird man es ihm aber an Fonds fehlen lassen. Wäre es anders, so würde die Vernachlässigung der Wiege der osmanischen Dynastie unbegreiflich sein. Man schmeichelte sich bei meiner Anwesenheit mit dem bevorstehenden Besuche des Sultans Abdul Medschid; dieser ist jedoch nicht zur Wirklichkeit geworden.

Warme Bäder von Brussa und Tschekirghe *). — Die Verehrung, welche die Thermen in Westasien genießen, läßt sich geschichtlich bis zum trojanischen Kriege hinauf verfolgen. Plinius**) spricht zwar seine Bewunderung darüber aus, daß Homer der warmen Bäder nicht erwähne; er vermuthet sogar, daß die damalige Medicin zu ihnen keine Zuflucht genommen habe. Philostratus†) versichert dagegen ausdrücklich, den bei Troja verwundeten Achvern seien durch Orakelspruch die jonischen Thermen als heilsam bezeichnet worden, welche 40 Stadien von Smyrna entfernt liegen und welche hernach die „agamemnonischen“ genannt wurden ††). So wäre denn bereits in dem grauen Alterthum bekannt gewesen, was ich persönlich in den Jahren 1813 zu Warmbrunn und Landeck in Schlesien, 1814 zu Burtscheid bei Aachen bestätigt gefunden

*) Ueber diese Bäder ist vorläufig eine kurze Mittheilung gegeben worden in den „Verhandlungen des naturhistorischen Vereines der preussischen Rheinlande und Westphalens“. 14. Jahrgang. Bonn, 1857. S. LVII.

**) Historia nat. Lib. XXV. Cap. IV.

†) Heroic. Protesil. p. m. 150. edit. Venet.

††) Vergl. J. H. Schvlzii Historia medicinae. Lipsiae, 1728. pag. 167.

habe, — daß nämlich zweckmäßig gewählte warme Mineralbäder zur Heilung von mancherlei nach Verwundungen übrig gebliebenen Uebeln, z. B. Gelenksteifheit, langwierige Anschwellungen, Schmerz in Narben u. dergl. in hohem Grade heilsam werden können. — Zur Zeit der griechischen Kaiser wurden die Bäder von Brussa aus Constantinopel häufig besucht. Sultan Suleiman der Große wurde hier vom Podagra geheilt, und ließ zum Danke die Bäder von Seni-Kaplidscha durch seinen Großwesir Rustem prachtvoll neu aufbauen. Noch heute stehen sie bei dem Volke in dem Ansehen wunderthätiger Wirkung. Von vielen werden sie deshalb ohne ärztlichen Rath, bei den verschiedensten Gebrechen, so benutzt, daß sie mitunter nothwendig Unheil stiften müssen. Wesentlich mag hierzu beitragen, daß die meisten Türken der Meinung sind, je heißer das Bad genommen werden könne, je wohlthätiger müsse es werden. Doch alle diese und ähnliche Thorheiten haben den weit ausgebreiteten Ruf dieser Bäder nicht zu beschränken vermocht. — Sie liegen außerhalb der Stadt, an der Südwestseite derselben, theils neben dem Wege, welcher nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Tschekirghe führt, theils in dem letzteren selbst. Von jenen ist das der Stadt zunächst liegende:

Seni-Kaplidscha (Neubad), zugleich das ansehnlichste von Allen. Man nennt es auch Eisenbad, weil seine Quelle in der That etwas mehr kohlensaures Eisenoxidul zu enthalten scheint, als die übrigen. Seine Einrichtung hat mit der des in Constantinopel beschriebenen Bades (S. 27) große Aehnlichkeit. Zwei domartige Kuppeln erheben sich in der Richtung nach Norden, hintereinander über zwei zusammenhängenden großen viereckigen Sälen; diese sind nahe unter der Decke mit Fenstern ausgestattet, die Außenseite der Kuppeln mit Blei gedeckt. Mehrere an der Ostseite jener angebaute kleinere Räume, welche ein Bassin, sowie einzelne Badekabinette enthalten, empfangen dagegen ihr Licht durch kleine glasgedeckte Oeffnungen ihrer Kuppeln. Die Badewannen, ebenso die Umfassungswand und die Bänke des großen Bassins, auch der Fußboden sind von weißem Marmor. Dieser soll von Cyzikus herkommen. — Indem ich von der Landstraße aus auf dem sich nordwärts absenkenden Boden zu dem nahen Bade hinabstieg, gelangte ich in der Nähe desselben zu seinem Haupt-Reservoir; der aus ihm aufsteigende heiße Wasserdampf leitete mich zu ihm hin. Ich fand

den Behälter nur ungenügend mit Brettern gedeckt, so, daß ich die Wasserfläche mit der Hand und dem Thermometer zu erreichen vermochte. Es ergab sich hier eine Temperatur von $+ 59^{\circ}$ R. Dr. Thirk aus Brussa und Prof. Grisebach aus Göttingen erhielten indessen früher in einem damals tiefer gelegenen Reservoir $+ 66^{\circ}$ R. Das Erdbeben von 1855 hatte ein gänzlichcs Versiegen der Quelle bewirkt, während die zahlreichen Quellen zu Tschekirghe zugleich übersprudelten, den Ort überschennten und eiliges Anlegen von Abzugskanälen nöthig machten. Durch tieferes Nachgraben hat man indessen die Quelle von Seni-Kaplidscha wieder gefunden; doch liegt ihr Reservoir jetzt frei an der Oberfläche und einiger Temperaturunterschied ließe sich schon hieraus erklären. Den Geschmack des aus dem Behälter genommenen Wassers fand ich schwach säuerlich und gelind zusammenziehend. — Die von mir gefundene Temperatur ist also ganz die des Sprudels der Hygea-Quelle zu Carlsbad oder des obersten Bassins zu Burtseid. Der Geruch des hiesigen Wasserdampfes erinnerte mich lebhaft an den des heißen Wassers von Burtseid. Bei dem Hervorströmen des klaren Wassers aus der Röhre entwickelten sich hier aus ihm so starke Gasblasen, daß es zu kochen schien. Die Abzugsröhren zeigten einen schwachen Anflug von rothbraunem Eisenoxyd; auch dieser soll nicht immer vorhanden sein. Von Schwefelwasserstoffgas bemerkte ich keine Spur; Hr. Dr. Thirk will jedoch dergleichen wahrgenommen haben. — Die durch das letzte Erdbeben herbeigeführte Erscheinung, deren so eben gedacht wurde, läßt kaum irgend einen Zweifel daran zu, daß sämmtliche Quellen tief unter der Oberfläche einen gemeinschaftlichen Zusammenfluß haben. Demnach wird der Gehalt des hervortretenden Wassers nur weniger bedeutende Varianten darbieten können, die sich nach den Schichten richten müssen, durch welche sie den Ausfluß gewinnen. Die Bäder liegen auf einem weit ausgebreiteten Lager von Kalktuff jüngerer Formation, dessen Pflanzenabdrücke auf nahe Beziehung zu der noch gegenwärtig dort vorhandenen Vegetation hindeuten (vergl. S. 194). Als ich mich in das Gebäude selbst begab, trat ich durch den Haupteingang unmittelbar in einen kirchenartig großen, länglich-viereckigen Raum ein, in dessen Mittelpunkt ein dort aufgestelltes Marmorbecken einen Wasserstrahl hervorspringen ließ. Zum Abflusse des Wassers aus dem Becken dienten in ihm angebrachte Seitenöffnungen. Ueber dem so ausgestatteten

Mittelpunkte wölbt sich der erwähnte Dom. Rings an den Wänden herum erheben sich zwei Fuß hohe, breite hölzerne Bänke mit Binsmatten und Teppichen bedeckt. Man reichte mir indessen noch eine dünne Matratze und überdeckte dieselbe mit einer weißen baumwollenen Decke. Auf diesem Sitze wurde die Entkleidung langsam vorgenommen. Die Lufttemperatur fand ich hier $+ 17^{\circ}$ R., indem sie außerhalb $+ 15^{\circ}$ R. gezeigt hatte. Hiermit war also eine ziemlich passende Vorbereitung zum Bade selbst gegeben. Mit einem um die Hüften gewundenen Tuche und Holzpantoffeln an den Füßen wurde ich dann in den zweiten großen, gleichfalls mit einer Kuppel überwölbten Raum geführt, der vollkommen viereckig ist und bei einer Temperatur von $+ 21^{\circ}$ R. als Tepidarium zur weiteren Vorbereitung für eine noch höhere Temperatur dient. Hierauf erst wird man in einen dritten, gleichfalls viereckigen, aber beschränkteren Raum, das Calidarium, geführt, der ein großes steinernes Bassin enthält, dessen dampfendes Mineralwasser eine Temperatur von $+ 32^{\circ}$ R. ergab. Im Innern des Bassin's laufen an dem Rande rings herum steinerne Bänke unter der Wasserfläche; der Raum würde hier für vierzig gleichzeitig Badende genügen. Ich fand jedoch bei meiner Anwesenheit Keinen in diesem Bade. An den Seitenwänden des Saales befinden sich marmorne Wasserbecken, aus denen man lauwarmes Wasser zum Abspülen hervorspringen lassen kann. Außer jenen beiden größeren Räumen enthalten nun kleinere, besonders überwölbte Zimmer, große steinerne Badewannen für einzelne Personen. Ich fand die Temperatur des Wassers in einer solchen Wanne $+ 29^{\circ}$ R., und als ich dem Wärter begreiflich machte, daß mir dies zu heiß sei, drehte er einen Hahn herum, um kaltes Wasser hinzuströmen zu lassen; ich erfuhr bald, daß dies reines Quellwasser war. Als ich bei $+ 27^{\circ}$ R. hineingestiegen war, erschien mir dies, indem zu gleicher Zeit heiße Wasserdämpfe den ganzen Raum erfüllten, so erhitzend und beklemmend, daß ich nicht über zehn Minuten darin auszuhalten vermochte. Das allmälige Abkühlen des erhitzten Körpers und Zurückführen in den Bekleidungsraum geschieht hier mit lobenswerther Vorsicht. Nachdem ich in letzterem die Transpiration gehörig abgewartet hatte, fand ich die nachfolgende Wirkung sehr wohlthuend. Der Pächter des Bades, ein Türke, saß auf einem Comptoir, innerhalb des Einganges, schien sich indessen nur um das Rechnungswesen zu kümmern.

Wir besitzen zwei öffentlich bekannt gemachte Analysen des Wassers von Feni-Kaplidscha. Die eine ist das Resultat der Arbeit des Hrn. Dr. Himly in Göttingen, welcher das von Hrn. Prof. Grisebach aus Brussa mitgebrachte Wasser dort hierzu benutzte. Die zweite Analyse rührt von Hrn. Noë her, welcher theils in Brussa, theils in Constantinopel gearbeitet zu haben scheint. Erstere Analyse ist von Hrn. Prof. Grisebach, letztere durch die Hrn. Dr. Bernard*) und Nigler**) bekannt gemacht worden. Beide Analysen ergeben jedoch bedeutende Differenzen, so, daß eine abermalige entscheidende, auf die neuesten Fortschritte der Chemie gegründete Untersuchung dringend wünschenswerth erscheint. Die erwähnten Analysen mögen zur Vergleichung hier neben einander gestellt werden.

Herr Dr. Himly.

Herr Noë.

In 1000 Theilen.

Kohlensaures Natron	0,739	Doppeltkohlensaures Natron	0,721
Schwefelsaures Natron	0,389	Schwefelsaures Natron	2,395
Kohlensaurer Kalk	0,220	Salzsaures Natron	0,945
Chlornatrium	0,193	Doppeltkohlensaure Kalkerde	3,352
Kohlensaure Kalkerde	0,118	Silicium	0,003
Kieselsäure	0,085	Schwefelsaure Magnesia	1,494
Weigemengtes Eisenoxyd mit kohlensaurem Eisenoxydul	0,087	Schwefelsaure Thonerde	0,918
	1,831	Freie Hydrothionsäure	0,552
		Freie Kohlensäure	1,521

Das specifische Gewicht beträgt 1,0121.

Bemerkungen. Der in der Analyse des Hrn. Noë fehlende Eisengehalt ergibt sich, wie oben bemerkt, schon aus dem Niederschlage von rothbraunem Eisenoxyd an den Abzugsröhren, obgleich diese erst nach dem Erdbeben neu gelegt worden waren. Der Name

*) A. a. O. S. 52.

**) Die Türkei und deren Bewohner. I. Bd. Wien, 1852. S. 15.

„Eisenbad“, welchen diese Quelle von alter Zeit her führt, wäre somit gerechtfertigt, obgleich das Quantum des Eisengehaltes sehr geringfügig ist. Der schwache Gehalt an freier Kohlensäure konnte von Hrn. Himly wohl nicht gefunden werden, indem er entweder bei der Füllung oder während des weiten Transportes verloren gegangen war. Hinsichtlich des fehlenden Schwefelwasserstoff's stimme ich Hrn. Himly bei. Den Geschmack fand Hr. Noë hepatisch und gesalzen; ich fand keines von Beiden. Das Quantum der festen Bestandtheile, welches nach Hrn. Himly 14,0654 Gran in einem Civilpfunde Wassers beträgt, stellt es in die Reihe der zahlreichen Thermen, die durch ihre festen Bestandtheile allein, oder auch nur zum größeren Theile, ihre eigenthümliche Wirkung gewiß nicht hervorbringen. Wenn nun einige Jahrhunderte lang fortgesetzte Erfahrung keinen Zweifel übrig läßt, daß die letztere des hiesigen Mineralbades von der des gewöhnlichen Wasserbades unterscheidet, so müssen wir von den Fortschritten der analytischen Chemie späterhin hierüber Aufklärung erwarten. — Zum Trinken wird das Wasser von Zeni-Kaplidscha eben so wenig, als irgend ein anderes hiesiges Mineralwasser benutzt.

Den Namen seines Erbauers Kara-Mustafa, eines Großwesirs, trägt ein, wenige hundert Schritte von Zeni-Kaplidscha entfernt, etwas weiter abwärts nahe am Alluvium der Ebene liegendes kleineres Bad. Der chemische Gehalt seines Wassers ist dem des schon beschriebenen ähnlich, doch quantitativ merklich geringer, seine Temperatur nur + 36° R. Man benutzt es besonders zum Baden bei solchen Krankheiten, die durch Gesunkensein der Energie des Nervensystems entstanden sind. Zu solchem Zwecke hatte es Hr. Dr. Thirk bei einem bekannten englischen Diplomaten, kurz vor meinem Eintreffen in Brussa nicht ohne Nutzen in Anwendung gebracht. In dieser Hinsicht will es Hr. Dr. Rigler mit Gastein auf eine Stufe gestellt wissen. Doch ist hierbei nicht erwogen worden, daß Gastein zugleich durch seine erfrischende Alpenluft nervenstärkend wird, da hingegen die hiesige Luft, besonders für den nicht Acclimatirten erschlassend wirken kann.

Auf gleicher Höhe mit dem von Zeni-Kaplidscha, aber weiter südwestlich, liegt das sogenannte Schwefelbad, Rökürdli. Es befinden sich gegenwärtig hier zwei dicht aneinander gebaute Badhäuser, deren eines gelb das andere grün angestrichen ist; nach dieser Fär-

bung pflegt man sie in der Rede von einander zu unterscheiden. Bis zum Jahre 1844 soll hier nur ein Badehaus vorhanden gewesen sein. Damals sprang aber bei dem Begräumen eines Felsens eine zweite heiße Quelle hervor, die zum Erbauen eines zweiten Badehauses Veranlassung gab. Nach der durch das letzte Erdbeben hervorgebrachten Revolution ist es wieder eine gemeinschaftliche Quelle geworden, welche zwischen beiden Häusern liegend ihnen nach beiden Seiten hin Wasser zutheilt. Das gelbe und zugleich ältere von beiden Gebäuden ist ähnlich wie Zeni-Kaplidscha mit gewölbter Decke über den Sälen u. s. w. ausgestattet und heißt jetzt auch das größere. Doch ist das Ganze in kleinerem Maßstabe angelegt als das vorerwähnte, obgleich doch das Wasser dieser Schwefelquells von Allen am berühmtesten ist. Das zweite, grüne Haus, hat eine einfache platte Decke über seinen Räumen, und wird deshalb auch das kleinere genannt, läßt jedoch im Uebrigen keine der schon beschriebenen Einrichtungen vermissen. Dieses letztere wird von einem Armenier, das erstere von einem Türken gehalten. Ich begab mich zu dem Armenier, um von ihm mit einem Bade bedient zu werden. In dem gelben Hause fand ich zum ersten Male außer den großen Marmorbadewannen auch eine Anzahl hölzerner Wannen, in welche man des Abends das heiße Wasser einläßt, um es bis zur Stunde des Gebrauchs am nächsten Morgen abkühlen zu lassen. Alle übrigen Bäder kühlen das heiße Mineralwasser einfach durch Zufluß von kaltem Quellwasser ab, welches vom Olymp herabgeleitet wird. — Die Reisenden, welche diese Quelle vor dem Erdbeben 1855 besucht haben, versichern sämmtlich, einen Geruch nach Schwefelwasserstoffgas deutlich wahrgenommen zu haben; nur Hr. Grisebach meint, der Gehalt an diesem Gase könne unmöglich bedeutend sein. Hr. Koë*) gibt in seiner Analyse dieses Schwefelwassers in 10,000 Grammen, Hydrothionsäure 3,321 an, nennt auch den Geschmack pikant und schwefelig. Hiernach erschien es mir auffallend, weder während meines Aufenthaltes im Bade, noch in den Räumen, welche der Wasserdampf füllt, irgend eine Spur von Geruch nach Schwefelwasserstoffgas wahrnehmen zu können. Ich war also begierig, die Quelle dort aufzusuchen, wo sie unmittelbar aus dem Gestein hervorbricht. Man führte mich bereitwillig dorthin.

*) S. Nigler A. a. O. 1. Bd. S. 14.

Hrn. Grisebach hatte hier die Quelle in der Dicke eines Menschenarmes $1\frac{1}{2}'$ hoch in die Höhe getrieben hervorbrechen gesehen, ohne jedoch Gasentwicklung zu bemerken. Ich sah einen etwa $1\frac{1}{2}''$ im Durchmesser haltenden Wasserstrahl ziemlich lebhaft aus einer Spalte des Kalktuffs hervorsprudeln, ohne daß sie jedoch in die Höhe getrieben wurde. Da die Quelle nahe unter der Oberfläche des Bodens liegt, so wurde es mir leicht, das Gesicht dem Wasser so weit zu nähern, als es der heiße Wasserdampf erlaubte. Aber vergebens bestrebte ich mich, Schwefelwasserstoffgas durch den Geruch wahrzunehmen. Es mag nicht überflüssig erscheinen, zu bemerken, daß mein Geruchsorgan damals vollkommen normal fungirte. Das in die Quelle selbst gesenkte Thermometer zeigte eine Temperatur von $+ 56^{\circ}$ R. Hr. Dr. Thirk versicherte jedoch, noch nach dem Erdbeben hier $+ 67^{\circ}$ R. gefunden zu haben; andere Beobachter nahmen $+ 66^{\circ}$ R. wahr. Während meiner Untersuchung der offen stehenden, durch einen Behälter von geringem Umfange abfließenden Quells betrug die Lufttemperatur im Schatten $+ 15^{\circ}$ R. Wenn ich auch anerkenne, daß gewisse Gasentwicklungen mehr oder weniger von atmosphärischen Veränderungen abhängig sein können, so müssen sie hier wenigstens quantitativ sehr gering sein und dürfen sich jedenfalls mit denen des Wassers zu Aachen nicht entfernt messen. Da ich früher Gelegenheit gehabt hatte, in den Abzugsröhren des Mineralwassers zu Aachen einen Anflug von Schwefel wahrzunehmen, so forschte ich auch in den hiesigen Leitungen darnach, — jedoch vergebens. In dem Geruche des Wasserdampfes fand ich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem des Sprudels zu Carlsbad. Doch möchte ich nicht Hrn. Grisebach bestimmen, welcher eine solche Aehnlichkeit mit Carlsbad auf das Wasser selbst ausdehnt, denn Carlsbad enthält 41 Gran, Brussa nur 14 Gran fester Bestandtheile in einem Pfunde Wassers gelöst, kohlensaures Natron nach Noë gar nicht, schwefelsaures und kohlensaures Natron auch nach Himly nur in sehr geringem Quantum. Aus letzteren Verhältnissen läßt sich einigermaßen erklären, warum man in Brussa nicht auf den Gedanken gekommen ist, das Wasser kurnmäßig zu trinken. In dem Geschmacke des aus der Quelle genommenen Wassers fand ich nichts Pikantes, nichts Schwefeliges; nur eine schwache Andeutung von Salzigem mochte hervortreten. Das Wasser fand ich übrigens an der Quelle vollkommen klar. Dichtigkeit beträgt nach

Noë 1,0111. — Einer besonderen Erwähnung verdient noch ein Anflug von Kalksinter, der stalaktitenförmig von einem Gesimse herabhängt, welches flach hervorspringend nahe unter der Decke des Salons herumläuft, in dem die meisten warmen Bäder bereitet werden. Der Aufseher des Bades, der ungern mein Mißtrauen hinsichtlich des Schwefelgehaltes seines Mineralwassers wahrgenommen hatte, holte gern etwas von diesem Anfluge herab, fügte auch Kalksinter aus einer Abzugsröhre hinzu; Beides werde brennen, wenn ich es der Flamme einer Kerze nähern wolle. Daß Letzteres nicht der Fall war, brauche ich Sachverständigen kaum zu bemerken. Der Anflug von der Decke bestand aus einem Aggregat von zarten Nadeln, welches, aus der Ferne betrachtet, ein baumwollenartig lockeres Ansehen ergab. Mehrerer Sicherheit wegen bewahrte ich einen Theil desselben sorgfältig auf, und übergab ihn später in Bonn meinem verehrten Freunde, Hrn. G. R. Gustav Bischof, welcher die Masse für kohlenfauren Kalk erklärte. Dieselbe Erscheinung wird bekanntlich an manchen feuchten Mauern öfter wahrgenommen; so fand ich sie z. B. im Juni 1859 an der inneren Seite eines massiven runden Thurmes der Schloß-Ruine von Blankenberg an der Sieg, hier aber freilich in derber Gestalt.

Eski-Kaplidscha oder Altbad heißt ein unmittelbar an dem Eingange in das Dorf Tschekirghe zur rechten Hand liegendes ansehnliches Badehaus. Der Name rührt davon her, daß es zu den Zeiten der Griechen bereits bestand; doch hat Sultan Murad I. den gegenwärtigen Dom darauf setzen lassen, der zwar an Umfang den von Zeni-Kaplidscha nicht erreicht, doch aber bei seiner hervorragenden Lage eine imposante Wirkung hervorbringt. Unterhalb des Gesimses der domartigen Kuppel fand ich einen Fries von blauen Arabesken auf weißem Grunde angebracht. Die innere Einrichtung des Bades ist einfacher als die, welche man in den neueren Bädern vorfindet, und wird hauptsächlich von der ärmeren Volksklasse benutzt. Das hier zur Anwendung kommende Mineralwasser entspringt derselben Quelle, welche gemeinschaftlich die sämtlichen Badeanstalten des Dorfes Tschekirghe, etwa 11 bis 12 an der Zahl, speiset. Der hier in der Abzugsröhre massenhaft angelagerte Kalksinter besitzt eine marmorartige Härte und nimmt Politur an.

Da mir hauptsächlich daran lag, die erwähnte gemeinschaftliche Quelle der Bäder von Tschekirghe an ihrem Ursprunge zu untersuchen, so ließ ich mich vor Allem zu ihr hinführen. Sie findet sich an einer mäßigen Anhöhe in einem kleinen, mit einigen Bäumen ausgestatteten Garten. Sie tritt etwa zehn Fuß unter der Oberfläche hervor, welche mit zwei Oeffnungen versehen ist, einer senkrechten und einer schräg ausmündenden. Die letztere diente mir dazu, auf durchfeuchtetem Thonboden den Eingang bis zur Wasserfläche zu finden. Das mehrmals eingetauchte Thermometer zeigte $+ 34^{\circ}$ R. Das Wasser selbst erschien vollkommen klar und ergab weder mir noch meinem Dragoman einen irgend hervorragenden Geschmack; es dürfte also qualitativ dem von Kara-Mustafa nicht sehr fern stehen. — Die Badhäuser des südwestlichen Endes des Dorfes entfernen sich von den bisher genannten durch keine der west-europäischen ähnlichere Einrichtung. Namentlich befindet sich dort am westlichen Ende der Hauptstraße zur rechten Hand ein casernenartig aufgeführtes langes Gebäude mit zahlreichen Zimmern zur Aufnahme von Badegästen, an seiner Außenseite mit langen hölzernen Altanen zweckmäßig ausgestattet. Die Hauptfronte des Gebäudes ist nach Süd-West, die schmälere nach Nord-West gewendet. Seine das nahe Thal beherrschende Lage auf einer Anhöhe zeichnet sich sehr vortheilhaft aus. Sie gewährt zugleich eine überraschend schöne Aussicht über das reiche Thal hinaus auf das gegenüber liegende Katerklü-Gebirge, in der Richtung auf Mudania. Mehrere andere zur linken Hand der Hauptstraße gelegene Anstalten der Art zeigen geringeren Umfang und weniger zahlreiche Wohnungen, deren spärliche Ausstattung freilich von dem Luxus der west-europäischen Bäder sehr entfernt bleibt.

Auch letztere Quellen werden bis jetzt nicht zum Trinken, sondern allein zum Baden benutzt. — Die verhältnißmäßig hohe Temperatur, in welcher die Bäder hier genommen zu werden pflegen, der Wasserdampf, in welchem der Badende während der ganzen Operation eingehüllt bleibt, stempeln sie zu wahren Dampfbädern, die vorzugsweise durch eine bedeutende Erhöhung der Haut-Ausdünstung wirksam werden. Auf die an und für sich nicht ansehnlichen mineralischen Bestandtheile dürfte es hierbei um so weniger ankommen, als man sie in der Regel noch durch den Zusatz von kaltem Quellwasser stark verdünnt. Mit Rücksicht auf das west-asiatische Klima,

sowie bei der musterhaften Vorsicht, welche die dort angestellten Badewärter entwickeln, müssen sie dessen ungeachtet als höchst schätzenswerthe Hülfsmittel bei zahlreichen fieberlosen Körperleiden betrachtet werden, wenn diese sich überhaupt für eine so kräftige Einwirkung eignen. Der S. 181 angeführte Umstand, daß das Erdbeben von 1855 die Quellen von Tschekirghe zum Ueberfluthen, die von Brussa aber zum Stocken brachte, legt freilich die Vermuthung sehr nahe, daß alle diese Mineralwasser in den tiefen Klüften des Kalktuffes, aus welchem sie hervorsprudeln, einen gemeinschaftlichen Zusammenhang haben, der sie ihrer chemischen Constitution nach einander nähren muß, wie dies sich in der That auch durch die Analyse bewährt hat. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie ursprünglich aus dem granitischen Gebirgsstock des Olymp den Ursprung nehmen, um hernach den aufgelagerten Kalktuff zu durchdringen. Die Aehnlichkeit mit den berühmten Quellen von Tepliz in Böhmen, auf welche Hr. Dr. Rigler schon hingedeutet hat, ist allerdings vorhanden. Nicht, veraltete fieberlose Rheumatismen, langwierige Hautkrankheiten werden sich vorzugsweise zur Behandlung durch diese Bäder eignen. Die an festen Bestandtheilen ärmeren Quellen dürften in ähnlicher Weise wie Pfäfers und Gastein zur Anregung gesunkener Nervenkraft benutzt werden können, mithin auch auf lähmungsartige Zustände vortheilhaft einwirken, die mit solchen Nervenübeln verbunden sind. Für letztere wird indessen die heißere Zeit des Sommers zu vermeiden, und der beginnende Herbst oder der Frühling zu benutzen sein. Im Innern des Körpers bereits eingetretene Zerstörungen schließen den Gebrauch dieser warmen Bäder aus; doch würde zu untersuchen sein, ob unter solchen Umständen nicht das krummäßige Trinken dieser Mineralwasser Nutzen schaffen könnte. — Bekanntlich haben manche Aerzte das endemische Vorkommen des Kropfes einiger Gegenden aus dem Kalkboden derselben ableiten wollen; ich bemerke dazu, daß ganz Brussa auf Kalktuff liegt, mir dessen ungeachtet keine Kröpfe hier aufgefallen sind.

Asklepiades von Bithynien. — Sowie die höchste staatliche und politische Blüthe der Völker jeder Zeit durch die Erhebung der Künste und Wissenschaften erkennbar geworden ist, so war dies auch mit Brussa der Fall, als die Könige von Bithynien dort ihre Residenz aufgeschlagen hatten. Das Ansehen und die Macht dieses Königthums läßt sich schon daraus einigermassen entnehmen, daß

Hannibal, als ihn die Römer allenthalben verfolgten, dorthin zuletzt seine Zuflucht nahm. Unter den dortigen Männern der Wissenschaft damaliger Zeit ist es besonders Einer gewesen, dessen Thätigkeit mit den Gegenständen, welche diese Schrift berührt, in näherem Zusammenhange stand. Es ist Asklepiades von Bithynien, der Gründer einer berühmten medicinischen Schule zu Rom. Von ihren Lehrsätzen ist wenigstens so viel bis auf uns gekommen, daß wir ihre Resultate noch heute dankbar anerkennen müssen. — Asklepiades lebte in Rom zu Ende des zweiten und im Laufe des ersten Jahrhunderts v. Chr. Er war der Schöpfer eines mechanischen System's der Heilkunde, gegründet auf die Corpuscularphilosophie Epikur's. Sein Schüler Themison bildete es später zu dem sogenannten methodischen Systeme aus, welchem die meisten wissenschaftlichen Aerzte der damaligen Zeit drei Jahrhunderte lang huldigten. Er gelangte durch zahlreiche glückliche Kuren, durch hinreißende Beredsamkeit und liebenswürdiges Benehmen in Rom zu dem höchsten Ansehen. Von ersteren ist uns der interessante Fall aufbewahrt worden, daß er eine Scheintodte wieder zu erwecken versprach, die bereits auf dem Scheiterhaufen lag, und hierin Wort hielt. Daß wir eines solchen den Einfluß auf Jahrhunderte erstreckenden Arztes Bildungsgeschichte nicht näher kennen, muß wahrhaft bedauert werden. Jedenfalls läßt sich aber annehmen, daß die medicinische Schule seiner Vaterstadt einigen Einfluß auf ihn werde geübt haben, obgleich ihm Athen und Alexandrien die höheren Wehen gaben. Wahrscheinlich darf sich aber Brussa einen Theil des Ruhmes seines Schülers zuschreiben, dessen Lehren heutigen Tages bei den Aerzten um so mehr Aufmerksamkeit erregen mögen, als ihre Grundlagen mit denen der gegenwärtig geltenden exacten Medicin manche Aehnlichkeit nachweisen. Seine Atome nennt man zur Zeit Moleküle, und wenn er diese Atome aus bloßer Naturnothwendigkeit sich durch unsichtbare Kanäle bewegen, auch von der ungehinderten, freien Strömung jener in diesen den gesunden Zustand abhängig sein läßt, so darf man ihm solchen Verstoß gegen die feinere Anatomie doch wohl jetzt nicht zu hoch anrechnen. Läßt doch ein Mann, der sich zu einem der Führer heutiger exacter Naturforschung aufzuwerfen strebte, unsere Gedanken und Vorstellungen durch Hirnorgane secerniren, die noch kein Unbefangener gesehen, und sie durch Kanäle wirksam werden, die noch kein

Mikroskop nachzuweisen vermocht hat. Wenn aber Asklepiades sehr weise den Wust specifischer und abergläubischer Heilmittel, welche die damalige alexandrinische Schule anpries, verurtheilte, so wußte er doch sehr wohl die einfachen und durch vorurtheilsfreie Beobachtung erprobten Mittel zur Erreichung seiner Heilzwecke zu benutzen. Er war der erste, der ein zweckmäßiges diätetisches Verhalten in der Krankenbehandlung obenan stellte, der durch kalte oder warme Bäder, durch geordnete tägliche Körperbewegung, durch Reiben der Haut, richtige Wahl der Speisen und Getränke, sowie der Beschäftigungen, Krankheiten zu beseitigen wußte. Dabei spannte er seine Phantasie keineswegs bis zu der Vision, daß es für den menschlichen Körper einerlei sei, ob man ihm Blut entziehe, ihm Brechmittel reiche, oder gar nichts thue, wie es eine gewisse Schule jüngst lehrte, die so das Princip mephistophelischer Verneinung auf die Spitze trieb und nothwendig Schüler schaffen mußte, die hernach, von einem solchen Princip durchdrungen, rathlos am Krankenbette stehen.

Wie überhaupt die Wissenschaften dort gern gedeihen, wo sie mächtigen Schutz finden, so scheint die höhere Ausbildung des Asklepiades mit der höchsten Blüthe des alten Prusa der Zeit nach zusammen zu fallen. Denn damals war die Stadt nicht bloß die Residenz der Könige von Bithynien, sondern ihr König Prusias hatte es auch gewagt, den Todtfeind Rom's, den Hannibal, an die Spitze seines Heeres zu stellen.

Dem oströmischen Reiche wurde Prusa schon im Jahre 941 n. Chr. durch Seifed-dewlet, nach einjähriger Belagerung abgenommen, und von jener Zeit ab folgten sich barbarische Zerstörungen, die nicht selten noch durch Erderschütterungen begleitet wurden, dergestalt auf einander, daß man die Zähigkeit des Bodens billig bewundern muß, der noch heute eine so bedeutende Stadt trägt.

Der bithynische Olymp. — Der bithynische oder myrische Olymp, welchen die Türken Kejschisch-Dagh oder Mönchsberg nennen, ist nach den Messungen des Marshall's Marmont 6920' hoch, mit denen die späterhin von Hrn. Moriz Wagner unternommenen, zu 7000', nahezu übereinstimmen. Hr. C. Ritter*)

*) Die Erdkunde. 18. Th. oder: Vergleichende Erdkunde des Halbinsellandes Klein-Asien. 1. Th. Berlin, 1858. S. 658.

hält eine Höhe von 7800' für die richtigere. Hr. J. Emstie*) gibt ihm neuerdings eine Höhe von 9100 engl. Fuß. Es ist dabei zu bemerken, daß nach ihm der englische Fuß = 135,1 pariser Linien, der preussische Fuß = 139,1 par. Linien beträgt. Hr. Kiepert hat auf seiner Karte der asiatischen Türkei die Ziffer auf 8000' für die Höhe des Olymp angegeben und diese dürfte nahezu das richtige Mittel halten, so lange, bis eine trigonometrische Messung dereinst die Höhe dieses wichtigen Punktes sicher bestimmt haben wird. — Die Hauptmasse des westlichen Asiens ist ein Plateau von 3000 bis 6000' Höhe über dem Meere. Mit diesem steht der Olymp durch einige Mittelglieder in Verbindung, von welchen der sich an ihn nach Süd-Ost zu anschließende Dumanysch-Dagh das nächste und massenhafteste ist, obgleich es den Olymp an Höhe bei weitem nicht erreicht.

Ungeachtet seiner ansehnlichen Höhe kann man den Scheitel des Olymp keineswegs den Träger ewigen Schnee's nennen, wie es von einigen poetischen Reisebeschreibern, z. B. de Lamartine**) geschehen ist. v. Hammer***) schenkt dem Berge ein Haupt, „welches die Stirnbinde ewigen Schnee's schmückt.“ Als ich ihn am 15. Oktober zum letzten Male in der Nähe sah, befand er sich noch vollkommen frei von solchem Schmucke. Daß dies in einzelnen Jahren ausnahmsweise sich anders verhalten mag, versteht sich von selbst. Er ist übrigens alljährlich lange genug mit Eis bedeckt, um fast vegetationlos zu sein und Constantinopel zugleich als Haupt-Lieferant von Eis und Schnee zu dienen. Die Schiffsherren von Boston, welche seit 1802 so schwunghaften Eishandel mit China und Ostindien treiben, werden deshalb freilich mit Constantinopel niemals derartige Geschäfte zu machen haben, obgleich sie doch 1847 schon mehr wie 300 Schiffe damit beschäftigten. Hr. Grisebach fand den Olymp Anfangs Mai noch mit Schnee bedeckt, und ritt um dieselbe Zeit in der Ebene von Brussa durch eine vom Nilufer überschwenunte Niederung, zugleich durch eine Sumpf-Strecke. Dem

*) Uebersichts-Profile über das Relief der Continente und deren Erhebung über den Meeresspiegel. Nach dem Plane von Humboldt und Ritter. Stuttgart und Leipzig, 1858.

**) L. c. pag. 230.

***) Reise nach Brussa und dem Olymp. 1818. S. 5.

Marschall Marmont*) versicherten die Hirten, welche von ihm oben angetroffen wurden, daß der Schnee durchschnittlich am 10. Juni von dem Berge fortgehe. Höchstens kann dann in den tiefen Spalten des nördlichen Abhanges des Berges sich noch einiger Rest davon erhalten. In manchen Wintern fällt zu Constantinopel so viel Schnee, daß man gar nicht nöthig hat, ihn von außerhalb herbei zu holen. In anderen muß der Olymp freilich den Hof des Sultans vorzugsweise damit verpflegen. Es bezieht sich darauf eine geschichtliche Notiz, die so bezeichnend für die türkische Regierungs-Wirthschaft ist, daß ihr hier ein kleiner Raum nicht versagt werden kann. Unter dem wetterwendischen und grausamen Sultan Ibrahim, gegen 1647, bemühte sich Idris-Efendi, der Richter von Brussa, so eifrig, dieser Pflicht zu genügen, daß er bei einer persönlichen Besteigung des Olymp sich einst verirrt und man ihn bereits für umgekommen hielt. Als er endlich nach Brussa zurückkehrte, fand er sein Amt besetzt durch einen Schützling der Wäscherin des Harems des Sultans!

Der 11. Oktober wurde von mir dazu gewählt, die Spitze des Olymp zu besteigen. Ein heiterer, sonniger, wolkenloser Horizont versprach die dazu erforderliche Witterung. Drei kräftige Maulthiere trugen außer mir meinen Dragoman und einen mit dem Berge wohlbekannten italienischen Diener, der seit Jahren in Brussa lebte. Wir machten uns um 6 Uhr Morgens, als es eben vollkommen hell geworden war, auf den Weg, und durchritten den Haupttheil der Stadt, seiner Länge nach, in der Richtung von Westen nach Osten. An vielen Orten hatten sich bereits die Arbeiter an den zahlreichen Bauten, namentlich an der Moschee Ulu-Dschami, versammelt; doch fehlte es auch jetzt schon nicht an tabakrauchenden Müßiggängern. Vor der Ostseite der Stadt allmählig ansteigend, bemerkte ich einen ziemlich breiten Erdriß, wahrscheinlich eine Folge des letzten Erdbebens. Wir passirten dann über einer ziemlich schlechten hölzernen Brücke den jetzt vollständig ausgetrockneten Göl-Dere, der sich hier ein ansehnlich tiefes Felsenbett ausgehöhlt hat. In diesem fand Hr. Grisebach**) Anfangs Mai zwei Pflanzen, die bis dahin dort nirgend anderswo vorgekommen

*) Voyage du Maréchal Duc de Raguse. V. II. pag. 155.

**) A. a. O. I. S. 59.

sein sollen, *Aubrietia purpurea* Dec., *Lamium veronicaefolium* Benth. — Oberhalb des östlichen Theiles der Stadt dehnen sich am Bergabhange zahlreiche türkische Begräbnißplätze hin, die mit zahlreichen riesenhaften Cypressen geschmückt sind, unter denen hier und da eine umfangreiche orientalische Platane sich erhebt, welche die Cypressen überragt. Man erkennt an diesen Bäumen deutlich, welche Vegetation auf dem Kalkboden unter diesem Himmel durch einen zweckmäßig geleiteten anhaltenden Fleiß beschafft werden könnte. — Wir behielten die Vorstadt Emir Sultan zur Linken und verfolgten den Weg schräg nach aufwärts, den Gök-Dere hinter uns lassend. Auf diese Weise hatten wir endlich den Vorhügel oder Fuß des Olymp überschritten, an welchen sich Brussa anlehnt.

Die feste Grundlage dieses Vorhügels wird durch Kalktuff neuer Formation gebildet, welcher häufige Blattabdrücke enthält. Die letzteren sind namentlich in den 1855 durch das Erdbeben abgesprengten enormen Blöcken des Kalktuffs zu Tage gekommen. Mehrere von mir dem Museum zu Poppelsdorf übergebene Stücke desselben enthalten deutlich erkennbare Abdrücke der Blätter von *Rhamnus Frangula*, einer *Prunus*-Art (wahrscheinlich *P. Padus*), mehreren Weiden-Arten u. s. w., von lauter solchen Gewächsen, wie sie der untere Abschnitt des Olymp noch heute trägt. Diese Region des Kalktuffs läßt sich von dem Allavium der Ebene Brussa's bis oberhalb der Ruinen seines alten Schlosses mit Sicherheit verfolgen. Die vielgestalteten Klüftungen und röhrenartigen Höhlen lassen nicht zweifeln, daß hier eine massenhafte Vegetation zu Grunde gegangen ist, indem sie durch einen Süßwasser-Niederschlag überdeckt wurde. Die Mächtigkeit des letzteren läßt sich ungefähr ermessen, wenn man weiß, daß die Höhe der Schloß-Ruine über der Ebene mindestens 500' beträgt. Da nun die Stadt 800' hoch über dem Meere liegt, so darf man annehmen, daß der durch den Kalktuff begründete Vorhügel des Olymp bis zu einer Höhe von etwas über 1000' hoch über dem Meere an den Fuß desselben hinauf reicht. Insofern es aber zweckmäßig erscheint, die Regionen des Berges selbst oberhalb der Stadt beginnen zu lassen, sowie es auch von Seiten meiner Vorgänger in der Beschreibung desselben geschehen ist, so würde die Eintheilung dem Maße von 7000' angepaßt werden müssen. Hiernach sind die folgenden Bestimmungen zu beurtheilen.

Erste oder Kastanien-Region. — Substrat des Bodens: dichter Kalk. Der für die Saumthiere gebahnte Pfad, welcher von dem rechten Ufer des Göß-Dere aus schräg über den Vorhügel zur ersten Region hinansteigt, wird schon bald etwas unbequem steil. Ein derber körniger Kalk tritt allenthalben zu Tage, und bedeckt in abgesprengten und zerbröckelten Bruchstücken rechts und links neben dem Pfade einzelne humuslose Abfälle an vielen Stellen. Die Humusdecke scheint an dem Abhange selbst ziemlich dünn zu sein, was von den während des Schmelzens des Schnee's mit Macht herabstürzenden Bergwassern herrühren mag, welche von dieser Erdkruste alljährlich Vieles nach abwärts herunter schwemmen. Die Mächtigkeit dieser Region des Kalkes läßt sich ohne Uebertreibung auf eine Höhe von 2000' feststellen. Hr. Grisebach hat hier an einigen Stellen einen der künstlerischen Bearbeitung vollkommen würdigen Marmor gesehen. In der zweiten Region ist es ein Gürtel von Gneiß, der den Granit umgibt. — Die Vegetation dieser Region des Kalkes ist ungemein üppig, und erschien gegen die Mitte des Octobers noch in frischstem Grün. Im untersten Abjaze herrschen die echten Kastanien bei Weitem vor, meistens jedoch junger Ausschlag, da man den Bäumen keine Zeit gönnt, sich zu mächtigeren Stämmen zu entwickeln, deren verhältnißmäßig nur wenige da, wo sie von der Stadt nicht zu fern liegen, übrig geblieben sind. Es mag hinzukommen, daß die Kastanie in der feuchten Ebene ungleich üppiger gedeiht, und daß der schon beschriebene Kastanienwald Früchte in solcher Menge liefert, daß Brussa das ganze Land weit und breit damit versorgen kann. Oberhalb der Kastanien treten dann vorherrschend Weißbuchen, darauf Linden, Eschen, Haselnuß-, Cornelkirschen-, und Kreuzdornsträucher in buntem Gemenge hervor. Bei Abdalla Murad finden sich *Styrax officinalis* und *Periploca graeca*. Unser gemeiner Wachholder läßt sich hier nur selten sehen, dahingegen in der folgenden Region, bis zu dem Fuße des höchsten Kegels hin *Juniperus Oxycedrus* und *nana* weite Flächen bedeckt. (Sestini*) wollte deshalb eine Wachholderregion am Olymp feststellen. Er und Sibthorp fanden auch *Juniperus Sabina*, welches Hr.

*) Voyage dans la Grèce asiatique. Traduit de l'Italien. Londres et Paris, 1789. pag. 144. sq.

Grisebach als *Juniperus sabinoides* aufgeführt hat. Ungefähr in der Mitte dieser Region dehnt sich ein geräumiger Absatz hin, den die Türken „Sieger-Alpe“ nennen, weil Sultan Orchan von hier aus die Belagerung geleitet haben soll, welcher endlich Brussa erlag. Wer die türkischen Namen dieser und zahlreicher anderer Alpen und Schluchten zu erfahren wünscht, findet sie bei v. Hammer*) ausführlich. Man gewinnt von diesem ersten Hauptabsatze aus eine überraschend schöne Aussicht auf die am Fuße des Berges liegende Stadt, die reiche Ebene und das gegenüber liegende Katerlü-Gebirge. Er ist während der Sommerzeit zugleich der Hauptsitz der turkomanischen Hirten, welche ihre Heerden hier weiden, indem sie mit jenen bis an den Fuß des obersten Kegels aufsteigen. Diese Horden waren bei meiner Anwesenheit mit ihren Heerden bereits wieder in die Ebene hinabgestiegen. Sie pflegen nämlich während der strengeren Jahreszeit in Muallitsch und Umgebung zuzubringen wo, auch der ihnen von der Pforte gesetzte Vorsteher wohnt. Ihre körperlichen Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche sind von v. Hammer u. A. beschrieben worden. Leider tragen sie zur Entwaldung des Olymp wesentlich bei, nicht blos durch Ausbrennen des Harzes aus den Tannen, sondern auch durch den bösen Gebrauch, daß sie wirklich einzelne Waldstrecken absichtlich ausbrennen, wenn es ihren Thieren an Weideplätzen mangelt. — Diese Turkomanen bilden, wo sie durch Verbindung mit anderen Völkern, z. B. mit den Bewohnern von Stambul, noch nicht verdorben sind, einen moralisch höher stehenden Stamm, als es der schlauere Araber ist. Sie sind gastfreundlich und bieder in Wort und That, obgleich unwissend und roh. Je entfernter sich ihre Dörfer von den Paschasiken befinden, je wohlhabender und volkreicher sind sie**).

Zweite oder Buchen- und Eichen-Region. — Weißbuchen und unter den Eichen *Quercus infectoria* vorherrschend. Substrat: Gneiß. In ihr tritt dieser Gneiß anfänglich durch den Kalk hier und da hervor, drängt aber etwas höher jenen vollständig

*) Umblüt auf einer Reise nach Brussa und dem Olympos. Pesth, 1818. S. 76.

**) Vergl. Ruffegger, Reisen. Stuttgart, 1843. Bd. 1. Th. 2. S. 534—41.

zurück, so daß man diese Region mit Recht die des Gneiß nennen kann. Einzelne Strecken des aufwärts steigenden Pfades werden ansehnlich steil, schräg abgeflachte und horizontale Abdachungen zeigen sich seltener. — Im oberen Abschnitte dieser Region treten die bis dahin überwiegend gewesenen Laubhölzer allmählig immer mehr und mehr zurück, um immergrünen Coniferen Platz zu machen, die endlich die dritte Region vollständig einnehmen. Unter ihnen zeichnet sich besonders *Pinus Laricio* durch seine gedrängten Büschel mit drei Zoll langen Nadeln vortheilhaft aus; weiter oben wird er durch die Weißtanne, *Pinus picea*, verdrängt, aus welcher man Terpenthin und Harz in bedeutender Masse gewinnt. Diese Tanne bedeckt noch die oberste Platte der dritten Region bis zur Basis des vegetationslosen höchsten Kegels, dessen Höhe sich auf 1500' über jener Platte schätzen läßt. In einer Höhe von 3500' gesellen sich zu den Weißbuchen einzelne Rothbuchen hinzu, und vereinzelt feuchte Stellen sind mit Erlengebüsch reichlich bewachsen. Unter ihnen grünt *Parnassia palustris*, *Hypericum rhodopeum* und *olympicum*. Die hier allgemein verbreiteten Cisten müssen im Frühlinge durch ihre schönen Blüten zum Schmucke des Berges wesentlich beitragen; mit Saamenkapseln massenhaft ausgestattet fand ich *Cistus villosus*, *salvifolius* und *lancifolius*. Außerdem ungemein häufig *Alchemilla vulgaris*, *Trigonella* und *Viola montana*. Die im Norden von Europa überwiegende gemeine Kiefer, *Pinus sylvestris*, zeigt sich hier nur selten und bleibt in dem unteren Abschnitte der Nadelholz-Region. — Die Höhe dieser zweiten Region läßt sich gleichfalls auf 2000' schätzen.

Dritte oder Coniferen-Region. — Substrat: Granit, der hier grobkörnig allenthalben zu Tage tritt. — Sie bildet in ihrem obersten Abschnitte eine ansehnlich breite fast horizontale Fläche, die mit zahlreichen, zerstreut herumliegenden, mächtigen Granitblöcken an manchen Stellen gleichsam übersät ist, zwischen denen ein weißglänzender Quarz in unzähligen Fragmenten ausgestreut den Boden deckt. Die schon erwähnten Wachholder-Arten nehmen, in großen Nestern zusammengestellt, einen bedeutenden Theil der steinfreien Bodenfläche ein. Die Tannen stehen in dieser Hochebene weniger dicht zusammen; augenscheinlich sind sie der zerstörenden Hand der Menschen hier leichter zugänglich gewesen, als an den steileren Bergabhängen. Die vereinzelt Bäume werden gleichzeitig niedriger, verkümmert,

aber eigentliches Knieholz trifft man nirgends an. Auffallend bleibt es immer, daß hier unter dem 40. Grade nördlicher Breite schon mit einer Höhe von 6500' jede Baum- und Strauch-Vegetation aufhört. Der gänzliche Mangel einer Humus-Decke auf dem herben Sandstein scheint hierbei beachtet werden zu müssen. — Die dem äußeren Rande der Ebene zunächst liegenden Granitblöcke zeigen hier und da so barocke Formen, daß die rege Phantasie eines Märchenschreibers hier reichen Stoff zu neuen Dichtungen finden könnte. Einen Versuch der Art hat Hr. v. Hammer*) bereits geliefert. Man kann diese Region des vorherrschenden Granit's auf 2500' Höhe schätzen. Sie erhebt sich sehr langsam bis zu dem Fuße des letzten Kegels. Dieser bildet demnach die vierte Region oder die Bergspitze. Sie ist fast vegetationslos; Sestini fand hier oben außer Steinflechten nur noch *Nardus stricta* und andere verkümmerte Gramineen.

Als wir in dieser Höhe angekommen waren, sank die Luft-Temperatur, welche in der Ebene um 6 Uhr Morgens + 8° R. betragen hatte, bis auf + 2° R. herunter. An diesem höchsten Rande der Granit-Region hatte ich mit einem frugalen Frühstücke die letzte Vorbereitung zur Ersteigung der Spitze des Berges gemacht, als diese sich unerwartet mit einer dunkeln runden Wolke hutförmig bedeckte. Diese Nebelkappe überzog den vor uns liegenden Kegel in raschem Fortschreiten bis zum Fuße, und wickelte uns endlich in einen zwar feinen aber dichten Regen ein. Da dieser es unmöglich machte, umher zu sehen, so blieb uns nichts weiter übrig, als die ersuchte Ersteigung der Bergspitze aufzugeben. Doch war so viel Zeit vorhanden, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der noch vor uns liegende letzte Kegel aus dichtem Sandstein und aus Quarz besteht. Letzterer soll, wie Hr. Dr. Thirk versicherte, hier und da Goldadern zeigen. Es wird somit sehr wahrscheinlich, daß in einer frühern Bildungs-Periode vulkanische Gewalten die colossale Granitmasse des Olymp's in die Höhe getrieben, mit ihr aber zugleich auf ihrem Scheitel eine 1500' hohe Sandsteinmasse gleich einer Krone nach oben gehoben habe. Auf diese Weise läßt sich auch die Umhüllung der ersten Region mit einem Mantel von dichtem Kalk genügend erklären. — Der Regen begleitete uns nach

*) A. a. D. S. 79. *ein phantastisch beschriebenes Märchen*

abwärts bis in den obern Abschnitt der ersten Region. Von dort ab trafen wir wieder dieselbe heitere Atmosphäre, welche uns am Morgen nach oben geleitet hatte. Doch behielt die von der Ebene aus betrachtete Bergspitze den größeren Theil des übrigen Tages hindurch ihre schwarze Kappe, und ließ es also nicht bedauern, daß wir oben nicht im Regen ausgeharrt hatten, um eine etwaige Luftklärung abzuwarten. — Proben der erwähnten Gesteine sind in dem mineralogischen Museum der Universität zu Bonn von mir niedergelegt worden.

Von der Spitze des Olymp sagt v. Hammer, daß dort die Ruinen eines ehemaligen griechischen Klosters sichtbar seien; neuere Reisende wollen dergleichen nirgends bemerkt haben. Der türkische Name „Mönchsberg“ würde sich leichter erklären lassen, wenn sie auf seiner Spitze ein solches Gebäude etwa gefunden haben sollten. Nun ist es aber historisch gewiß, daß ein Kloster auf dem Olymp vorhanden war; nicht so gewiß ist sein ehemaliger Standpunkt. Kaiser Constantin II. besuchte es und der Abt des dem Märtyrer Athenogenes geweihten Klosters zeigte ihm ein Diplom des Kaisers Leo, seines Vaters, vor, welchem vorausgesagt worden, daß sein Sohn bald nach seinem Besuche des Olymp sterben werde. Letzterer Umstand trug vielleicht dazu bei, daß Constantin II. wirklich bald darauf starb. Der oberste Absatz des Berges läuft in zwei Spitzen aus, zwischen denen sich eine sattelförmige Vertiefung vorfindet. Einige Türken behaupten, daß sich hier oben das Grab eines Mönches vorfinde. — Den Nilufer, welcher während seines Laufes durch die Ebene von Brussa die Wasser des Olymp aufnimmt, läßt v. Hammer nicht aus dem Olymp selbst, sondern aus dem Gebirge Bofaghan entspringen, welches durch das Thal von Adranos vom Olymp getrennt ist. Letzteres trägt seinen Namen davon, daß Kaiser Hadrian hier eine Stadt anlegte, welche seinen Namen trug.

Einwohnerzahl der in Westasien durchreisten Provinzen.
 — Der Boden der Ebene und seine Erzeugnisse. — Ein in der Ebene durch Erdbeben zerstörtes Dorf. — Ritt nach Gemlik. — Das Katerlü-Gebirge. — Die durch Feuerbrunst in Asche gelegte Stadt. — Rückkehr nach Stambul.

Den 15. Oktober hatte ich zur Rückreise von Brussa nach Constantinopel bestimmt, indem ich mich des an diesem Tage

von Gemlik abgehenden Dampfschiffes zu bedienen beabsichtigte. Vorher veranlaßte mich ein Umblick auf die durchwanderten Gegenden West-Asien's, die im Verhältnisse zu früheren besseren Zeiten ärmliche Bevölkerung derselben näher in's Auge zu fassen. Die türkische Regierung hatte im Laufe des Jahres 1856 eine Volkszählung im Staate angeordnet. Einen Theil der Resultate derselben hat späterhin Hr. Dr. Mordtmann*) veröffentlicht. Hiernach zählt: 1. Der District Brussa in 128 Gemeinden 152,907 Einwohner. 2. Die Provinz Brussa im General-Gouvernement Thudavendigiar (Chodawendkar nach v. Hammer), dessen Hauptstadt Brussa ist, enthält in 858 Gemeinden 395,925 Einwohner. 3. Der District Iskimid (Ismid, Isnikmid, Nikomedien) umfaßt in 80 Gemeinden 35,400 Einwohner. 4. Der District Isnik (Nicäa) in der Provinz Brussa wird durch 34 Gemeinden mit 13,899 Einwohnern zusammengesetzt. Vergleicht man jene dürftigen Ziffern mit dem Reichthum des Bodens und der Günst des Klima's, wirft man zum Ueberflusse auch wohl noch einen Blick auf die geschichtlichen Ueberlieferungen über die in früher Zeit hier zahlreich blühenden Städte mit ihren massenhaften Einwohnerzahlen, so muß man zu dem niederschlagenden Resultate gelangen, daß das herrliche Land unter der Herrschaft der Türken entvölkert und in einen Zustand von Marasmus versetzt worden ist. — Die gegenwärtigen Bewohner sind durchschnittlich milde gesinnt, kommen den Fremden freundlich entgegen, und ich habe der Schutzwaffen hier nirgends bedurft, ohne welche ich in der europäischen Türkei zu reisen nicht wagen durfte. — Die Atmosphäre von Brussa fand ich in der dort verlebten ersten Hälfte des Octobers ausgezeichnet rein, elastisch und milde. Sonnen-Auf- und Niedergang warfen täglich eine solche zauberische Beleuchtung auf die Landschaft, daß ich, in ihr Anschauen versenkt, oft jede andere Beschäftigung darüber vergaß. Auch Hr. Dr. Thirk erklärt den Herbst für den genußreichsten Jahres-Abschnitt. Aber Hr. Prof. Grisebach**) hatte das Glück, in der ersten Hälfte des Mai durch ganz Bithynien eine Durchsichtigkeit der Atmosphäre und Bläue des Himmels zu finden, welche die Conturen ferner Berge scharf erscheinen ließen, und wobei eine milde, liebliche, frische Luft den ganzen Tag gleichsam

*) Petermann's geographische Mittheilungen. Jahrgang III. S. 89.

**) A. a. O. S. 98.

in einen fortgesetzten Sonnenaufgang verwandelte. Aus dem dunklen elastischen Laube blühender Sträucher schlugen zahllose Nachtigallen. Auf dem Olymp fingen damals die Kastanien freilich erst an auszuslagen. Sestini traf Ende Mai's und Anfangs Juni abwechselnd Regengüsse und unwiderstehliche Hitze an, auch nennt er die Luft drückend und schwül; er wohnte aber in einem türkischen Chan mitten in der Stadt. — Die zum Lebensunterhalte mementbehrlichen Materialien kann man sich mit geringem Aufwande leicht verschaffen. Das Fleisch der auf dem Olymp geweideten Thiere ist besonders saftig. Forellen liefern die Bäche des Olymp in Menge; die der sogenannten vierzig Quellen sollen die ausgezeichnetsten sein. Hechte und Karpfen ernährt der ansehnliche See von Mualitsch reichlich. Die von diesem See aus sich nach Brussa hindehnende schöne Ebene hat in der Richtung von Süd nach Nord sechs Stunden Länge und fast eben so viel Breite; sie geht unmittelbar in die von Brussa über.

Die Türken nennen die Ebene von Brussa das Feld von Filahdar. Ich durchritt diese Ebene auf dem Wege nach Gemlik, zum Theil im Trabe, bis an das Gebirge innerhalb zwei Stunden; zum Uebersteigen des Katerlü-Gebirges, des Arganthonios der Griechen, welches etwa 1000' hoch ist, brauchte ich drei Stunden; während dieser war zwanzig Minuten gerastet worden. Wir haben es hier mit einem Uebergangs-Gebirge zu thun, welches aus Grauwacke besteht, die an vielen Stellen von Thonschiefer überlagert wird. Es ist ein Ausläufer des höheren Sfamanlü-Gebirges, dessen Höhe Hr. Grisebach, der es zwischen Jalova und Basardschyl überstieg, auf 2500' schätzt. Es umkränzt das nordwestliche Ufer des See's von Nicäa und bildet auf diesem Wege mehrere Nebenketten. Dieser Hauptstock des Gebirges scheint bei den Griechen vorzugsweise den Namen des Arganthonios getragen zu haben.

Die Landstraße von Brussa nach Gemlik ist über eine halbe Stunde lang, rechts und links durch Bäume und Hecken angenehm eingefast. Von dort aus windet sie sich aber ohne irgend einen Schutz von Seiten einer Vegetation über die Ebene hin. Nicht blos Stoppelfelder, die Getreide getragen hatten, fanden wir, sondern auch weit ausgedehnte Weingärten. Den Nilufer, welcher in diesem Augenblicke vollständig ausgetrocknet war, überstiegen wir auf einer

schlechten hölzernen Brücke. Hr. Grisebach fand Anfangs Mai die Ufer dieses Flusses weithin überschwemmt und mußte auf demselben Wege eine versumpfte Strecke durchreiten. — Das ungefähr in der Mitte der Ebene liegende Dorf Demirtasch fanden wir vom vorjährigen Erdbeben noch stärker heimgesucht als Brussa selbst. Raum eines seiner hölzernen Häuser war stehen geblieben und erst jetzt hatte man sich so weit ermannt, zum Wiederaufbau zu schreiten. Andere Häuser lagen noch in Trümmern. — Die Landstraße über den Berg fanden wir gut unterhalten; auch begegneten wir mehreren Zügen von beladenen Lastthieren, die die Erhaltung der Landstraße um so nothwendiger erscheinen lassen. Zu beiden Seiten derselben treten ansehnliche Strecken bloßliegenden Gestein's hervor, denen eine Humusdecke gänzlich fehlt. Der nach Brussa hinschauende südwestliche Abhang des Berges ist weniger steil als der nordwestliche. Auf der Höhe des Berges findet sich eine Mühle, mit einigen Nebenhäusern angebaut. Ungefähr in der Mitte des nördlichen Abhanges folgt dann ein Derwend mit einem Militärposten, der zugleich als Kaffehaus dient. Während des Rastens in demselben fielen mir einige Marmor-Fragmente auf, die man zu häuslichen Zwecken benutzte, weil sie das griechische Kreuz so eingegraben trugen, daß die gute Arbeit einer vortürkischen Zeit angehören mußte. Vielleicht hatten sie einer jetzt verschwundenen griechischen Kirche angehört. Am Ufer des Meeres angekommen, fanden wir das erwartete Dampfschiff bereits unfern eines großen Hofes mit mehreren Gebäuden vor Anker liegen. Der Gedanke lag nahe, sich direct in eine der vorhandenen Barken einzuschiffen, um den Dampfer in wenigen Minuten zu erreichen. Ein hier stationirter alter Polizei-Soldat machte uns jedoch begreiflich, daß wir durchaus nach dem eine kleine halbe Stunde von hier entfernten Gemlik reiten müßten, um dort unsere Pässe vorzuzeigen. Dort überzeugten wir uns freilich, daß es sich nur darum gehandelt hatte, auf dem Paß-Bureau eine Abgabe zu zahlen, die wir in dem erwähnten Hause gern doppelt entrichtet haben würden, wenn man uns den ansehnlichen Umweg erspart hätte. Dennoch gewährte dieser Umstand den Vortheil, daß die Seeküste in genaueren Augenschein genommen werden konnte. Ihre ganze Außenseite deutete darauf hin, daß das hiesige Klima ein merklich milderer, als das von Brussa sein muß. Herrliche kräftige Delbäume decken den unteren Saum des Bergabhanges

allenthalben; sie erinnerten mich an ähnliche schöne Bäume, die ich ehemals bei San Remo, zwischen Nizza und Savona gesehen hatte. Bekanntlich entwickelt der Delbaum das Bild der Kraft nur selten an solchen Stellen, die seinem Gedeihen ganz besonders zusagen. Unter den Delbäumen grünt hier Pistaziengebüsch behaglich. Die von der Cultur nicht eingenommenen Strecken werden von der graziösen *Pinus maritima* eingenommen, zwischen deren Stämmen sich aber auch der dornige *Paliurus australis* hervordrängt; *Pyrus salicifolia* gewährt dazwischen eine angenehme Abwechslung, auch zeigt sich *Quercus coccifera* mitunter. Die allenthalben sichtbar werdende fleißige Garten-Cultur veranlaßte mich, nach den Einwohnern zu forschen, die diesen Fleiß entwickeln und erfuhr, daß sie vorherrschend Griechen seien. Das Städtchen Gemlik, welches etwa 8000 Einwohner zählt, die von Schiffahrt und Handel leben, ist fast nur von Griechen bewohnt. Es lehnt sich malerisch gegen die Berghöhe des innersten geschlossenen Endes des Golfes von Mudania oder Gemlik. Diese Griechen nennen es Rios, bei den Kreuzfahrern hieß es Ribotos; es soll zur Zeit der Blüthe Brussa's eine ansehnliche Handelsstadt gewesen sein. König Preussias hatte es nämlich wieder aufgebaut, als es durch die Perser zur Zeit des Darius zerstört worden war. Auch war der Ort so stark besetzt, daß er nach dem Falle von Brussa den Türken noch drei Jahre widerstand. Er liegt, wie oben bemerkt, 7000 Schritte von dem südlichen Ende des See's von Nicäa entfernt. Leider fand ich ihn durch eine Feuersbrunst, die vor wenigen Monaten hier gewüthet hatte, dem größeren Theile nach in Asche verwandelt. Der Anblick dieser Zerstörung war ein höchst trauriger; nur eine geringere Anzahl der dem Meere nahe gelegenen Häuser war bereits aus der Asche wieder erstanden. Unter diesen hob sich ein zweistöckiger Gasthof besonders hervor, der durch die lebhaften Farben seines Anstriches, weiß und blau, weithin leuchtete. Die meisten Einwohner lebten jedoch noch unter Zelten oder Baracken, die man vor der Stadt aufgeschlagen sah. — Die Sonne sank bereits hinter das Gebirge, als wir endlich, mit einer ansehnlichen Gesellschaft zusammen, die Barke besteigen durften, welche uns dem fernliegenden Dampfschiffe zuführen sollte. Auf diesem trafen wir bereits eine sehr lebhaft bewegte Bewegung; doch lichtete es die Anker erst spät. Nach Mitternacht hielt es bei Mudania, dem alten Apamaia, an.

Die Dunkelheit verhinderte, etwas von ihm gewahr zu werden; doch soll die Umgegend fleißig cultivirt sein. Da der Weg von Brussa nach Mudania um etwa eine Stunde kürzer ist, als der nach Gemlik, so suchen die dortigen Pferdeverleiher die Reisenden zu diesem kürzeren Ritte zu veranlassen. Hiermit ist indessen der Nachtheil verbunden, während der Nacht entweder am Meeresufer des Dampfschiffes harren zu müssen, oder Unterkommen zu suchen in einem schlechten, theuern Wirthshause, welches von Insecten aller Art schon hinlänglich bevölkert ist. In der ersten Kajüte des Schiffes ging dagegen die Nacht ganz erträglich, und nicht ohne lebhaft Unterhaltung, hin. Das Meer blieb eben so ruhig, als es sich früher, bei der Ueberfahrt nach der asiatischen Küste, gezeigt hatte. Bei dem Heraunahen an Constantinopel entwickelte die Stadt abermals mit ihren herrlichen Umgebungen den Glanz, welcher sie zu einem der hervorragendsten Punkte der bewohnten Erde macht.

XIV.

Gewächse, welche entweder hervorragenden Einfluß auf die Vegetationsansichten üben, oder die von den Einwohnern vorzugsweise cultivirt werden. — Beiträge zur herbſtlichen Flora.

Die dem Gebiete der herbſtlichen Flora entnommenen folgenden kurzen Notizen können nur inſofern auf einige Beachtung Anspruch machen, als ſie ſich auf ſelbſt Geſehenes beziehen. Die Naturforſcher, welche die üppige Fülle der Vegetation des Orients kennen lernen wollen, müſſen dazu den Frühling und Anfang des Sommers wählen; auch iſt dies in der Regel geſchehen, und ſolchen Beobachtungen verdanken wir u. A. das treffliche Werk des Hrn. Prof. Griſebach. Die herbſtliche Flora zieht ſich vor den ſengenden Strahlen der Sonne des hohen Sommers entweder in den Schutz der wenigen Waldungen zurück, die der zerſtörenden Hand der Menſchen bisher entgangen ſind, oder ſie ſuchen feuchte Gründe an den Ufern der Flüſſe, die Inſeln der Donau u. ſ. w. auf. Es iſt mühsam, und bietet in der Regel nur ſpärlichen Lohn, ihr dorthin zu folgen. Nur in dieſer Hinſicht dürfen an und für ſich geringfügige Beobachtungen der Art vielleicht auf Nachſicht rechnen. — Einige Gewächſe, die auf die Phyſiognomie der bereiſten Länder weſentlichen Einfluß ausüben, konnten nicht übergangen werden, obgleich ihre Blüthe in eine andere Jahreszeit fällt, alſo höchſtens ihre Früchte beobachtet werden mochten. Die Beachtung anderer wurde durch ihren allgemeinen Gebrauch wünſchenswerth und mit ihnen wird hier der Anfang gemacht werden.

Die wilde Rebe. — Nach dem einſtimmigen Urtheile der Botaniker, welche die Hochebenen Armeniens durchwandert haben, findet ſich die wilde Rebe dort am weitverbreitetſten und üppigſten vor, um ſich über Grusien, Kachetien und Beſghien auszu-

breiten. Tournefort, Galdenstedt, Viberstein und Parrot fanden sie zwischen dem Ararat, dem Kaukasus und Taurus. Von dort aus scheint die Rebe ohne menschliche Beihülfe den Weg über die südlichen Ufer des schwarzen Meeres hinaus, über den Bosphorus, an die Ufer der Donau hingefunden zu haben. Der nördlichste Punkt, an welchem ich die wilde Rebe vorfand, boten die Gebirge in der Umgebung von Mehadia dar, wo ihrer bereits erwähnt wurde (Bd. I, S. 59). Ebenso sah ich sie dann in dem Walde von Belgrad und an den Ufern des Bosphorus, wo ihr irgend Schutz gewährt wird, häufig. Diese wilde Rebe bringt saftlose, für Menschen ungenießbare Trauben. Die untere Seite ihrer Blätter ist mit einem grauen weichen Filz überzogen. Durch die Cultur kann diese Filz-Bedeckung vermindert, oder zuletzt auch bis auf einen unmerklichen Rest vertilgt werden. Die durch sorgfältige Cultur hervorgebrachten edleren Sorten der Rebe ermangeln jenes Filzes. Hr. Prof. Koch *) fand eine große Aehnlichkeit zwischen dieser wilden Rebe des Orients und der nordamerikanischen *Vitis Labrusca* L. Ihre Ranken sind kurz, befähigen sie aber dennoch, an den Bäumen hoch aufzusteigen und malerische, lianenartige Gehänge zu bilden. Hr. Kolenati **) zählt 1400 Spielarten von Reben auf der Erde. Unter diesen befinden sich 48 kaukasische und grusische. Er beschreibt die seit uralter Zeit dort gebräuchliche Art der Weinbereitung, führt auch die Vorzüge auf, welche die aus Bilsfel- oder Ziegenfell bereiteten Schläuche vor den Tonnen voraus haben. Die araratischen oder armenischen Weine sind pomeranzengelb, süß-balsamisch, von durchdringendem Geruche. Die edelste kachetische Rebe, *sapiranica praecox* und *major*, liefert in den Gärten von Tiflis einen dunkeln Saft, mit dem die Damen dort zu schreiben pflegen. Die Herrschaft des Korans, welcher den Wein-Genuß den Gläubigen verbietet, hat die Cultur der Rebe allenthalben, wohin jene sich ausbreitete, entweder vertilgt oder doch auf eine niedere Stufe hinabgedrückt. Daß der Prophet volle Ursache hatte, seinen Anhängern den Weingenuß zu verbieten, wird Niemand leugnen wollen, der die damals allgemein vorherrschende

*) Reise in den Orient. S. 76.

**) Bereisung Hoch-Armeniens und Elisabethpols. Dresden, 1858. Mit 10 Holzschn. S. 122 u. f.

Unmäßigkeit in demselben kennt. Petrarca*) hat uns u. A. ein kurzes, aber sprechendes Bild der Wirkungen des Weins hinterlassen, wie sie sich bei einem hohen Geistlichen seiner Zeit äußerten, der zu dem Entstehen des Sprichwortes Veranlassung gab: „bibamus papaliter!“ Von diesem sagt er: „Vino madidus, aevo gravis, ac soporifero rore perfusus, jamjam nutitat, dormitat, jam somno praeceps, atque (utinam solus) ruit“. — — — Den christlichen Bewohnern des Landes, welche bis heute fortfahren, sich mit der Cultur der Rebe zu befassen, fehlt es an Absatzwegen, um ihr Product zu verwerthen, dem sie deshalb geringe Sorgfalt zuwenden. Dieser Sorglosigkeit zum Trotz liefert die Rebe dennoch in der Nähe ihres ursprünglichen Vaterlandes sehr aner kennenswerthe Producte. Da die Schläuche, in welchen man den Rebenjast aufbewahrt, inwendig in der Regel geharzt sind, so löst der Wein einen Theil dieses Harzes auf. Der echte Chypren-Wein wird an seinem Harzgeschmack erkannt. Man sagte mir, daß dieser Harzgehalt bei den Griechen nicht selten die Bright'sche Nierenkrankheit hervorbringe. — Was deutscher Fleiß hier aus der Rebe zu machen versteht, beweist in der jetzigen Zeit besonders der Wein von Brussa.

Tabak, Opium und Haschisch. — Der unter den Türken jetzt bis zum höchsten Exceß ausgedehnte Gebrauch des Tabakrauchens hat erst im 17. Jahrhundert unter ihnen begonnen. Noch 1633 verbot Sultan Amurad ihn bei Todesstrafe, mit eben so geringem Erfolge, als dies früher schon in Persien geschehen war. Nur die Sikhs, eine religiöse Secte in Lahore, verachteten den Tabak als verunreinigend. Ebenso die Wahabiten. — Der etwas wohlhabende Türke legt seinen Tschibuk vom frühen Morgen bis zum Abende nur während des vorgeschriebenen Gebetes, oder bei unabwendbaren Abhaltungen zur Seite. Schon um 7 Uhr Morgens sah ich die Muselmänner häufig vor oder in den Kaffehäusern sitzend, den Rauch von sich blasen, indem der dämmernde Blick in eine unbestimmte Ferne hinaussehweift. Auch ist dies allenthalben ebenso, wohin sich die Türken ausgebreitet haben. Hr.

*) Sadé, Mémoires sur la Vie de Petrarque. T. I. pag. 259. II. not. XV. pag. 13—16.

Aubert-Roche*) schreibt: „Je me bornerai, seulement à dire, que fumer et prendre du café, est aussi indispensable pour le habitant de la mer rouge, que manger et dormir.“ Ein unberechenbarer Verlust an Zeit und Arbeits-Kapital wird auf diese Weise geschaffen und man übertreibt gewiß nicht, wenn man diese allgemein verbreitete Manie für das Rauchen als eine der bedeutenderen Ursachen des Sinkens des türkischen Reiches betrachtet.

Wo ich in Kleinasien auf Tabaks-Pflanzungen stieß, war es immer nur *Nicotiana Tabacum*, welches man hier, wie in einem großen Theile Europa's, angepflanzt hatte. Die beste Sorte desselben soll von Ladakieh, dem alten Laodicea, herkommen. Dieser türkische Tabak, Tutun, kann indessen für das Narghilé nicht gebraucht werden. Man bedient sich dazu des persischen Tabaks, der nach Lindley von der *Nicotiana persica* gewonnen wird**), deren grünlich weiße Blüthe ein feines Aroma ausduftet. Die Perser sind aber auch die Feinschmecker unter den Tabaksrauchern. Sie pflegen ihren Tabak vor dem Gebrauche mit Rosenwasser anzufeuchten, vermengen ihn auch wohl mit Specereien oder aromatischen Kräutern. Ebenso sind sie es, welche die Wasserpfeife, das Narghilé (Nargil, Nardschili, Galyoun, Khalioun) zuerst in Gebrauch brachten; von ihr ist die Hucka der Hindu's, Gurgorri oder Gurguru, wenig verschieden. Den Persern ist der Tabak noch weniger entbehrlieh geworden, als den Türken. Jacques Morier***) bildet einen reitenden Perser ab, neben dessen Pferd ein das Narghilé tragender Diener her läuft, indem der Reiter, mit Hülfe eines langen biegsamen Rohres, ununterbrochen fortfährt, den Rauch durch das Wasser des dazu bestimmten Gefäßes nach aufwärts zu ziehen. Die Einrichtung einer solchen Wasserpfeife ist so häufig beschrieben und abgebildet worden, daß dies hier nicht wiederholt zu werden braucht. Jedenfalls gewährt sie den Vortheil, daß der Tabaksdampf nicht bloß abgefühlt, sondern auch mit etwas Feuchtigkeit be-

*) Essai sur l'acclimatement des Européens dans les pays chauds. Paris, 1854. pag. 97.

**) S. Edwards botanical Register. New Series. Vol. VI. Plate 1592.

***) Voyage en Perse, en Arménie, en Asie-mineure etc. à Constantinople. Enrichi de XXIV planches. Traduit de l'Anglais par M. E... Paris, 1813. Tab. I.

laden, dem Munde zugeführt wird. Hierin mag es liegen, daß die meisten Europäer im Orient das Narghilé dem Tschibuk vorziehen. Mir ist indessen das gurgelnde Geräusch stets widerwärtig aufgefallen, welches die durch das Wasser aufsteigenden Dampf-Blasen erzeugen. — Die Species des Tabaks, welche das meiste Nicotin enthält, soll übrigens nach Vatsch *Nicotiana glutinosa* sein. Zum Schnupfen wird der Tabak nur von Wenigen gebraucht. — In der Regel bringt das übermäßige Tabakrauchen zuletzt Mangel an Ekluft, Trägheit der Darmverrichtungen, einen hohen Grad von Gleichgültigkeit, Widerwillen gegen körperliche und geistige Anstrengungen hervor.

Der Gebrauch des Opium's, der ehemals zu Constantinopel in erschreckender Weise überhand genommen hatte, ist durch die strengen Maßregeln der Regierung jetzt wenigstens so weit beschränkt worden, daß man in den öffentlichen Cafés nichts mehr davon gewahr wird. Doch soll es noch Schlupfwinkel für diesen im höchsten Grade entnervenden Genuß geben, die der schwachen Polizei zu entgehen wissen. Immerhin ist es erfreulich, zu sehen, daß es den Türken gelungen ist, zu derselben Zeit den depotenzirenden Genuß des Opiums zu beschränken, in welcher die Engländer China durch Waffengewalt zwangen, ihnen die Einfuhr des berausenden Giftes zu gestatten, damit englischer Handel das Uebergewicht über Menschenwohl davontragen möge. Sind es doch nur Barbaren, deren Vergiftung man auf solche Weise begünstigte. — Erwähnungswerth scheint es noch, daß man im Orient Betrübten die Mohnpflanze als ein Sinnbild der Theilnahme darbietet, welche den Schmerz ähnlich dem Opium lindere. Hr. Dr. Rigler *) hat sich das Verdienst erworben, den Stand des Opiumgenusses in Constantinopel, wie er sich um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts gestaltet hatte, genauer darzustellen. Es gibt immer noch unverbesserliche Opiumraucher, die entweder ein reines Stück eingedickten Mohnsaftes auf ihren glimmenden Tabak legen, oder ihm eine Unterlage von Ambra, Moschus, Rosenöl und Gummischleim zuvor geben, die man Kurs nennt. Andere bringen das Opium unter Pillenform in den Magen; man nennt sie Tiraki. Wenn diese Menschen durch fortgesetzten mehr und mehr gesteigerten Ge-

*) A. a. D. Th. I. S. 222 u. f.

nuß in einen Zustand tiefer Erschlaffung gefallen sind, so haschen sie nach neuen Reizmitteln, welche die Wirkungen des Opiums noch höher treiben sollen. Wir erfahren durch Hrn. Dr. Rigler, daß dazu sogar der Quecksilber-Sublimat benutzt wird. Man läßt ihn mit dem Opium entweder zu Pillen formiren, oder verschlingt beide Substanzen von einander gesondert. Der Magen kann sich nach und nach auch an die Wirkung des ägenden Giftes gewöhnen. Man weiß ja, daß es in Steyermark Menschen gibt, welche Arsenik verschlucken, — um fett zu werden oder das jugendliche Ansehen zu verlängern! Dies kann Jahre lang ertragen werden; das letzte Ende eines solchen das innerste Mark des Lebens unterwühlenden Gebrauches ist aber endlich die höchste Apathie und unheilbare Wassersucht. Daß der Gebrauch des Opiums unter allen Schichten der Gesellschaft bekannt ist, beweist der Umstand, daß mehrere Soldaten invalidisirt werden mußten, die sich dadurch zu Grunde gerichtet hatten.

Von dem Gebrauche des Hanfs als Berausungsmittel, dem Hadschisch, ist mir in der Türkei keine Kunde zugekommen. Auch vermochte Hr. Dr. Rigler*), als er sich des Harzes des Hanfes als Heilmittel bedienen wollte, es dort nicht aufzufinden. Doch versichert er, daß es zu seiner Zeit drei Kaffehäuser gegeben habe, in welchen Hadschisch geraucht wurde. Bekanntlich liefert nur die in Indien und Arabien wachsende Cannabis indica das berausende Harz. Sie ist höchst wahrscheinlich nichts als eine Varietät unseres gemeinen Hanfes, der Cannabis sativa, welche im heißen Klima jenes Harz ausschwißt. Der Nachtheil, welcher von dem Gebrauche dieses Berausungsmittels ausgeht, ist leichter vorübergehend als der des Opiums, äußert auch keine verstopfende Wirkung und soll sogar die Eßlust steigern. Es giebt Betrüger, welche dem Volke vorspiegeln, das Geheimniß (Esrar) zu besitzen, durch welches ihnen die Freuden des Paradieses schon hier auf Erden für 24 Stunden verschafft werden könnten. Den Kern dieses Geheimnisses bildet stets der Hadschisch, der auch schon zu den Zeiten des Herodot demselben Zwecke gedient zu haben scheint.

Kaffee, Branntwein. — Der Kaffee ist den Orientalen ein eben so großes Bedürfniß geworden, als der Tabak. Kaum kann

*) Die Türkei und deren Bewohner. Bd. 1. Wien, 1852. S. 217 uf.:

eine freundschaftliche Begegnung stattfinden, ohne daß sie durch eine Tasse Kaffee gefeiert würde. Bei Besuchen wird den Fremden als Zeichen der Gastfreundschaft unabänderlich eine Tasse Kaffee und der Tschibuk dargeboten. Es wäre beleidigend und unvorsichtig, ein solches Anerbieten ablehnen zu wollen. Es ist daher nichts Seltenes, daß in einem Tage 20—30 Tassen Kaffee genossen werden, aber diese Tassen sind freilich nur halb so groß, als die im übrigen Europa gebräuchlichen. — Das Material zu diesem Getränke ist in der Regel dem, welches man im übrigen Europa benutzt, weit vorzuziehen. Der Java-Kaffee scheint seinen Weg hierher bis jetzt noch selten gefunden zu haben. Der zerstoßene arabischer Kaffee wird einfach gekocht und, ohne durchgeseiht zu werden, in die Tasse geschüttet, welche gewöhnlich aus Metall, häufig von Silber, verfertigt ist und auf einem kleinen Gestelle ruht. Zucker wird zu dem Kaffee nicht gereicht; er muß in den Kaffeehäusern besonders begehrt werden, ist auch meistens schlechter Qualität. Milch findet man nirgends. Mir ist der Genuß der zerstoßenen Bohnen mit dem Aufgusse selbst stets zuwider geblieben; andere Europäer gewöhnen sich daran, ihn wie die Türken mitzuschlüpfen, vermehren aber auch dadurch die aufregende Wirkung des Kaffees. Auf Reisen darf man hoffen, selbst in den elendesten Chans, die kein genießbares Brod darbieten können, wenigstens mit einer Tasse Kaffee gelabt zu werden.

Der durch den Koran bekanntlich verbotene Genuß des Weines wird von den heutigen Türken in der Regel auch jetzt noch vermieden. In den höchsten Schichten der Gesellschaft hat er hier und da Eingang gefunden, besonders bei den mit den Sitten des Occident's bekannt gewordenen Männern. Dagegen konnte der Branntwein von dem Propheten nicht verboten werden, weil man ihn als Genußmittel eben so wenig als den Tabak und den Kaffee zu seiner Zeit kannte. Daher wird er auch ziemlich weit verbreitet, unter mancherlei Formen getrunken. Der Gebrauch der Kartoffel zu seiner Bereitung ist indessen hier noch unbekannt; daher kommt auch die nachtheilige Vermischung mit Solanin nicht vor, wie man sie allenthalben dort zu befürchten hat, wo man sich geleiteter Kartoffeln zum Brennen bedient. Man brennt ihn hier aus Getreide, Trauben, Pflaumen und Birnen. Mit mancherlei aromatischen Stoffen versetzt, wird er dann unter dem Namen Raki verkauft. Glücklicherweise scheint sein Genuß indessen immer

noch nicht so weit zum Exceß getrieben zu werden, als dies in vielen Theilen des übrigen Europa's geschieht; ich erinnere mich nicht, außer dem oben (S. 175) erwähnten Falle taumelnde Menschen auf der Straße angetroffen zu haben. Dem beliebten Scherbeth wird für Männer der wohlhabenderen Klassen auch wohl ein feiner Liqueur hinzugesetzt. Der Säuerwahnsinn soll kaum jemals vorkommen. — Man genießt den Raki gewöhnlich nicht vor, sondern nach der Mahlzeit.

Salep. — Bekanntlich die Wurzel verschiedener Arten von Orchis, wird der Salep in vielen Theilen des türkischen Reiches häufig zum Frühstück benutzt, ebensowohl um seines durch Stärkemehl bedingten kräftigeren vegetabilischen Nahrungstoffes willen, als auch um die durch Mißbrauch gesunkene männliche Kraft anzuregen. Man kocht das Saleppulver mit etwas Ingwer; ambulante Köche der Art rufen den Brei schon ganz früh auf der Straße aus, auf der Kohlenpfanne ihn warm haltend. In Larissa und ganz Thessalien fand Hr. Fallmerayer den Gebrauch allgemein verbreitet. Dieser schreibt sich indessen im Orient aus den grauen Alterthume her; das Satyrion des Dioscorides war wahrscheinlich nichts als Salep. Man pflegte die gepulverte Wurzel mit Ambra, Moschus, Zimmet und Gewürznelken zu verbinden und diese Zusätze sind es, welche ihr die stimulative Wirkung noch heute verleihen. In der Pharmacopoea Wirtenbergica *) befindet sich die Vorschrift zu einem Electuarium diasatyrium Nicolai, welchem außer jenen Gewürzen noch der Stincus marinus zugesetzt ist. Noch jetzt steht das „Knabenkraut“ in Deutschland bei manchen Landleuten in Ansehen; auffallend bleibt die Mittheilung Linné's**), daß man in Dalecarlien mattgewordene Zuchtschafe mit den Wurzeln der Orchis bifolia zu füttern pflegt, um ihrer gesunkenen Kraft aufzuhelfen. Die geschätztesten Wurzeln kommen aus Persien, namentlich von Orchis rubra und papilionacea; der Salep von Kaschmir wird nach Koble aus einer Eulophia gewonnen.

Cypressen und Cedern. — Die herrlichen, im Oriente heimischen Cypressen würden dort durch die verwüstende Hand der

*) Lausannae, 1785. T. II. pag. 50.

**) Flora Suecica, pag. 309.

Menschen wahrscheinlich längst vertilgt worden sein, wenn sie sich nicht unter dem Schilde frommen Glaubens hätten zu den Gräbern der Türken flüchten dürfen. Die Hügel, welche die Bucht von Galta = Liman (ehedem Phidalia) im Norden umgeben, waren vor Zeiten mit dichten Cypressenhainen bedeckt, und hießen deshalb Xyparodes. Ihre Spuren sind verweht. — Das düstere Grün und die starre, regungslose Form der Cypressennadeln mag die erste Veranlassung gegeben haben, sie zum Simbilde des Todes zu stem-peln. Eine edlere Poesie erblickt in der trauernden Freundin der Gräber das Symbol der Freiheit, mit welcher der vom Körper ge-trennte Geist zum ewigen Lichte aufstrebt. Die tadellos schlanke Gestalt, welche die Cypresse dort stets behauptet, wo sie einen ihr zusagenden Boden fand, hat den Orientalen häufig Gelegenheit dar-geboten, schlanke Jungfrauen poetisch mit ihr zu vergleichen. We-niger einleuchtend erscheint der Gebrauch der alten Griechen, unnütze Schwäger mit Cypressen zu vergleichen, deren Früchte ungenießbar sind; letztere Eigenschaft theilen ja tausend andere Gewächse mit der Cypresse.

Leider darf sich die edle Ceder eines ähnlichen Schutzes bei den Muselmännern nicht rühmen. Die Ceder, welche sich außer dem Libanon noch nirgends einheimisch vorgefunden hat, schreitet dort, unter der Sorglosigkeit der Menschen, ihrem Aussterben ent-gegen. Seitdem Salomo das Holz zu seinem Tempelbaue in Je-rusalem vom Libanon holen ließ, sind sich im Laufe der Jahrhun-derte ähnliche Cederzerstörungen häufig genug gefolgt. Leppige Ve-netianer ließen Cedern vom Libanon herbeiführen, um sie in den Sumpf ihrer Lagunen zu versenken, damit ihre Marmorpaläste einen sicheren und zugleich kostbaren Boden bekämen. Vallonius fand im Jahre 1550 noch 28 Cedern auf dem Libanon, Pococke 1738 deren fünfzehn, Lamartine 1832 noch sieben. — Im fremden Vaterlande habe ich die mächtigsten Cedern in England gesehen, na-mentlich im Garten von New, und in Caling = Park bei Rich-mond. Auch im botanischen Garten bei Bonn gedeihen zwei jün-gere Exemplare in etwas geschützter Stellung gut. Aber die von der Ceder gerühmte Eigenschaft, daß sie vor dem Schneefalle die Aeste in die Höhe richte, genügt in England nicht, die letzteren vor dem Zusammenbrechen unter der Wucht des Schnee's zu bewahren; in Caling = Park hatte eine majestätische Ceder auf diese Weise einige

der stärksten Nefte verloren. Ihr ungemein dichtes Nadellaub begünstigt solche Unfälle *). Sollte vielleicht der unheimathliche Boden dem edlen Baume die instinctartige Kraft geraubt haben, die Abstellung gegen den Winter hin zweckmäßiger einzurichten? Die phantasiereichen Araber erblicken in diesem Vorgange eine Art von Vorgefühl, sogar von Intelligenz, des Baumes. — Jedenfalls würde es die geschichtlich wie naturhistorisch wichtige Ceder verdienen, daß eine humanere Regierung sie auf dem Libanon fortan beschütze. Den Riesen unter den Nadelhölzern, die Wellingtonia, beeilt man sich gegenwärtig, über Europa auszubreiten, um sie vor dem Untergange durch die Barbaren ihrer Heimath zu bewahren, dem sie bereits nahe war. Um den heilkräftigen Chinabaum hat sich die holländische Regierung das große Verdienst erworben, ihn aus Süd-Amerika, wo man einen Vertilgungskrieg gegen ihn führt, nach Java auf gesicherten Boden zu verpflanzen. Sollte nicht die herrliche und zugleich hoch nutzbare Ceder eine ähnliche Berücksichtigung verdienen?

Der Delbaum. — Die kräftigen Delbäume, welche ich auf dieser Reise allein nur am Meerbusen von Genet gefunden hatte, erinnerten mich daran, daß die Alten in ihnen die Symbole der Fruchtbarkeit, der Wohlhabenheit, des Friedens und des Glückes verehrt haben. Somit ist es charakteristisch, daß sie gegenwärtig in so vielen Gegenden des türkischen Reiches verschwunden sind, wo sie sonst fleißig cultivirt wurden. Es war mir schon auffallend gewesen, daß ich weder bei Nicomedien, noch bei Nicäa eines Delbaumes ansichtig geworden war; wahrscheinlich fordert er an diesen Orten eine etwas sorgfältigere Pflege. — Schon im 52. Psalm geschieht des auf die Gräber gepflanzten Delbaumes als eines Zeichens Erwähnung, daß der hier ruhende Mensch nach dem Willen Gottes gelebt habe. Im südlichen Frankreich soll man noch gegenwärtig die Weihwedel hier und da aus Delbaumzweigen bereiten, um bei der Einsegnung der Todten gebraucht zu werden. — Den Gebrauch der Römer, ihre Gränzmarken durch herum gepflanzte Delbäume zu bezeichnen, erinnere ich mich nicht, in Italien irgend wo aufrecht erhalten gesehen zu haben. Das „extra oleas vagari“

*) Eine charakteristische Abbildung in Heinem Maßstabe, s. bei Thomas Milner the Gallery of Nature. New edit. London, 1849. pag. 559.

würde dort heute kaum Jemand verstehen. Sorgfältig gepflegte Oelbäume sah ich auf Sicilien und in Neapel häufig mit hohen Mauern umschlossen und geschützt. — Einer Landschaft gereicht das graue Laub der Oelbäume meines Erachtens nicht zur Zierde; nur wechselweise mit grünem Laubholze angepflanzt vermögen sie dem Auge angenehme Gegensätze darzubieten. — Hr. Aubrey de Vere *) findet dagegen die einförmige graue Färbung der Landschaft, welche nur Olivenbäume zeigt, ganz passend, um einen ernsten, nüchternen Gegensatz zu der glänzenden Beleuchtung der ganzen übrigen Scene zu liefern; dem Auge werde es dadurch möglich, die dort so ausgezeichneten Abstufungen von Licht und Schatten besser zu würdigen. Wir sind hingegen die dunkelgrün belaubten Baumgruppen stets als ungleich mehr geeignet erschienen, dergleichen dem Auge wohlthuende Abstufungen zu liefern. In der Regel kommt diesem hierbei die Mannichfaltigkeit der grünen Färbung verschiedenartig geformter Blätter zu Hülfe, die den Olivenpflanzungen völlig abgeht. Endlich bieten viele gealterte Oelbäume eine krüppelhafte Form dar, welche die Phantasie unangenehm anspricht. — Für den Naturforscher hat außerdem der Oelbaum die wesentliche Bedeutung, daß, wo er gut gedeiht, sicher ein mildes Klima anzunehmen ist. Wenn er unter der Herrschaft der Osmanen weiter südwärts getrieben worden ist, so läßt sich daraus freilich noch nicht entnehmen, daß das Klima dort seit einem halben Jahrtausend rauher geworden sei; der Baum ist vielleicht gegen den Verlust „des Friedens und des Glückes“ ebenso empfindlich, als gegen den Nordwind.

Granatbäume. — Wenn die Granatbäume am Golf von Nicomedien so ausgezeichnet gedeihen, und der Granatapfel schon in uralter Zeit als ein Symbol der Liebe und der Fruchtbarkeit galt, so möchte man sich geneigt fühlen, hiernach zu vermuthen, daß letztere an dem herrlichen Golfe ihren Lieblingsitz aufgeschlagen haben dürfte. Mit Unrecht; auch hier ist sie vor barbarischen Mächthabern geflohen. Indem in dieser Hinsicht die Alten mit der „Liebe“ zugleich die „Fruchtbarkeit“ zusammen stellten, verwiesen sie die erstere zugleich in die materielle Sphäre. In der That ist des Granatapfels äußere Seite, mit ihren rothen Wangen, anziehender als

*) Picturesque sketches of Greece and Turkey. Vol. I. London, 1850. pag. 9.

das innere Mark. Auch habe ich im Orient, wie in Italien, den Granatapfel wohl als Schaugericht, selten aber zum wirklichen Genuße, auf die Tafel setzen sehen. Auffallend ist es mir daher gewesen, daß die Mosaisiten den Granatapfel zum Symbol des Wortes Gottes gemacht haben. Gleichwie die Granatfrucht der Apfel der Apfel ist, so soll auch das Wort Gottes das Wort der Worte sein. Der Hohepriester trug deshalb an seiner Amtstracht eine Einfassung von Granatäpfeln.

Die Linde. — Vor dem Portal der Moscheen fand ich neben der orientalischen Platanen, welche die gesammte Umgegend beherrscht, auch die Linde gepflanzt. Sie ist bei den Orientalen, wie bei den germanischen Völkern, ein Symbild des Heiligen und Erhabenen. Bei den Süddeutschen finden noch heute öffentliche Feierlichkeiten häufig „unter der Linde“ Statt. Der noch öfters vorkommende Ortsname „Heiligelinde“ spricht noch mehr für die Bedeutung des Baumes, den ich selbst in Norddeutschland, an geeignetem Standorte, die Eichen zwar nicht an Höhe erreichen, an Umfang aber überragen gesehen habe. Nur bei den Norddeutschen und den Dänen scheint die Eiche symbolisch von je an das Uebergewicht gehabt zu haben.

Tamariske. — Von den Egyptern wurde die Tamariske als Lebensbaum verehrt; sie beschattete das Grab des Osiris. Die Auguren hielten bei ihren Amtsverrichtungen einen Tamariskenzweig in der Hand; daher kam es aber auch, daß der schöne Baum endlich zum Symbol des Betruges herabgewürdigt wurde. Sein leichtes, zartes Laub, welches mit den langen, schlanken Zweigen durch die leiseste Luftströmung in zierliche Schwankungen versetzt wird, macht den Baum zu einer höchst anziehenden Erscheinung, die im Frühling durch zahllose kleine Blüthen verherrlicht wird, welche dann gleich einem leichten Dufte über das Ganze ausgegossen sind. Die libanotische Art der Tamariske, welche sich von der gewöhnlichen (*Tamarix gallica*) auszeichnet und am Rhein gut gedeihet, wird bereits hier und da bei uns an die Gräber gepflanzt, ohne daß man sich dabei des egyptischen Vorbildes bewußt sein dürfte.

Agnus castus. — Das keusche Lamm war ehemals ein Symbild der Keuschheit, die man zu fördern glaubte, wenn man junge Leute auf Kissen schlafen ließ, die mit ihrem Laube gefüllt waren. Das Bild des Aeskulap soll in einem Tempel von Lakonien aus

seinem Holze bearbeitet gewesen sein, — gewiß nicht ohne Beziehung auf jene Bedeutung. Den wild wachsenden *Agnus castus* habe ich übrigens in West-Asien nie anders als in Strauchform gefunden, höchstens 10—12' hoch.

Burbaum. — Der immergrüne Burbaum wird als ein Sinnbild des Lebens und der Freude betrachtet. Jesaias nennt den Bur unter den Bäumen, welche der Herr für die Kinder Israels in der Wüste wolle wachsen lassen. Noch heute pflanzen die Orientalen ihn gern an heilige Dexter, bedienen sich seiner auch, um an seine Zweige Botivzeichen anzuhängen, meistens freilich in sehr unzarter Form (vergl. oben S. 93). In manchen Gegenden Deutschlands bedeckt man die Säрге von Kindern oder unverehelicht gestorbenen jungen Leuten mit Burbaum-Zweigen, als Symbol des durch den Tod eröffneten neuen Lebens.

Terebinthe. — Wegen ihrer mächtigen, erhabenen Gestalt und des immergrünen Laubes hat man sie als ein Sinnbild des Göttlichen, sowie des menschlichen Glückes angesehen. Den Propheten war sie heilig, weil der Engel des Herrn zu Gideon aus ihren Zweigen gesprochen haben sollte. Hierin finden sich die Anhaltspunkte für den im osmanischen Reiche so weit verbreiteten Gebrauch der Christen, die Terebinthe auf ihre Gräber zu pflanzen, nachdem ihnen die Cypresse von den Türken verboten worden ist. Beide Bäume bilden auch in ihrer äußeren Gestalt so auffallende Gegensätze, daß die tiefe Kluft, welche zwischen lebenden Türken und Christen bis heute besteht, durch sie auch noch nach dem Tode verewigt wird.

Als blühende Repräsentanten der herbstlichen Flora wurden folgende von mir an Ort und Stelle gesammelt.

1. In Bulgarien.

A. Auf der Hochebene südlich von Ruschtschuk.

— *Verbascum phlomoides.* — *Chondrilla juncea.* —
Althaea cannabina. — *Ononis spinosa.* — *Salvia pratensis.* — *Centaurea Jacea.* — *Salvia sylvestris.* —
Thymus Calamintha. — *Ballota nigra.* — *Centaurea diffusa,* Lamk. — *Chymas Calamintha.*

B. Bei Schumla.

Helleborus officinalis (üppig wuchernd, ohne Blüthe). —

Marrubium peregrinum. — *Nigella arvensis*. — *Sambucus Ebulus*.

C. Bei Seni-Bazar.

Teucrium Chamaedrys. — *Salvia Sclarea*. — *Eryngium campestre*. — *Datura Stramonium*, in der Nähe vieler bulgarischer Dörfer auf Schutthäufen ungemein häufig und üppig.

D. Am Ufer des Dewna=(Dewnos=)See's.

Cerithe minor. — *Lotus corniculatus*. — *Daucus Carota*. — *Eupatorium syriacum*. — *Agrimonia Eupatoria*. — *Chenopodium ficifolium*. — *Stachys recta*. — *Ajuga Chamaepitys*. — *Echium italicum*. — *Conyza squarrosa*. L. — *Anthemis Cotula*. — *Sisymbrium Columnae*. — *Senecio Jacobaea*. — *Anthemis tinctoria*. — *Mentha sylvestris*. — *Xeranthemum annuum*. — *Teucrium Polium* (*angustifolium*. Benth.). — *Atriplex roseum*. L., nahe an dem Ausflusse des Dewna=See's bei Varna.

Ulva Lactuca, aus dem schwarzen Meere in der Bucht von Varna.

2. In der Dobrudscha.

A. Im Walde südlich von Basardschuf.

Quercus Cerris. — *Lavatera Thuringiaca*. — *Scabiosa transsylvanica*. — *Chrysanthemum Leucanthemum*. — *Pyrethrum inodorum*.

B. Auf der Ebene zwischen Basardschuf und Rassowa.

Centaurea solstitialis. — *Linum perenne*. — *Senecio Jacobaea*.

C. Im Walde zwischen Kol-Bunar und Adam-Kelssi, südlich von Rassowa.

Asparagus verticillaris. — *Centaurea Scabiosa*. — *Evonymus latifolius*. — *Rubus caesius*. — *Aster Amellus*. — *Hieracium foliosum*. — *Euphrasia lutea*. — *Viburnum Lantana*. — *Dianthus Carthusianorum*. — *Campanula rapunculoides*. — *Berteroa orbicularis* Dc. — *Seseli annuum*.

D. Südlich von Raffowa.

Artemisia Absinthium. — *Convolvulus arvensis*. —
Veronica longifolia. — *Nonnea ventricosa* Griseb. —
Delphinium Consolida. — *Euphorbia Gerardiana*. —
Ajuga Chamaepitys.

E. Auf einer Donauinsel südwestlich von Braila.

Polygonum Persicaria. — *Sonchus arvensis*. — *Vicia polyphylla*.

Salix fragilis, am linken Donauufer gegenüber Hirşowa.

3. West-Asien.

A. Am Riesenberge.

Marrubium peregrinum. — *Crataegus Pyracantha*. —
Mentha sylvestris. — *Buxus sempervirens*, auf der Spitze
des Berges in der Nähe des Riesengraves. Ebendasselbst:
Zizyphus spina Christi und *Laurus nobilis*.

B. In der Gegend von Nicomedien und Nicäa.

Osyris alba und *Salvia pratensis*, am Ufer des Golfs
von Nicomedien. — *Momordica Elaterium*, um Nicomedien
und häufig in den Ruinen von Nicäa. — *Glaucium luteum*
und *Vitex Agnus castus*, am Ufer des See's von Nicäa. —

C. Am Gök-Dagh.

Lepidium graminifolium, an der Nordseite. — *Seseli mon-*
tanum und *Lactuca Scariola*, auf den Vorhügeln. — *Artemisia*
annua, in den untern Regionen. — *Quercus Toza* Bosc.
Strauchartig an der Ostseite von 100—500' Höhe des Ber-
ges. — *Plumbago europaea*, an der Nordseite bei 200—1200'
Höhe. — *Epilobium grandiflorum*, bei 600—800' Höhe. —
Leontodon | *Taraxacum*, bis zu 1000' Höhe. — *Crataegus*
Oxyacantha, steigt von der Ebene bis zu 1800' Höhe hin-
auf. — *Rhamnus Alaternus*, an der Nordseite bis zu 2000'
Höhe; als 6—10' hoher Strauch. — *Arbutus Unedo*, bei
2—3000' Höhe sehr häufig. In derselben Höhe *Celtis*
australis und *Hypericum calycinum*, welches den Gebirgszug
an baumleeren Stellen in Millionen von Exemplaren bedeckt.
Die großen gelben Blüthen, deren Anfangs Oktober nur noch
wenige vorhanden waren, dienen der Gegend zur wahren
Zierde. Die Pflanze wird hier 1 1/2—2' hoch. — *Diospyros*

Lotus, — *Staphylea pinnata*, — *Ruscus Hypoglossum* und *Erythraea Centaurium* 3000' hoch über dem Meere. Ebenso *Quercus pubescens* in 25—35' hohen Bäumen. — *Helleborus officinalis* Salisb. und *Daphne pontica*, in einer Höhe von 3—4000'. — *Rhododendron ponticum*, im Schatten der Weißbuchen und Eichen bei 4000' Höhe ungewein häufig.

D. In der Ebene von Jenischehr.

Salvia verticillata. — *Senecio erraticus*, Anfangs Oktober reichlich blühend. — *Cirsium lanceolatum*, hier sehr häufig, seltener bei Brussa.

E. In der Ebene bei Brussa.

Salix alba, hier und da in Bäumen von 30—40' Höhe. Daneben eine strauchartige *Salix* mit ungewöhnlich breiter Blattform. — *Celtis australis*, die Blätter sind etwas breiter und ihr weicher Filz weniger stark als auf der Höhe des Gök-Dagh. — *Salix fragilis*, ein bis zu 30' hoher Baum. — *Clematis Vitalba*, häufig. — *Smilax excelsa*, durchzieht die meisten Hecken, steigt bis zur Höhe von 6—8' an ihnen hinauf und kann durch ihre kurzen aber starken Dornen sehr unangenehm werden. — *Polygonum Persicaria*. — *Ballota nigra*. — *Paliurus vulgaris* (*Rhamnus Paliurus* L.). — *Inula dysenterica*. — *Physalis Alkekengi*. — *Solidago Virgaurea*. — *Mentha sylvestris*, in feuchten Boden = Einschnitten Brussa's noch im Oktober blühend. — *Heliotropium europaeum*. — *Erigeron canadense*. — *Solanum nigrum*. — *Althaea pallida*. — *Oxalis corniculata*. — *Thymus Nepeta*. — *Plumbago europaea*. — *Platanus orientalis*. — *Sternbergia lutea*, auf den Kirchhöfen von Brussa besonders in den Ebenen. Anfangs Oktober allgemein blühend. — *Cynanchum erectum*, in der Ebene und auf den Hügeln von Brussa bis zu 200' Höhe. 2—3' hohe Staude. Ziirt den Rand der Wege. — *Imperatoria* (*Angelica*) *sylvestris*. — *Laurus nobilis*, außerhalb der Gärten Brussa's selten Trug Anfangs Oktober reife Beeren und Blütenknospen zugleich. — *Antirrhinum majus*, in den Ruinen des Schlosses von Brussa.

F. Am Olymp.

Digitalis ferruginea, am Fuße des Berges. — *Salvia grandiflora*, *Achillea nobilis* und *Juniperus communis* in der untern Waldregion, letzterer selten. — *Hypericum calycinum*, auf freien Plätzen der Waldregion im mittleren und unteren Abschnitte. — *Cistus laurifolius*, 2—3000' hoch. — *Pinus Laricio*, (forma *olympica* Grisebach) 4—5000' hoch. — *Pinus Picea*, 5—7000' hoch. — *Juniperus nana* und *Oxycedrus*, sehr häufig bei einer Höhe von 5—6500'.

Rückreise von Constantinopel nach Marseille, und über Paris in die Heimath. — Gallipoli. — Die Dardanellen. — Piräus. — Coron. — Modon und Navarin. — Messina. — Die liparischen Inseln. — Corsica. — Der Hafen von Marseille.

Kurz vor der bereits beschlossenen Abreise gewährte mir die Stadt noch eines jener traurigen Schauspiele, von welchen sie durch die maaflose Gleichgültigkeit der Türken so häufig heimgesucht wird. Um 9 Uhr Abends am 18. Oktober erscholl Feuerlärm, den man dadurch erzeugt, daß Polizeimänner mit eisenbeschlagenen starken Knütteln das Strassenpflaster bearbeiten. Gleichzeitig dröhnten Kanonenschüsse von der Feuerwache des Thurn's des Seraskiers aus Constantinopel herüber. Es gelang diesmal, durch zeitiges Eingreifen des Feuers Herr zu werden. Am andern Morgen aber erfuhr ich, daß an fünf verschiedenen Orten zugleich Feuer ausgebrochen war, — ein Umstand, den man, gewiß nicht mit Unrecht, der Böswilligkeit Unzufriedener zuschreiben zu müssen glaubte. Dies wurde um so mehr noch dadurch bestätigt, daß diese Feuersbrünste, rasch einander folgend, sich wiederholten. Am 21. entstand sogar Feuer in einem am Bosphorus gelegenen Palaste des Sultans. Schon im nächsten Winter erhielt ich die briefliche Nachricht aus Pera, daß dort 600 Häuser abgebrannt seien. Diese sich fortwährend wiederholenden Zerstörungen lassen der Stadt kaum Ruhe zu einem stetig fortschreitenden Aufblühen.

Ich hatte beschlossen, die Rückreise zu Wasser durch die Fahrt von Constantinopel nach Marseille einzuleiten. Hierzu wählte ich das französische Dampfsschiff „le Danube“, dessen Capitän Mr. Valance, mir wegen seiner Umsichtigkeit besonders gerühmt worden war. Die Dimensionen des Schiffes luden außerdem zu seiner Benutzung ein; das Schiff hat nämlich 75 Meter Länge bei

15 Meter Breite, wodurch wenigstens einige Garantie gegen die heftigen Schwankungen auf dem Meere dargeboten wird. Bei der Ankunft im Hafen von Marseille überzeugte ich mich hernach, daß jene Dimensionen die von zwanzig anderen Dampfschiffen, welche hier vor Anker lagen, hinlänglich übertrafen, um neben ihnen nicht Raum finden zu können; unser Schiff mußte sich queer vor ihnen lagern. Auch genießen die Schiffe der Messageries impériales im mittelländischen Meere wegen ihrer ausgezeichneten Einrichtung und Ordnung eines vorzüglich guten Rufes, den ich unterwegs vollkommen bestätigt fand. Der Capitän dieser Schiffe muß jedesmal ein Lieutenant der kaiserlichen Marine sein, zu welcher Bedingung die Gesellschaft vom Staate durch eine jährliche Subvention von drei Millionen Francs verpflichtet worden ist, wobei sie zugleich im Falle des Krieges ihre Schiffe dem Staate darbieten muß. — Am 20. Oktober des Nachmittags 4 Uhr befand ich mich am Bord des Danube. Mein Platz der ersten Kajüte war, mit Einschluß der Beköstigung, mit 472 Francs bezahlt worden. Die Küche des Schiffes fand ich vollkommen zufrieden stellend und auch die für die Ueberfahrt nach Marseille festgesetzte Zeit von 6 bis 7 Tagen hielt das Schiff ziemlich inne, indem wir am 28. Oktober Morgens 5 Uhr am Bestimmungsorte anlangten; am 20. Oktober um 7 Uhr Abends waren im goldenen Horn die Anker gelichtet worden — Die mir angewiesene Kajüte hatte ich mit einem jungen Engländer zu theilen, dessen ruhiges und gemessenes Verhalten ich nur rühmend anerkennen konnte. Dagegen fordert es schon einige Gewöhnung an das Geräusch, welches die die Schraube des ansehnlichen Schiffes in Bewegung setzende Maschine hervorbringt, um ruhig schlafen zu können. Dieses Geräusch weiß ich nicht besser zu vergleichen, als mit dem, welches von einer Holzsäge-Mühle ausgeht. — Da wir das Marmara-Meer während der Dunkelheit durchschifften, so ging die Ansicht der Inseln desselben und seiner beiden Ufer für uns verloren. Ein günstiger Nordwestwind hatte unsere Fahrt so rasch gefördert, daß wir am 21. schon um 7 Uhr Morgens vor Gallipoli die Anker fallen lassen konnten. Man hatte, wie dies bei günstigem Winde immer geschieht, einige Segel aufgesetzt und das Schiff stöhnte und ächzte aus allen seinen Fugen nun dergestalt, daß der Schlaf oft unterbrochen wurde, indem zugleich das erwähnte Säge-Geräusch bisweilen dicht hinter meinem Ohre her-

vorzutreten schien. Ich begab mich daher Morgens, sobald es hell wurde, auf das obere Verdeck, da ich dem Tag schon mit Sehnsucht entgegen gesehen hatte. Dieses das Schiff überragende hohe Verdeck ist rings mit einer Gallerie umgeben, und trefflich geeignet, nach allen Richtungen in die Ferne zu schauen. Da wir vor Gallipoli drei Stunden liegen blieben, um Waaren an Bord zu nehmen, so ergab sich hinlänglich Gelegenheit, diesen durch seinen lebhaften Handelsverkehr bekannten Ort näher zu betrachten. Die Stadt gewährte durchaus nicht das äußere Ansehen, welches ihre Bedeutung in der Handelswelt vermuthen läßt; selbst ihr Umfang ist ein sehr mäßiger. Ihre amphitheatralische Lage an einem Bergabhange, zu welchem sie sich vom Ufer aus erhebt, sodann die unmittelbare Nachbarschaft des Einganges in die Dardanellen, müssen jedenfalls als sehr begünstigende Umstände angesehen werden. Einige dem Meere näher gelegene weiß angestrichene Häuser, die rothen Ziegeldächer der Gebäude, die schlanken Minaret's einer Anzahl von Moscheen, ein Leuchthurm in der Nähe, geben dem Bilde fast allein Lebhaftigkeit. An grüner Vegetation fehlt es in der Umgegend fast ganz; der graue Boden, auf welchem der Ort ruht, gewährt ihm keine malerische Unterlage. — Die Zahl der hier vor Anker liegenden Segelschiffe erschien auffallend beschränkt. — Die Marmara-Insel lag bei Anbruch des Tages schon so weit hinter uns, daß ich sie nicht zu Gesicht bekommen habe. Eine triibe kalte Atmosphäre, sowie ein mit Wolken bedeckter Himmel waren nicht geeignet, uns in die heitere Stimmung zu versetzen, die den Vollgenuß passend eingeleitet haben würde, welchen uns die herannahende Betrachtung der Ufer der Dardanellen- Meerenge versprach. Diese nahm von der grauen Vorzeit her bis heute historisch wie malerisch die gespannteste Aufmerksamkeit der Wanderer in Anspruch, welche das Glück hatten, die Windungen des schmalen Meerarmes zu durchkreuzen, der die Propontis mit dem ägeischen Meere verbindet. Freilich hat sich die Hand ängstlich besorgter Menschen bemüht, die majestätische Schönheit dieser Felsenufer Europa's und Asien's durch starre Festungsmauern zu verdunkeln, deren hervorragende Geschütz-mündungen dem Hindurchfahrenden Tod und Verderben zu drohen scheinen. Im Oktober 1856, wo die Kriegsschiffe der beiden vorherrschenden Seemächte Europa's so eben den Schutz der Türkei verfochten hatten, welchem diese kriegerischen Vorbereitungen gewidmet sind, war von der Armirung der Dardanellenschlöffer nur wenig zu

sehen. Anders mag es sich im Juni 1859 verhalten, wo uns der *Moniteur de la Flotte* aus Paris her verkündigt, daß die Armirung dieser Schlösser erneut und fast um das Doppelte vermehrt worden sei. Wer diese enge Straße durchschiff hat, muß es erkennen, daß für Kriegsschiffe jeder Art unmöglich sein werde, in einer Länge von 13 Kilometer dem Kreuzfeuer dieser zahlreichen Batterien zu widerstehen, die größtentheils im Niveau des Meeresspiegels angebracht sind, — sofern nicht die Arme der Bedienungsmannschaft durch schlafmachenden Mohn oder durch blendendes Gold gelähmt worden waren. Nur von der Landseite her würden diese feuerspeienden Felsnestler, mittelst ausgeschiffter Truppen, angegriffen werden können. Doch auch gegen einen solchen Angriff sind kräftige Werke errichtet worden, namentlich durch die den Türken zu Theil gewordenen Hülfe eines ausgezeichneten, leider zu früh verstorbenen preussischen Ingenieurs, des Generals Fischer. Gelegentliche Aufschlüsse, die der viel erfahrene Mann, als er sich später zwei Jahre lang in Bonn aufhielt, hier über jene Befestigungswerke ertheilte, die von der Natur des festungsartig gestalteten Felsbodens schon äußerst zweckmäßig eingeleitet und vorbereitet worden sind, ließen sie bei energischer und intelligenter Vertheidigung, den am schwersten zu überwindenden der gegenwärtigen Zeit zuzählen.

Eine halbe Stunde nach der Abfahrt von Gallipoli hatte unser „*Danube*“ die Einfahrt der Dardanellen erreicht. Trotz der mächtigen Strömung von Nord nach Süd bewegte sich das Schiff so ruhig, als bestünde es sich auf einem Strome des Continents. Von dieser Seite her würde sich also nicht das geringste Hinderniß dargeboten haben, jeden Punkt der beiden Ufer auf das Genaueste zu betrachten; leider klärte sich aber die Luft auch Nachmittags nicht auf. Vergebens schaute ich mich hier nach dem riesigen Olymp um; seine Scheitel waren in tiefes Dunkel gehüllt. Dasselbe war, als wir den Ausgang erreicht hatten, mit dem Ida der Fall; unsicherer schienen uns, selbst durch gute Fernröhre, Troja's Ebene, des Achill und des Patroklos Grabhügel, undeutlich auch die schmale Schlucht, durch welche sich der Scamander in das Meer ergießt. Klar traten dagegen die Uferlinien mit den hinter ihnen liegenden Höhenzügen hervor. Die asiatische Küste zeigt auch hier anziehendere, zum Theil in der That liebliche Landschaftsbilder, in welchen häufige Thalgründe durch eine lebhaft grüne Vegetation wohlthuend einwirken,

aus der sich Platanen, Cypressen, Pappeln, Feigen, Sycomoren, Terebinthen und Pistazien beherrschend hervorheben. Grau belaubte Eibäume, gruppenweise gestellt, bringen Abwechslungen in das Bild. Neben bekränzen in der Nähe armer griechischer Dörfer hier und da die Hügel; aber dem aus der Ferne Hinblickenden erscheinen sie unmalersich und geringfügig. Kleine Flüschen, gegenwärtig ziemlich wasserleer, drängen sich durch Felschluchten zu dem sie verschlingenden Meere, unter ihnen der Simois der bedeutendste, der Rhodius zunächst folgend. Graue oder rothbraune Felsen treten nackt aus dem Ufer hervor. Anstatt grüner Bewaldung, die sie in der Urzeit getragen haben mögen, wo die verwüstende Betriebamkeit der Menschen sie noch nicht vertilgt haben mochte, ziehen jetzt Seeadler, über den Felszacken Kreise beschreibend, den Blick auf sich. Noch vegetationsloser, kahler und schroffer erscheint das europäische Ufer. Fast könnte das vom schwarzen Meer her offenbar bevorzugte asiatische Uferland auf den Gedanken bringen, als sei das hervorragende Wohlwollen der schaffenden Natur für die Wiege des Menschenlebens heute noch nicht erschöpft.

Schon drängte sich unser Schiff durch die schmalere Furth zwischen dem asiatischen Abydos und dem europäischen Sestos, dessen Stellung wir mit Hrn. v. Prokesch *) in die Bucht von Zemenik legen. Die Betrachtung der so gegenüber liegenden Punkte macht die gegenseitige Entfernung beider von 875 Schritten, die Strabo hier feststellt, wahrscheinlich. Hier also hätten Phönizier und Egyptianer auf den Wink des Keryes dem Meere das Boch der Brücke aufgelegt, über welche die 1,700,000 Fußgänger und 80,000 Reiter während sieben Tage nach Europa hinzogen, um das kleine Häuflein der Griechen zu schlagen. Hier auch würde der besiegte Keryes, auf einsamer Barke flüchtend, den Rückweg gefunden haben. Auf dem asiatischen Ufer am Vorgebirge Nagara erhebt sich der Felsen, auf welchem Keryes den Sitz nahm, um sein Heer, die Schiffe, das herbeigeströmte Volk und das Meer gleichzeitig zu übersehen. Nur das heutige Maltepeh gewährt allein die Möglichkeit einer so umfassenden Liebersicht und muß daher als ehemaliger Königssitz bezeichnet werden. Wie ärmlich erschienen die gegenwärtig menschenleeren Ufer, denen gegenüber, welche in jener frühen Zeit von

*) Denkwürdigkeiten. Th. 1. S. 128.

einem so unerhörten Menschengewimmel bedeckt wurden. Ein Jahrhundert nach Xerxes dürfte Alexander, persischen Uebermuth strafend, in umgekehrter Richtung mit seinen Macedoniern denselben Weg genommen haben. In der That erschien der Mangel an Verkehr zwischen den beiden Ufern, hervorgehend aus der Schwäche ihrer Bevölkerung, der Anblick winziger Barken, die sich hier und da in den Buchten bemerken ließen, wohl geeignet, diese malerischen Ufer zu bedauern, denen man als Ersatz für ihre große Vorzeit, von Seiten der Osmanen nichts zu geben gewußt hat, als starre Festungsmauern. Einige vorüberziehende größere Schiffe trugen meistens die Flagge fremder Nationen; der Halbmond war wenig vertreten. — Unser Schiff folgte den Krümmungen des Kanals, durch die Strömung südwärts getragen, mit großer Leichtigkeit und schwankungslos. Erst als wir ihn verlassen hatten, hoben die mächtigen Wellen des ägäischen oder weißen Meeres, wie es die Türken nennen, das Schiff; wir durchschnitten sie rascher, als unser Capitän am Besan- und Hauptmaste viereckige Segel („la mizaine quarrée“) hatte aufspannen lassen. Von jetzt an wurde angestrigtere Aufmerksamkeit nöthig, um auf der asiatischen Seite die Ebene Troja's zu erspähen. Die Beschreibung, welche Hr. v. Prokesch*), der einst in einer griechischen Barke längs des Ufers hinfuhr, von diesen Gestaden gibt, ist jedem Reisenden, der sich über sie zu belehren wünscht, zu empfehlen. Durch sie geleitet, vermochte ich das felsige höhere Ufer des Gebietes Troja's von der sandigen Ebene (Kum-burun) zu unterscheiden, die südlich darauf folgt. Die Strahlen einer bleichen Abendsonne beleuchteten die weißen Festungsmauern des südlichsten der Dardanellenschlöffer auf der asiatischen Seite. Aber ein frischer, unangenehm kalter Nordwind strich über das Verdeck und die von ihm aus unbeweglich Schauenden hin, und ließ nichts von der südlichen Gluth erkennen, welche diese Gegend so häufig bezeichnet. Sie bereitet den feurigen Wein der Insel Tenedos, die wir bereits zu unserer Linken als einen hochragenden grauen Felsen gewahrten. Die Gestalt derselben, wie sie sich dem den Hellespont Verlassenden darstellt, möchte ich mit der der Insel Capri vergleichen, wenn man diese von Cap Campanella aus betrachtet. Zwei höher ansteigende Endpunkte

*) A. a. O. S. 116 u. f.

werden durch eine sattelförmige, flache Vertiefung, mit einander verbunden; doch erschien mir ihre Masse viel bedeutender. Der Cours unseres Schiffes, der sich zur Rechten nach Süd-Westen wendete, entfernte uns indessen von der Insel so schnell, daß wir nichts von ihrem Städtchen, ebenso wenig von ihren grünen Schluchten zu sehen vermochten. Bald zwang uns auch die trübe Abendluft im Vereine mit dem scharfen Nord, das Verdeck zu verlassen. Unser Capitän war grausam genug, uns an den malerischen Inseln und Küsten Griechenlands in dunkler Nacht vorüber zu führen. Inzwischen schaukelten die hohen Wellen unser großes Schiff gleich einem Spielballe, als dessen Flanke vom starken Winde gefaßt worden war. Dennoch muß ich dankbar erkennen, daß das „weiße Meer“ gnädiger mit mir umgegangen ist, als das „schwarze“. Als ich um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens das Verdeck wieder bestieg, wurde ich gewahr, daß das Schiff sich beeilt hatte, uns schon bis an den Eingang des Piräus zu fördern. Der erste Blick fiel sogleich in nordwestlicher Richtung auf die von einer kegelförmigen Anhöhe getragene Akropolis Athen's. Die klare Morgenluft erlaubte mir, die edlen Linien wieder zu erkennen, welche ich ehemals im Museum zu London an dem dort aufgestellten umfangreichen Modelle bewundert hatte. Damit verband sich noch der Vortheil, daß ich aus der Ferne keine Spur von dem frevelnden Raube gewahr werden konnte, durch den die „Elgin marbles“ nach dem Museum von London hingeschafft worden sind, wo ich sie freilich in der unmittelbarsten Nähe zu betrachten Gelegenheit gefunden hatte. Dankbar erkannte ich hier die dunstfreie klare Atmosphäre, die mir gestattete, mit Hülfe eines mäßig scharfen Glases, das hervorragendste architektonische Monument in einer Entfernung von vier Stunden zu betrachten, welches uns aus dem klassischen Zeitalter der Kunst übrig geblieben ist. Ihm so nahe zu sein, und es nicht erreichen zu sollen, war freilich ungemein hart. Aber die griechische Regierung hatte für alle aus der Türkei ankommenden Reisenden eine Quarantäne von vier Tagen angeordnet, weil sich dort die Cholera irgendwo gezeigt haben sollte, von der man jedoch in Constantinopel nichts wußte. Hier war ich von einem Herrn, der in Athen unter Verhältnissen gelebt hatte, die ihm erlaubten, es gründlich kennen zu lernen, dringend gewarnt worden, niemals eine griechische Quarantäne zu betreten, welche nur dazu gemacht sei, Krankheiten zu erzeugen, nicht aber sie abzuwenden. Mit bedauern-

der Theilnahme sah ich auch deshalb bald darauf eine junge Griechin mit ihrem dreijährigen Kinde aussteigen, welche unser Schiff hierher geführt hatte. Sie wurde in einem Rachen dem Ufer des Piräus zugeführt, welches der gleichnamigen Stadt gegenüber liegt und einen ziemlich sterilen Anblick darbietet. Sie verschwand bald darauf in eines der kleinen einstöckigen Häuser, die man zu diesem Zwecke hier gegen die Anhöhe erbaut hat. Die einzelnen Gebäude sind zweckmäßig durch einige Entfernung von einander gesondert. Die Cholera hatte vor einem Jahre die Einwohner Athen's hart decimirt und die Regierung mochte sich wohl dadurch veranlaßt gesehen haben, den besorgten Gemüthern eine Concession zu machen. Daß man indessen durch eine solche Maßregel jene Krankheit wirksam zurückgewiesen haben würde, im Falle sie sich gemeldet hätte, steht billig zu bezweifeln, nachdem die Cholera bereits so vieler Quarantänen gespottet hat. Hr. Dubreij de Vere*), der früher hier eine Quarantäne überstand, äußerte sich über sie in ziemlich mildem, zum Theile scherzhaften Tone, indem er sich mit philosophischer Ruhe in das Unabwendbare zu finden wußte. Und in der That mag die griechische Quarantäne vor einer russischen einige Humanität voraus haben; aber ein Unheil bleibt sie für den darin Eingesperrten deshalb nicht minder.

Um 9 Uhr rasselte unsere Ankerkette in dem ausgezeichneten Hafen des Piräus, dessen Mitte wir ungefähr einnahmen. An Muße, die gegenüber liegende Hafenstadt genau zu betrachten, fehlte es nicht. Nach so langer Entbehrung des Anblickes einer regelmäßig gebauten europäischen Stadt machte sie eine um so angenehmere Wirkung. Die vom Hafen aus sichtbaren Häuser zeigen regelmäßige Fenster, flache Dächer, sind reinlich abgeputzt und lassen Wohlstand ihrer Bewohner vermuthen. Aus der Stadt tönten die Hörner des damals hier garnisonirenden französischen Militärs hervor. Ein Quarantäne-Boot mit der griechischen Flagge legte sich uns zur Seite und verließ uns nicht eher, als bis in dieser Hinsicht Alles geordnet war. Die griechischen Ruderer sitzen in der Mitte ihres Bootes, wohingegen die meisten andern Nationen das Vorder- oder Hintertheil desselben einnehmen. Es fiel mir auf, daß die griechischen Bootsführer, ungeachtet ihrer großen Lebendigkeit, bei Weitem nicht so betäubendes Geschrei erheben, als die ernsthaften

*) U. a. D.

Türken im Hafen des goldenen Horn's. Doch mag der hier viel weniger lebhaftere Verkehr, der den Zusammenstoß der einzelnen Barken nicht leicht fürchten läßt, hierzu wesentlich beitragen. Wir blieben bis 4 Uhr Nachmittags hier liegen; aber der 22. Oktober führte hier eine so durchdringend kalte Luft herbei, wie ich es unter einer nördlichen Breite von $37^{\circ} 50'$ in solcher Jahreszeit nicht erwartet hatte. — Wenn man den gegenwärtigen Zustand der Piräus mit dem vergleicht, welchen v. Prokesch *) unmittelbar nach dem Kampfe zwischen den Türken und Griechen im Juli 1827 hier vorfand, so muß man bekennen, daß die Stadt seitdem schnell genug aus ihrer Asche wieder emporgestiegen ist. Freilich wird sie den Glanz, den einst Sylla hier zerstörte, schwerlich jemals wieder erreichen. Aber der Umstand, daß sie das Haupt stets wieder erhebt, so oft es auch niedergedrückt worden war, spricht dafür, daß eine Art von Natur-Nothwendigkeit die Völker auf die Benutzung des seinem Zwecke in so hohem Maaße entsprechenden Hafens hinweist. Sollte Athen in der Folge einen Theil seines alten Ruhmes wieder erobern, so würde auch sein naher Hafen in gleichem Maaße an Bedeutung steigen müssen. Noch heute würde sein Eingang durch eine Kette gesperrt werden können, wie es zur Zeit der alten Griechen geschehen sein soll.

So bald wir bei der Fortsetzung der Fahrt das hohe Meer erreicht hatten, wurde es von den hohen Wellen zu mächtig gepeitscht, als daß ich das Verdeck hätte halten können. Erst als es am folgenden Tage zwischen einigen zu Griechenland gehörenden kleineren Felseninseln und dem Festlande ein ruhigeres Fahrwasser gefunden hatte, wurden die Schwankungen mäßiger. Am Nachmittage des 23. wurde mir, als wir nahe an der Küste des Festlandes hinfuhren, der Genuß zu Theil, die Festung Modon und bald nachher Navarin aus der Nähe zu betrachten, dessen Namen durch die in neuerer Zeit dort stattgehabte Zerstörung der türkischen Flotte ein welthistorischer geworden ist. Damals hatten sich die drei stärksten europäischen Seemächte mit einander vereinigt, um den Halbmond zu demüthigen, dieselben, welche nun unlängst im blutigen Streite gegen einander entbrannten. Ich sah die ziemlich breit sich hin-streckende Felseninsel vor mir, auf welcher damals der russische Ad-

*) A. a. O. III. Th. S. 504 u. f.

miral, Sr. Heyden, einen Theil seiner Geschütze aufpflanzte, um das Zerstörungswerk bequemer vollenden zu helfen. In richtiger Voraussicht dessen, was künftighin folgen möchte, tabelte Georg IV. in seiner nächsten Parlamentsrede den braven Admiral Codrington wegen seiner Theilnahme an dem „untowerd event“. Das kleine Griechenland war aber von hier aus dem sichern Verderben entzissen, welches Ibrahim Pascha gedrohet hatte. Gegenwärtig möchte England vielleicht gern die zerstörte türkisch-egyptische Flotte wieder beleben, damit sie mächtig genug wäre, Rußland und Frankreich zugleich zu widerstehen. — Im Hintergrunde der Bai lehnt sich die kleine Stadt Navarin, von einer hohen Mauer umgeben, gegen die Anhöhe. Hinter dieser Mauer hatten sich damals die Griechen ungemein tapfer gegen die Uebermacht Ibrahim Pascha's vertheidigt. Dieser Frieden schwebte über das am 13. Mai 1825 mit so vielem Blute gedüngten Gesilde. Von der Citadelle fällt jetzt wenig in die Augen. Die ganze Strecke zwischen Modon und Navarin, die wir hinter uns hatten, erschien baumlos und öde. — Die Festungswerke von Modon, welche die Venetier erbaut haben, verkünden durch ihre große Solidität und gute Erhaltung den Ruhm ihrer Erbauer. Noch jetzt zeigten sie an vielen Stellen ein neues, fast zierliches Ansehen, ungeachtet der großen Sorglosigkeit, mit welcher eben so wenig die Türken als die Griechen für ihre Unterhaltung etwas gethan haben. Das Mauerwerk, welches die Türken hier und da angeklebt hatten, erscheint zerbröckelnden Schwalbennestern ähnlich. Der befestigten schmalen Erdzunge, welche sich weit ins Meer hinaus erstreckt, steigt unfern gegenüber die felsige Insel Sapienza aus dem Meere; zwischen dieser und dem Festlande fuhr unser Schiff hin. Der ostwärts gelegene Hafen ist nicht sehr geräumig, scheint aber sehr sicher zu sein. Der Hafen von Navarin ist dagegen so geräumig, daß er 1825 die vier verschiedenen Flotten bequem aufzunehmen vermochte. Hr. v. Prokesch sah am Ende Juni's 1825 die geschwärzten Leichname der dort Erschlagenen, unvollkommen von Wellen oder Sand gedeckt, zerstreut am Gestade herumliegen. Die Egyptianer hatten selbst ihren Kampfgenossen kein Grab zubereitet und in dem unglücklichen Navarin war die Pest ausgebrochen.

Ein am Bord befindlicher gebildeter Grieche, mit dem Bande des Erlöser-Ordens im Knopfloche, schien mit dem vor uns liegen-

den Festlande sehr vertraut zu sein. Er war so freundlich, uns die einzelnen Punkte desselben, mit ihrem Hinterlande, näher zu deuten. Das rauhe Lakonien mit dem ehemaligen Sparta, so auch das reich cultivirte Arkadien, hatten wir nach Norden zu im Hintergrunde wechselsweise vor uns. — Bald jedoch verließen wir den schützenden Canal, westwärts uns Sicilien zuwendend, wo der Danube in Messina anlegen sollte. Die Insel Zante blieb uns schon sehr fern; bald umging uns das hohe Meer.

Am 26. Oktober fiel schon Morgens 1 Uhr der Anker im Hafen von Messina. Sein erschntes Geräusch trieb mich rasch aus der engen Kajüte auf das Verdeck. Eine wohlthuende, reine, laue Luft empfing mich schmeichelnd. Längs des Ufers dehnte sich vor der Stadt eine ansehnliche Reihe von Gasflammen hin, magische Streiflichter theils über die seawärts gewendete schönere Seite der Stadt, theils über den Hafen und seine Schiffe hinsendend. Derselbe azurne Himmel, den ich bereits hier 1843 bewundert hatte, begrüßte mich von Neuem; unzählige Sterne funkelten an ihm glühender, als an dem bleichen nordischen Himmel. Fischerbarken, mit brennenden Riensackeln an Bord, durchschwärmten die Meerenge, gleich Leuchtwürmern die ruhige See belebend. Das gegenüber liegende Reggio hob sich gleichfalls durch eine helle Beleuchtung, wahrscheinlich von Gas, aus der Dunkelheit hervor. Die Ruderschläge der Barken entlockten, durch Reizung unzähliger Weichthiere, dem Meerwasser das bekannte Leuchten, — freilich nicht in so großartigem Maßstabe, als ich es in der warmen Jahreszeit des August einst an den Schaufelrädern des Dampfschiffes *Peloro* hier bewundert hatte. Der zauberische Anblick entschädigte mit einem Schlage für tausenderlei von der Reise unzertrennliches Ungemach. Erst der kühlere Morgenwind, welcher die herauf steigende Morgensonne ankündigte, vermochte mich von dem unvergleichlichen, großartigen Bilde fortzureißen.

Um 9 Uhr Morgens ließ sich eine kleine Gesellschaft Reisender an das einladende Ufer setzen; Hr. Dr. Berthet, unser huaner Schiffsarzt, regulirte am Lande die Paß-Formalitäten, und führte uns, der Stadt kundig, zuerst nach der beherrschenden Anhöhe, welche die Kirche *S. Gregorio Papa* trägt. Bei dem Heraussteigen erinnerte ich mich, irgendwo gelesen zu haben, daß hier die mit goldenen Früchten beladenen Orangenbäume, welche zur

rechten Hand einen tieferen Felseinschnitt ausfüllen, einst Göthe zur Dichtung des bekannten herrlichen Liedes der „Mignon“ entflammt haben sollen. So malerisch nun auch das dunkelglänzende Grün der Blätter von den umgebenden Mauern und Felsen absticht, so beschränken die letzteren jedoch die freie Ansicht der herrlichen Bäume zu sehr. Als mehr geeignet, poetische Begeisterung hervorzulocken, möchte ich die Orangengärten von Sorrent bezeichnen. Dort fand ich 1843 einen talentvollen deutschen Maler, Hrn. Vogel, beschäftigt, unter einem fruchtbeladenen mächtigen Orangenbaum eine jugendliche Schönheit aus Sorrent zu malen. Nie habe ich eine der heiteren Kunst würdigere Situation gesehen, als diese; man denke sich das schmeichelnde Plätschern der Wogen des nahen Meeres, die die ganze Scene umhüllende balsamische Luft hinzu. Damals wurde mir klar, wie Torquato Tasso's empfängliches Gemüth in diesen Orangenhainen unsterbliche Dichtungen hatte vorbereiten können. Wie viel leichter mag es der klassischen Kunst unter solchen Umgebungen in Griechenland geworden sein, sich zu einer nicht wieder erreichten Höhe empor zu schwingen. — Oben angelangt, überließ ich einem schwaghaften Messinesen die Gefährten, denen der vielfarbige reiche Marmor des Innern der Kirche angepriesen wurde, während ich auf die Höhe des Vorplatzes hinaustrat, um mir das zauberhafte Bild möglichst dauernd einzuprägen, welches die zu unsern Füßen sich hindehnende ansehnliche Stadt, der Meeresarm, welcher so eben in der Sonne sein prachtvollstes Feierkleid angethan zu haben schien, auf die mannichfach beslaggten Schiffe des Hafens, auf das bunte Menschengewimmel in ihm, endlich auf den gegenüber sich hinstreckenden Saum des calabrischen Festlandes mit seinen Städten vor mir ausbreitete. — Hinabgestiegen zur Ebene der Stadt, bewunderte ich die mit dem Ufer parallel laufenden Straßen wegen ihres vorzüglichen Steinpflasters und der vielen schönen Häuser, die sich an ihren Seiten erhoben. Ich hatte gefürchtet, noch Spuren des Bombardements der Citadelle zu finden, welches durch die Revolution von 1848 veranlaßt worden war. Sie waren glücklich verwischt; aber Straßenbettelei, die Plage der meisten sicilischen Städte, war nach wie vor zudringlich geblieben. Der reiche Handel des Ortes hat den Schutt zerstörter Gebäude zwar bald beseitigen lassen; die Verschämtheit der unteren Volksklassen würde jedoch nur eine energischere,

wohlmeinendere Regierung zu beseitigen im Stande sein. — Wir statteten der merkwürdigen Kathedrale, der Reiterstatue des Don Juan d'Austria, endlich dem am nördlichen Ende der Stadt liegenden öffentlichen Garten unsern Besuch ab. Die Pfeiler der Gitterumgebung des letzteren sind mit Crassifolien mancher Art gekrönt, wie man dies auch häufig in Neapel sieht; zahlreiche andere Repräsentanten der Vegetation eines südlichen Klima's konnten in dem Garten nur eines flüchtigen Blickes gewürdigt werden, denn wir sollten uns noch Vormittags wieder am Bord einfinden.

Die Witterung blieb uns den ganzen Tag über ungemein günstig; vollständige Windstille herrschte, kaum kräufelte sich hier und da die Meeresfläche. Dabei erhielt die Atmosphäre sich so durchsichtig, daß wir jeden Punkt der uns zur Seite bleibenden Klüften mit Hülfe der Gläser klar überschauen konnten. Der runde Wachturm am nördlichen Ende einer flachen sandigen Landzunge, den ich einst von Messina aus besucht hatte, erinnerte mich an die zu seinen Füßen wirbelnde Charybdis, die jetzt kaum noch ein unvorsichtiger Barkenführer zu fürchten hat. Gegenüber am Festlande bezeichnete man mir den Punkt, wo die zur Zeit der Kindheit der Schifffahrt eben so gefährliche Scylla liegt. Messina und Reggio, dann das nördlicher auf dem Festlande hervortretende kleine S. Giovanni hatten wir bald hinter uns. Unser Schiff wendete sich um das Cap Peloro herum den liparischen Inseln zu, zwischen welchen es so hindurch fuhr, daß uns die nördlichste derselben, Stromboli, nahe zur rechten Hand blieb. Der kegelförmige Gipfel dieser Insel stieß, wie immer, graue Dampfwolken aus. Aber die feurige Gluth dieses Dampfes, die ich früher in dunkler Nacht vorüber fahrend gesehen hatte, wurde heute durch die Strahlen der Sonne verschleucht. Dagegen vermochte ich heute aus unmittelbarer Nähe mich davon zu überzeugen, daß nur wenige gegen das Meer hinab laufende vertiefte Streifen des Felsens eine mit schwacher Vegetation ausgestattete Humusdecke trägt. Wohl gehört die ganze gemüthliche Heimathsliebe der Liparioten, wie sie Spalanzani mit lebhaften Farben schildert, dazu, um hier zufrieden leben zu können. Die schräg gegenüber sich erhebende Insel Bacheluce zeigt etwas breitere grüne Thäler. Die Insel Stromboli wird, nach Spalanzani*), durch einen Porphyrkegel gebil-

*) Voyage dans les deux Siciles. T. II. Berne, 1795. pag. 56.

det, dessen Außenseite jedoch allenthalben dicht mit vulkanischen Auswürfen, nämlich Schlacken, Laven, Tuff, Bimsstein und Eisenglanz bedeckt ist. Die Thätigkeit des Vulkans von Stromboli ist seit undenklichen Zeiten dieselbe geblieben. Seine Dämpfe führen ununterbrochen schweflichte Säure so massenhaft mit sich, daß sie für Menschen und Thiere leicht gefährlich werden können. Aschenregen fällt mitunter auf die spärlichen Häuser herab. Die Einwohner vermögen nach der verschiedenen Stellung, Schwäche oder Heftigkeit der Dampfvolke, welche die Spitze ihres Berges einnimmt, Wind und Wetter ziemlich genau vorher zu bestimmen. Daß dies in den ältesten Zeiten schon ebenso gewesen sein mag, scheint daraus hervorzugehen, daß die Alten den Wohnsitz des Gottes der Winde hierher verlegt hatten. — Schwefel scheint hier nie gesammelt worden zu sein. Dagegen ist dies Jahrhunderte lang auf Volcano, der südlichsten der liparischen Inseln, geschehen. Diese Insel bringt periodische Ausbrüche ihres Vulkans von glühender Asche, Steinen und Lava. Die Einwohner der nachbarlichen Hauptinsel Lipari beuteten ehemals den Erwerbszweig des Einsammelns von Schwefel auf ihr aus, scheinen ihn aber in der neueren Zeit, wegen mancher mit dem Einsammeln verbundener Bedenken, aufgegeben zu haben. Dagegen hat der Name des feurigen Weins von Lipari durch ganz Italien einen guten Klang.

Glücklich hatten wir die Inselgruppe durchschifft, und immer noch dauerte die Windstille an. Die Luft aber war schwül und hatte die gesammte Schiffsgesellschaft auf das Verdeck getrieben. Man erfreute sich eines fast ununterbrochenen Wetterleuchtens, welches das feuchte Element oft so klar beleuchtete, daß wir, trotz der eingetretenen Dunkelheit und des Mangels an Sternenlicht einzelne auftauchende Delphine gewahr werden konnten. Nicht so ruhig, als die Passagiere, zeigte sich die Schiffsmannschaft, wie wir aus mancher von ihr getroffenen Vorrichtung entnehmen konnten. Und in der That, bald nach 10 Uhr erfuhren wir, weshalb die eben verlassenen Inseln von den Alten die „äolischen“ genannt worden sind. Urpötzlich schien das tyrrhenische Meer zu kochen; bald wühlten haushohe Wellen unter uns, die mit dem „Danube“ ein leichtes Spiel trieben. Wer vom Dienste nicht oben festgehalten wurde, flüchtete in die unteren Räume. Aber auch hier verwandelte sich die horizontale oft fast in eine verticale Lage, indem das gepeitschte

Schiff sich auf die Seite legte; mir schien die Zeit wiedergekommen, wo der spielende Knabe sich wohl einmal auf den Kopf gestellt hatte. Die ganze Nacht hindurch fuhr der Sturm fort zu toben; erst am andern Vormittage, nachdem wir die Meerenge von S. Bonifazio durchmessen hatten, hörte seine Wuth auf. Nachmittags begegneten sich endlich die bleichen, leidenden Physiognomieen der Reisenden auf dem Verdecke wieder, das harte nächtliche Abenteuer deutlich anklagend. Aber unserm Laufe war der Sturm förderlich gewesen. Schon lag uns die Südwestseite der Insel Corsica mit ihren schroff ansteigenden Felsenhauptern gegenüber. Mit doppeltem Interesse betrachtete ich diese Wiege des Geschlechtes der Napoleoniden. Und wenn sich nicht läugnen läßt, daß die Bodenoberfläche eines Landes bestimmend auf den Charakter seiner Bewohner wirkt, — und wenn die Bergbewohner im Allgemeinen fester, härter, thatkräftiger, energischer zu sein pflegen, als die der Ebene, so wird man sich manche Charakterzüge Napoleons I. ungezwungener erklären können, nachdem man die gewaltige Felsmasse mit ihren tiefen dunkeln Schluchten-Windungen vor sich hat aufsteigen sehen. Gerade die Bucht von Ajaccio war es, der gegenüber nahe genug unser Schiff hinfuhr, um die Stadt gleichen Namens im Hintergrunde gewahr zu werden; vielleicht schweifte unser Blick unbewußt über das Geburtshaus Napoleons hin. — Der den bei weitem größeren Theil der Insel einnehmende Höhenzug läßt es nicht auffallend erscheinen, daß hier auf 178 Quadratmeilen kaum 200,000 Menschen leben. Die beiden hervorragendsten Spitzen, welche mit 8 bis 9000' Höhe die Schneelinie erreichen, erschienen mir von Mitgliedern derselben Felsenfamilie so nahe umgeben, daß bis dort hinauf fruchtbare Thäler nicht hinreichen können. Dagegen dürften viele bewaldete Höhen dadurch, daß sie schwer zugänglich sind, des Glückes theilhaftig geworden sein, daß die gewinnfächtigen Menschen ihr Holz bis jetzt nicht vertilgen konnten. Wir genossen also hier noch des erfreulichen Anblickes wirklicher Wälder. Corsica ist seinem Umfange nach die dritte unter den Inseln Italiens und seine italienisch redenden Einwohner waren stets freiheitsdürstend. — Obgleich nun Corsica seit 1811 ein Departement Frankreichs bildet, so könnte man doch jetzt (1859), wo Napoleon III. so massenhaft französisches Blut vergießt, um — wie er sagt — Italien seine Freiheit wieder zu verschaffen, wohl fragen, ob er nicht

mit der Befreiung Corsica's vom französischen Joche anfangen wolle? Eine andere Frage ist es, ob den Corsicanern mit dem Verluste des französischen Schutzes gedient sein könnte. Sie sollen der französischen Regierung mehr kosten als einbringen. — Wir behielten die Insel den größeren Theil des Nachmittags im Gesichte, und es wurde spät, ehe wir Frankreichs Südküste als einen fernem Nebelstreifen erblickten. Es war am frühen Morgen des 28. Octobers, als wir im innern Hafen von Marseille Anker warfen. Indessen wurde es 8 Uhr, ehe ich nach Erfüllung der nöthigen Formalitäten in den ruhigeren Hafen des Hôtel de l'Empereur, Rue Cannebière, einlief, um nach einigen wohlverdienten Rasttagen den Weg über Paris in die Heimath anzutreten. Den äußerst zweckmäßig angelegten innern Hafen des reichen Marseille kann ich jedoch nicht verlassen, ohne mein Befremden darüber auszudrücken, daß ihm damals, am Ende des Spätsommers, faule Dünste maaslos genug entstiegen, um das Gesundheitswohl der zahlreich dort angehäuften Schiffsmannschaften, so wie der Anwohner der Quais, in Frage zu stellen. Die enorme Masse der Auswurfstoffe, welche aus Hunderten von Schiffen alltäglich dem Wasser übergeben werden, — im Verein mit der hier lange andauernden Sommerhitze, lassen das Entstehen der Mephititis leicht erklären. Aber sollte es nicht möglich sein, vermöge eines von Zeit zu Zeit hindurchzuleitenden Wasserstromes den Hafen seawärts auszuschwemmen? Der heutigen Wasserbaukunst ist nichts der Art unmöglich.

Bur Geschichte und Charakteristik der Osmanen. — Ehedem und jetzt. — Urväter der Osmanen. — Turkomanen. — Seldschucken. — Kara Osman und Orchan, die Stifter der jetzt regierenden Dynastie. — Eroberungen in Asien. — Eindringen in Europa. — Interregnum durch die Gefangennehmung Bajazid's. — Einnahme von Constantinopel. — Charakterzüge der heutigen Osmanen. — Toleranz. — Religiöser Cultus. — Familien-Leben. — Raçe und ihre Veredlung. — Abnahme der türkischen Bevölkerung und ihre Ursachen. — Türkische Frauen. — Aberglaube. — Fanatismus. — Indolenz. — Ausdauernde Tapferkeit bei richtiger Führung. — Schicksals-Glaube. — Heerwesen. — Marine. — Nationale Sorglosigkeit. — Pulver-Explosion. — Häufige Feuersbrünste. — Volks-Medicin. — Literatur. — Regierungs-Formen. — Hatti-Hümajun. — Municipalwesen.

Nachdem vierhundert Jahre verflossen sind, seitdem die Osmanen die Hauptstadt des oströmischen Reiches, das „erdverbindende“ Constantinopel erobert und bisher besessen haben, ist es an der Zeit, wiederholt und immer von neuem zuzusehen, wie das asiatische Volk mit dem ihm von der Vorsehung in Europa anvertrauten edlen Pfande umgegangen ist, und wie es jetzt endlich mit diesem noch zu wuchern im Stande sein möchte, um das Glück der unterjochten Völker zu fördern.

Die gegenwärtige physische und moralische Gestaltung der Osmanen in Europa und Asien wird aber unmöglich folgerichtig beurtheilt werden können, wenn man sich nicht entschließen will, sich der Leitung der Geschichte ihres Ursprungs, Vorschreitens, wie ihrer Machtentwicklung, anzuvertrauen. Manche übelbegründete Aus-

sprüche über ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, würden nicht vermocht haben, sich bei den Zeitgenossen Geltung zu verschaffen, wenn man den von der Wissenschaft vorgeschriebenen Weg der Untersuchung nicht zu oft verschmäht hätte.

Hiermit soll aber nicht behauptet werden, daß Wissen die Weisheit nothwendig einschließe. Wäre dies der Fall, so müßte unser vielwissendes Zeitalter sehr weise sein. Aber unweise Maßregeln in Fülle, die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen und des Lebens unsanft berührend, folgen sich rasch aufeinander. Unsere abgelebte Zeit mag sie wohl verdient haben. — Für manche Regierungen würde es aber eine der unweisesten Unternehmungen sein, Kleinasien jetzt aus den Fesseln der Barbarei erlösen zu wollen; die zu solchem Zwecke dorthin gesendeten Männer würden sich nicht enthalten können, bei jedem Fußtritte das gefährliche Studium der Geschichte zu treiben. Der mögliche Rückschlag davon auf das altersschwache Europa läßt sich nicht berechnen.

Kein Dorf bezeichnet die Stelle, wo die Stadt des Krösus, die Königin Lydiens, einst stand. Sardis ist von der Erde vertilgt. Es ist nicht nöthig, bis zu den colossalen, dennoch aber zuletzt lächerlich endigenden Unternehmungen des Darius und des Xerxes aufzusteigen, um sich Rechenschaft über die Ursachen eines so unerhörten Verschwindens zu verschaffen. Die einzige Thatsache genügt, daß Herodot *) zu Sardis noch an dem Grab-Tumulus des Alyattes, des Vaters des Krösus, Inschriften fand, aus denen hervorging, daß die Lustdirnen (!) den größten Theil desselben auf ihre Kosten gebaut hatten.

Die Nothwendigkeit des Unterganges des weltbeherrschenden Rom's kann mit kurzen Worten kaum treffender nachgewiesen werden, als es durch Hrn. J. J. Ampère **) geschehen ist. „Nachdem Rom sich einmal als Sclavin dem Despotismus der Kaiser hingegeben hatte, so behandelte der Sieger seine Gefangenen zwar anfänglich noch milde; bald aber ließ er sie die Schande seiner Raunen und seine Grausamkeiten empfinden; zuletzt ihrer überdrüssig, vertauschte er sie, durch Constantin, mit einer jüngeren

*) Klio. 93.

**) Revue des deux mondes. Août, 1857. pag. 600.

lebensfrischeren, Sclavin im Orient. Rom wurde zu erst unterjocht, dann unterdrückt, zuletzt verlassen; die Barbaren fanden endlich dort nicht viel mehr zu zerstören.“

Aber vermochte Hr. Ampère so zu schreiben, ohne sich zu erinnern, daß er mit diesen Worten zugleich ein strenges Urtheil über das eigne Vaterland sprach? Ein Land, dessen Männer, der großen Mehrzahl nach, sich im Durst nach Gold und Ehrenzeichen verzehren, ist unfähig, den ungemessenen Egoismus der Einzelnen auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Was auch eine kleine Schaar von Brauseköpfen dagegen thun mag, — eine Republik ist dort unmöglich. Starrer Despotismus ist dort zur Naturwendigkeit geworden; von seiner Herrschaft befreit, würden die Parteien sich so lange gegenseitig zerfleischen, bis sie zu ihm abermals zurückgekehrt, sein Joch schmiegsamer zu ertragen gelernt haben würden. Die spätere Consequenz von einem solchen Zustande hat Hr. Ampère so richtig gezeichnet, daß es unnütz erscheinen dürfte, das Bild hier weiter ausmalen zu wollen. Einzelne treffliche Männer, an denen es auch Rom nicht fehlte, sind unfähig gewesen, das Verhängniß zu beschwören, welches die Sünden Einzelner durch Bestrafung ganzer Völker sühnt, sobald diese sich zum Fußschemel Jener herabgewürdigt hatten. Dem Beispiele des alten folgte das neue östliche Rom willenslos.

Geschichte. — Die Völkerstämme, welche als die Urbäter der heutigen Osmanen betrachtet werden müssen, bewohnten eine rauhe Hochebene Asiens, das heutige Turkistan. Die alten Perser, die Bewohner von Iran, nannten jene Landschaft Turan und ihre Bewohner „Turanier“, d. h. Türken. Als Gesamtnamen bedeutete er zugleich so viel, als bei den Römern und Griechen der Ausdruck „Sclaven“, d. h. durch Rohheit und Barbarei kenntliche Menschen. Auffallend ist es, daß selbst den Osmanen unserer Zeit das Wort „Türke“ ungefähr so viel als „Barbar“ gilt. — Jene Turanier waren durch die Rauheit und die Urbilden ihres Klima's abgehärtete Menschen, die durch den starken Widerstand gegen Hindernisse, welche die Natur selbst ihnen bereitete, eine ungewöhnliche, zugleich freilich auch wilde, unbändige Thatkraft erlangt hatten. — Aus Turkistan stammen gleichfalls die Turkomanen, welche jetzt das östliche und das westliche Ufer des caspischen See's

bewohnen; ihre Sitze bezeichneten denn auch das eigentliche „Turkmanenland“. Doch belegen Viele auch das türkische Armenien mit dem Namen „Turkmanien“. — Zwischen dem Taurus und dem Oxus herrschten in jener frühen Zeit zugleich die Oghusen. Beide nahmen einhundert und fünfzig Jahre nach Mohammed den Islam an und hießen seitdem „gläubige“ Türken. Aus dem Volke der Oghusen ging aber der mächtige Stamm der Seldschuken hervor. Diese bewohnten am Ende des zehnten Jahrhunderts das Land von Buchara, von wo sie später ihr Herrscher Mohammed über den Oxus nach Chorasan führte. Hier hatte sich sein Vater Sebektegin nämlich zum Könige erhoben, nachdem es ihm zuvor gelungen war, sich von der Stelle eines türkischen Slaven in der persischen Leibwache zum Statthalter von Ghazna emporzuschwingen. Mohammed war der Erste, der den Titel „König“ mit dem eines „Sultan“ vertauschte. — Der letzte Khalife aus diesem Stamme starb im Jahre 1063 n. Chr. Ihm folgte sein Neffe Alparslan, der Seldschuke, der im August 1071 den griechischen Kaiser Romanus Diogenes in der Schlacht besiegte, gefangen nahm und tributpflichtig machte. Sein Sohn Melek-Schah, der größte und berühmteste aller seldschukischen Fürsten, beherrschte ein Reich, welches sich vom caspischen bis zum mittelländischen Meere und vom Lande der Chasaren bis zur Spitze Femen's erstreckte. Er errichtete in den Hauptstädten Schulen und Akademien, von denen die berühmteste die zu Bagdad war; dadurch erwarb er sich den Namen eines Beschützers der Gelehrten, besonders der Dichter. Auch war er der Begründer einer verbesserten Zeitrechnung. — So stellt v. Hammer *) den Hergang bei der Gründung des Seldschuken-Reiches dar, zu dessen Hauptsitz später Iconium, Koniah der Türken, erhoben wurde. Etwas abweichend erzählt den Verlauf dieses für die Begründung der Herrschaft der Osmanen in Asien so wichtigen Geschichts-Abschnittes Wilken**). Nach ihm hätte Melek-Schah, welcher in Bagdad residirte, den Suleiman, den Sohn des Kutukmisch, des Kutlunus der römischen Schriftsteller, nach Kleinasien geschickt, um den Mord des griechischen Kaisers Romanus Diogenes zu rächen.

*) Geschichte der Osmanen. I. S. 12.

**) Geschichte der Kreuzzüge. Th. I. Leipzig, 1807. S. 272.

Dies geschah wahrscheinlich 1073 n. Chr. Suleiman bekriegte und vertrieb die verrätherischen Griechen, nachdem er ihnen Konium abgenommen hatte. Da aber jener Kutulmisch ein Sohn des Arslan, ein Enkel des Seldschuk war, so wurde das von Suleiman in Asien gestiftete selbstständige Reich das Reich der Seldschuken genannt. Letzteres erlosch im Jahre 1307, indem der letzte Fürst dieser Dynastie, Aladdin II., sammt seinem Sohne von Ghafan, dem Chan der Mongolen, im Treffen überwunden und getödtet wurde. — Eine nicht unwichtige Rolle spielten während dieser kriegerischen Umwälzungen die Hadschishi, welche von den Abendländern Assassinen genannt wurden. Die Mitglieder dieser Kotte Ismaels verbanden sich durch Gelübde zu jedem Mord, der ihnen von ihrem Scheich aufgegeben werden würde. Dieser Scheich, welcher um die Zeit der Annäherung der ersten Kreuzfahrer an Jerusalem im Juni 1099, Hassan hieß, wußte seine Anhänger durch den Gebrauch des Hadschisch (vergl. oben S. 210) stets in künstlicher Aufregung und Begeisterung zu erhalten, indem er ihnen zugleich vorspiegelte, daß die in seinem Dienste Umgekommenen aus den von ihm schon hier geschaffenen paradiesischen Freuden nach dem Tode direct zu jenen des ewigen Paradieses übergehen würden. Auch wurden sie von den Ueberlebenden als Märtyrer und Heilige verehrt. Diese mit islamitischem Religionshaffe verbundene dämonische Macht hat sich durch ihre künstlichen Getriebe geraume Zeit zu erhalten gewußt.

Bei diesem Punkte der Geschichte angekommen, kann der vorurtheilsfreie Beobachter kaum mehr daran zweifeln, daß die wilden barbarischen Söhne der rauhen Hochebene von Turan im Kampfe mit den durch Despotie, Claverei und Luxus bereits tief gesunkenen Griechen schließlich das Uebergewicht behalten würden. — Ziemlich allgemein wird angenommen, daß es Strabo gewesen, welcher den Satz zuerst wissenschaftlich begründete, daß es hauptsächlich das Klima sei, dem der wichtigste Einfluß auf die Verschiedenheit der entfernt von einander wohnenden Menschen in physischer und moralischer Hinsicht eingeräumt werden müsse. Indessen war dies schon vierhundert und siebenzig Jahre vor Strabo durch Hippokrates weit ausführlicher und gründlicher dargestellt worden. Seine höchst ausgezeichnete Schrift „von der Luft, den Wassern und den Gegenden“ kann den späteren Schriftstellern unmög-

lich unbekannt geblieben sein; durch ihn sind sie wahrscheinlich zu ähnlichen Untersuchungen angeregt worden. Hippokrates drückt sich in dieser Hinsicht so aus *): „Diejenigen nämlich, die eine bergigte, unebene, hohe und an Wasser arme Gegend bewohnen und große Abwechslungen der Jahreszeiten erleiden, sind große, sehr arbeitssame, muthvolle Menschen und pflegen zugleich sehr wilde und rauhe Sitten zu haben.“ — „Diejenigen dagegen, die in tiefen, grasreichen und heißen Thälern leben, die mehr warmen als kalten Wintern ausgesetzt sind und sich warmer Wasser zum Getränke bedienen, sind weder groß, noch schlank, sondern vielmehr dick und fleischig.“ — „Von Natur sind sie weder muthig, noch arbeitssam, obgleich sie beides werden könnten, wenn sie durch Gesetze dazu gebildet würden.“ Für den Zweck der gegenwärtigen Schrift ist besonders wichtig, was Hippokrates über den Unterschied zwischen Europäern und Asiaten seiner Zeit sagt **). Die Ersteren hält er für muthiger und kriegerischer, räumt aber ihrer körperlichen Constitution dabei den gebührenden Einfluß ein. In letzterer Hinsicht heißt es von den damaligen Asiaten bei ihm: „Bei einer slavischen Denkungsart setzt man sein Leben nicht gern für die Vergrößerung der Macht eines Dritten in Gefahr.“ — Sodann hatte Polybius ***) schon zwei Jahrhunderte vor Strabo aus ähnlichen Ursachen ähnliche Wirkungen abgeleitet. In Arkadien, einer an trefflichen Viehweiden in wellenförmigen Thälern reichen Hochebene geboren, fand er ein rauhes Klima hier vor. Den Uebeln eines häufigen Wechsels der Lufttemperatur ausgesetzt, herrschten durch die die Ebene rings umgebenden schroffen und zerklüfteten Gebirge dort außerdem scharfe Winde und heftige Regengüsse. Diesen Umständen schreibt Polybius es zu, daß seine Landsleute den verfeinerten Sitten und Gebräuchen des hellenischen Lebens wenig zugänglich waren. — Der wesentliche Charakter=Unterschied zwischen

*) Nach der deutschen Uebersetzung der Ausgabe von Coray durch Hb-gelmüller. Wien, 1804. § CXX und CXXI. S. 225.

**) A. a. D. §§ 115, 116 und 117. S. 223 und 24.

**) IV. 21. 1.

den Bewohnern der Gebirge und der Ebene in den Donau-Fürstenthümern ist früher (Bd. I. S. 186) bereits erwähnt worden.

Ertoghrul, Schah eines Stammes der Oghusen, war durch den Mongolenführer Dschengis-Chan aus Chorassan nach Armenien vertrieben worden; er wendete sich hierauf mit 400 Familien nach Westen, zu dem Seldschuken-Fürsten Aladdin I., um Schutz bittend. Diesem stand er, tapfer kämpfend, wider die mongolischen Tartaren, sowie gegen die Griechen, bei. Dafür wurde ihm der District Sultan-öni, noch heute ein Sandschak gleichen Namens, zum Lehen angewiesen und ihm fortan die Grenzbewachung gegen die Griechen anvertraut. Ertoghrul's ältester Sohn, Osman, wurde 1258 n. Chr., im Jahre 657 der Hedschra, geboren; er erhob sich zum Stammvater der heutigen osmanischen Herrscher.

Osman, mit dem Beinamen Kara, der Schwarze, durch den letzten Sultan der Seldschuken mit der Fürstenwürde belehnt, wurde durch den im Jahre 1307 (707 der Hedschra, richtiger Hidschret) erfolgten Umsturz des Seldschuken-Reiches selbstständig. Das seldschukische Reich war in zehn unabhängige Theile zerfallen, die erst nach 150 Jahren unter einem Scepter wieder vereinigt wurden, um jetzt eine Statthalterschaft des osmanischen Reiches zu bilden, Anatoli nämlich, Kleinasien. Jene zehn unabhängigen Staaten wurden von islamitischen Häuptern regiert. Unter ihnen war es jener Osman, der in Galatien und Bithynien bis an den Olymp herrschte. Er überwinterte mit seinen Völkern in Städten, übersommerte aber auf Berghöhen und Alpen, um seine zahlreichen Heerden zu weiden. Diese aus Turkistan mitgebrachte Sitte ist in den von dort her ausgewanderten Volksstämmen so tief eingewurzelt, daß sie noch heute von den Turkmanen allenthalben, namentlich an dem bithynischen Olymp, geübt wird. Schon vorher hatte Osman mehrere griechische Schlösser in der Nähe des bithynischen Olymp erobert. Jetzt machte er sich zum unabhängigen Fürsten der Umgegend des Olymp und schlug als solcher seine Residenz zu Venischehr (Neustadt), zwischen Nicäa und Brussa, auf. Die unter den griechischen Befehlshabern der umliegenden festen Punkte herrschende Zwietracht begünstigte die Eroberung derselben. Es kam hinzu, daß der Kaiser Michael, der Paläologe, nach der Zurückeroberung Constantinopels von den

Franken, den Grenzbefehlshabern nicht nur den bisher genoffenen Sold entzog, sondern sie fogar noch mit Auflagen plagte und dadurch thörichtcr Weise in ihnen die Neigung zur Vertheidigung der ihnen anvertrauten Befestigungen abkühlte. So konnte es schon 1301 in der Nähe von Nicomedien (bei Baphum), also gleichsam im Angesichte von Constantinopel, zu einem Treffen zwischen Osman und den byzantinischen Leibwachen kommen, in welchem ersterer Sieger blieb. Dann siegte er 1307 fogar in offener Feldschlacht gegen den Befehlshaber von Brussa und gelangte dadurch in den Besitz der letztere wichtige Stadt schützenden nachbarlichen Schlösser, wagte auch hierauf die vor dem Eingange in den Meerbusen von Mudania (dem kianischen) liegende reiche Insel Kalolimne, das heutige Galios, wegzunehmen.

Die Osmanen legen großen Werth auf die prophetische Bedeutung von machtweissagenden Träumen Ertoghul's und Osman's. Dies beruht auf einer im Morgenlande allgemein verbreiteten Sitte, der deshalb hier ein Raum gegönnt werden mag. — Nach dem Worte Mohammed's des Propheten kommen „die guten Träume vom Herrn“. Der Morgenschlaf ist der der wahren Zeit prophetischer Traumerscheinungen. Die romantische Sage bemächtigt sich bald der patriarchalischen Ueberlieferung; dichterische Kunst schmückt sie weiterhin aus. — Die Träume Ertoghul's und Osman's scheinen dem bekannten Traume Jakobs nachgebildet zu sein, wie dies auch mit den Träumen des Großvaters des Chrus, der Mutter des Dschengis-Chan u. s. w. der Fall gewesen sein mag. Sie thun dar, daß der Sinn für Prophezeiungen, der die Morgenländer seit der grauen Vorzeit her beherrscht, nicht untergegangen ist im Laufe der Jahrhunderte. Oft stützen sie sich auf geschichtliche Begebenheiten, oder stehen mit diesen in Zusammenhang. Der dort durch eine lebhaftc Phantasie leichter entflammte Enthusiasmus, der an und für sich schon die Klarheit ruhigen, verständigen Nachdenkens stört, spornt, auf ein solches Gewebe von Wahrheit und Dichtung weiter bauend, zu großen und leidenschaftlichen Unternehmungen an, welche die Geschichte morgenländischer Völker ungleich häufiger durchziehen, als die der Abendländer. Ob und was der Traum Osman's, von einem aus seinen Lenden emporstrebenden Baume, der die Meere, Berge und Flüsse der Erde überschattete, wie ihn die meisten Werke über die Ge-

schichte der Osmanen wiedererzählen *), dazu beigetragen haben mag, seinen Enthusiasmus zu entflammen, würde sich freilich kaum durch Zeitgenossen haben nachweisen lassen.

Eine in der eigenen Familie verübte Mordthat Osman's wirft ein blutiges Streiflicht auf das in ihm lodernde wildbarbarische Feuer, durch welches angestachelt er jeden sich ihm entgegensetzenden Widerstandsversuch augenblicklich niederzuwerfen vermocht wurde. Sein beinahe neunzig Jahre alter Oheim Dindar rieth nämlich einst im Kriegsrathe, welchem Osman einen Plan zur Eroberung des dicht vor seiner Residenz (Zenischehr) liegenden Schlosses Köpri-hissar vorgelegt hatte, zum Verschieben der Ausführung. Wüthend über solche Durchkreuzung seines Lieblingsplanes, schoß Osman den klugen Alten auf der Stelle mit einem Pfeile nieder. Als Alexander der Macedonier sich durch die an dem Sohne eines seiner Gefährten verübte ähnliche Mordthat besudelte, war er durch Wein berauscht. Osman aber war es durch ungebändigten Stolz und grenzenloses Selbstvertrauen, vor welchem jede Regung der Pietät verstummen mußte. Sehr bezeichnend für die in den Osmanen vorherrschenden Gesinnungen hierüber erscheint es, daß osmanische Geschichtsschreiber, unter ihnen besonders der berühmte Edris, jenen Familienmord zu den rühmlichen Thaten Osman's rechnen. So steht denn wirklich jene geschichtlich constatirte Gräueltthat als blutiges Wahrzeichen an der Pforte des Einganges zur Geschichte der osmanischen Dynastie; Bruder- und Vaternord sind seitdem in ihr an der Tagesordnung gewesen. —

Dem Naturforscher mag es auffallen, wie die Orientalen es dem Osman als einen körperlichen Vorzug anrechnen konnten, daß er lange, mit den Händen bis über die Kniee hinabreichende Arme hatte, obgleich diese eine Eigenthümlichkeit des Affengeschlechtes bilden. Doch schon lange vor ihm war aus einer solchen Körper-eigenschaft dem persischen Artaxerxes Longimanus Ruhm und Beiname erwachsen. Die in dieser Weise erreichte Verkörperung der altrömischen Behauptung: Regibus longas esse manus — dürfte freilich nicht allenthalben eine gleich bereitwillige Anerkennung finden. Doch bei Osman galt sogar die arabische Wort-

*) Vergl. z. B. v. Hammer, a. a. O. I. S. 47.

bedeutung der Wurzel seines Namens: „Weinbrecher“ — als günstige Vorbedeutung *).

Osman nahm die beiden vornehmsten Souverainetätsrechte des Islam, die Erwähnung seines Namens im Kanzelgebete am Freitage und das Münzrecht, bei dem Tode Aladdin's II. des Seltschuken, an. — Die Abkunft der Osmanen von den Seltschuken, ihren Vorgängern, steht nicht bloß durch jene historischen Data, sondern auch durch Gleichheit der Sprache fest. Die Sprache der heutigen Osmanen ist nämlich die neu-türkische oder seltschukische, im Gegensatz zu der alt-türkischen oder tschagataischen, d. h. der Sprache der Uiguren oder Usbegen, welche noch heute das östliche Turkistan bewohnen.

Orchan, oder Urchan, der älteste Sohn Osma'n's, trat schon früh in die Fußstapfen des Vaters, dem er noch kurz vor seinem Tode die Genugthuung verschaffte, im Jahre 1326 n. Chr. das lange vergeblich belagerte Brussa durch friedliches Uebereinkommen mit dem Befehlshaber der wichtigen Stadt einzunehmen. Dieser zahlte für die Erlaubniß, frei nach Gemlik an das Meer abziehen zu dürfen, noch außerdem dreißigtausend Ducaten. Die uralte Hauptstadt der Könige Bithyniens wurde von jetzt an die Residenz der Osmanen; sie blieb es bis zur Verlegung des Thron-sitzes nach Adrianopel, mit welchem sie fortan jenen Vorzug theilte.

Orchan, der blonde und blauäugige Sohn des schwarzen Osman, von der schönen Malchatun, war von hoher Statur und Stirn, mit breiter Brust und kräftiger Faust ausgestattet. Er war mit einem angebornen Muttermale unter dem rechten Ohre gezeichnet, was nach morgenländischem Schönheitsbegriffe als großer Vorzug gilt. Er scheint mit etwas milderem Gesinnungen die Herrschaft angetreten zu haben, als sein Vater. Nachdem sein jüngerer Bruder Aladdin die ihm angebotene Hälfte der vom Vater zurückgelassenen Heerden bescheiden ausgeschlagen hatte, erhob ihn Orchan zu seinem Bezier. — Dieser erwarb sich durch Einführung einer geregelten Gesetzgebung und fester Heeres-Einrichtung großes Verdienst um das Aufblühen des türkischen Reiches. Besonders bemerkenswerth bleibt aber die unter Orchan stattgehabte

*) Vergl. v. Hammer a. a. D. I. S. 64.

Begründung des ersten stehenden Heeres im Mittelalter. Carl VII. von Frankreich folgte damit erst um ein ganzes Jahrhundert später. Neben den turkomanischen Reitern, den Kennern oder Streifern, *Uindschi*, die nur zur Zeit kriegerischen Bedürfnisses einberufen wurden, formirte man jetzt zuerst stehend besoldete Fußtruppen, *Piade* oder *Baja*, denen bald die Janitscharen (*Yeni-Tscheri*, d. h. neue Truppe) folgten, die zu charakteristisch für das Türkenthum erscheinen, als daß sie nicht an diesem Orte etwas näher in's Auge gefaßt werden sollten.

Nur asiatische teuflische Grausamkeit konnte mit kalter Berechnung den furchtbaren Plan entwerfen, den besiegten und zu Sklaven herabgewürdigten Christen ihre Knaben gewaltsam zu entreißen, diesen schon früh mit den Eltern zugleich Religion und Vaterland zu rauben, sie dann zur Annahme des Islam zu zwingen und endlich zu Soldaten, als solche auch zu den wildesten Widersachern des Christenthums heranzuziehen. Was ließ sich nicht von Menschen erwarten, deren Brust durch das süße Gefühl der Liebe zu den Eltern, der Familie, dem Vaterlande nicht erwärmt, denen außerdem der wüthendste Religionshaß gegen Andersdenkende vom zartesten Lebensalter her methodisch, mit eiserner Consequenz, eingeprägt worden war. Man versäumte dabei nicht, sie mit allmählig steigendem Solde und mit ausgezeichnete Verpflegung auszustatten. — Indessen wurden die geraubten Christenkinder nicht bloß zu Soldaten erzogen, sondern die begabteren unter ihnen auch in den Civil-, sogar in den Kirchendienst entlassen. Dieselbe kaiserliche Hand jedoch, welche diese gläsernen Standbilder — so nennt sie ein türkisches Sprichwort — erhoben hatte, konnte sie auch, sobald sie mißfällig wurden, zerbrechen. — Den in der Erfahrung sich stets bewährenden Grundsatz, daß, wer gut fechtende Soldaten haben wolle, vor allen Dingen für ihren Magen sorgen müsse, erkannte man dort schon früh in solchem Grade an, daß die Offiziere der Janitscharen sogar ihre Namen nach Verpflegungsbedürfnissen führten. Der Oberste des Regiments (der „Kammer“) hieß z. B. *Tscharbadschi*, d. h. der Suppenmacher, die nach ihm folgenden Oberoffiziere „der oberste Koch“, „der Wasserträger“ u. s. w. Der Fleischkessel diente nicht bloß zum Mittelpunkte der Versammlung während des Essens, sondern auch während der Berathung. Unser civilisirtes Zeitalter mag über solche

Gebürche starke Heiterkeit empfinden; daß sie aber sehr geeignet waren, für rohe Menschen ein kräftiges argumentum ad hominem abzugeben, läßt sich dennoch nicht in Abrede stellen. In dem türkischen Dgusname (der Väter Worte) findet sich der Spruch: „Dem, der mit dem Löffel Speise austheilt, stich mit dem Löffel die Augen nicht aus.“ Hatten doch auch schon die Römer ihr: „Bovi trituranți os ne clausuris.“ — Erwägt man ferner, daß der gemeine Janitschar nicht bloß wohlbegründete Aussicht hatte, durch Tapferkeit zu den höchsten Ehrenstellen aufzusteigen, in späteren Zeiten sogar Einfluß auf die Thronfolge und die obersten Regierungsbeamten auszuüben, so erscheint es erklärlich, wie hier durch klug berechnete Zusammensetzung mächtig auf die Menschen wirkender Motive die großen Erfolge der türkischen Heere, äußerst zweckmäßig vorbereitet, die Söldner des altersschwachen Europa's dagegen mehrere Jahrhunderte lang durch die jugendlich wilde Kraft jenen in Erstaunen gesetzt und erschüttert werden konnten. — Die Zahl der alljährlich zu solchem Zweck ausgehobenen Christenknaben betrug anfänglich tausend, unter Mohammed II., dem Eroberer Constantinopels, zwölftausend, unter Mohammed IV. vierzigtausend. Unter des Letzteren Regierung fing man an, die eigenen Kinder der Janitscharen zu Hülfe zu nehmen, und von dieser Zeit an datirt der Verfall der sonst so mächtigen Institution, der von da ab die frühere ununterbrochene Verjüngung durch eltern- und heimathlose Menschen fehlte. In demselben Maße, als ihre Energie nach außen hin abnahm, steigerte sich die nach innen gerichtete Thätigkeit und ihr Uebermuth. — Nach Art der römischen Prätorianer maßten sie sich allmählig die Herrschaft über das Staatsoberhaupt an, setzten Sultane ab und wählten Andere an ihre Stelle. So unerträglich war endlich ihre Anmaßung geworden, daß Sultan Mahmud endlich 1826 ihre Vernichtung beschloß. Mangel an Disciplin und zahllose Beeinträchtigungen der ruhigen Einwohner in ihrem rechtlichen Erwerbe hatten ihnen längst schon den allgemeinen Haß zugezogen, als sie sich endlich in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni 1826 auf dem Alt-Weidan (dem alten Hippodrom) versammelten, um von dem Sultan die Beseitigung der ihnen seit drei Tagen zugesandten egyptischen Instructions-Offiziere zu verlangen. Gütliche Aufforderungen, zum Gehorsam zurückzukehren, blieben ohne Erfolg; als Antwort darauf zerstörten sie den Palast des

Großveziers. Da ließ man die auf sie gerichteten Geschütze wirken; ein Theil von ihnen suchte sich nun vergebens in die Kasernen zu retten, die man anzündete. Man berechnet, daß 5- bis 6000 Janitscharen an diesem und dem nächstfolgenden Tage theils niedergeschossen, theils verbrannt, theils hingerichtet worden sind; 15,000 wurden nach Asien exilirt. Sultan Mahmud ließ sich vom Zorn gegen sie so weit fortreißen, daß auf seinen Befehl den Grabsteinen der Janitscharen auf dem großen Begräbnißplatze zu Scutari der mit dem Turban gezierte Kopf abgeschlagen wurde; noch heute bezeugen die verstümmelten und herumliegenden Steine dort, daß der Grundsatz, von den Todten nur Gutes zu sprechen, dem Sultan fremd war, obgleich doch die Osmanen die Gräber ihrer Vorfahren heilig zu halten pflegen.

Jouannin und van Gaver geben eine gedrängte aber genügende Uebersicht jenes geschichtlich bedeutenden Ereignisses*).

Bis zu dem tragischen Ende der Janitscharen hin überboten sich die osmanischen Geschichteschreiber einstimmig in anerkennenden Aussprüchen über die Weisheit jener Institution. Nach ihrer blutigen Vertilgung wagt kaum noch einer von ihnen zu sprechen; aber die orthodoxen Türken, welchen die Geschichte ihres Stammes nicht ganz fremd ist, werfen sehnsüchtige Rückblicke auf jene Zeiten, in denen die Janitscharen ihre siegreichen Waffen bis nach Wien tragen durften und das Abendland vor ihnen zitterte.

Die oben erwähnten Piade wurden noch unter Orchan mit Landgütern belehnt und übernahmen damit die Verpflichtung, während des Krieges dem Heere die Straßen und Brücken zu bauen, auch bei Belagerungen dienstbar zu sein. Sie gaben also schon ein Vorbild für unsere Pioniere. Auch diese Institution verfiel später; mit den frei gewordenen Gütern belehnte man verdiente Janitscharen-Offiziere. — Eine entfernte Aehnlichkeit mit ihnen haben die russischen Militär-Colonien unserer Tage gehabt. Doch auch sie scheinen bekanntlich den von ihnen gehegten Erwartungen nicht entsprochen zu haben.

Der einzige Versuch, den griechischer Seits der Kaiser Andronikus der Jüngere im Jahre 1330 machte, sich den Osmanen entgegen zu stellen und namentlich das längst bedrängte hochwichtige

*) Turquie. Paris, 1840. pag. 402. sq.

Nicäa zu retten, lief traurig ab. Das Gefecht bei Pelekanon (dem heutigen Maltepeh) endete mit einem Rückzuge; auf diesem wurden die verwirrt ziehenden Griechen bei Philokrene (Tawfchandschil) von den Reitern Orchans ereilt und mit bedeutendem Verluste geschlagen. Bald hernach fiel das durch Hunger und Pest erschöpfte Nicäa zum dritten Male mittelst Vertrages in die Hände der Türken. Seine festen hohen Mauern hatten aber früher, von diesen vertheidigt, dem großen Heere der Kreuzfahrer und den berühmtesten christlichen Führern der damaligen Zeit sieben Wochen lang widerstanden. Nach jenen Vorfällen verhielt sich Orchan ruhig. Außer den erwähnten Staatseinrichtungen beschäftigten ihn die Gründung von Schulen, Moscheen, Klöstern und Armenküchen, zuerst 1327 zu Nidos nach dessen Eroberung, dann drei Jahre später zu Nicäa, endlich 1335 zu Brussa. — Als er 60 Jahre alt war, warb er um die Tochter des Kaisers Kantakuzeno; er scheint durch die 1346 wirklich erfolgte feierliche Vermählung mit der Prinzessin Theodora von weiteren Unternehmungen gegen die Christen persönlich abgehalten worden zu sein. Doch war er nicht im Stande, den räuberischen Ueberfällen seiner wilden Osmanen genügend zu wehren, die schon 1348, fortan aber immer häufiger die gewohnten Uebergänge über den Hellespont nach Europa fortsetzten und mit Beute beladen zurückzukehren pflegten.

Für die Geschichte der Dobrudscha ist es wichtig, daß der erste türkische Versuch, sich in Europa anzusiedeln, dieser Landschaft sich zuwendete, die im letzten Kriege durch Unvorsichtigkeit französischer, nicht minder auch russischer Führer, einen so unheilvollen klimatischen Einfluß auf die dorthin geführten Heeressäulen ausgeübt hat. Zehn- bis zwölftausend Turkmanen setzten sich 1263 n. Chr. unter Anführung von Saltukdede am westlichen Ufer des schwarzen Meeres fest. Mit ihrer Hülfe streifte hernach Berkechan, der Beherrscher der Tartaren der Krim, bis unter die Mauern Constantinopels, führte aber später die ganze Colonie mit sich nach der Krim zurück, — wie 1855 umgekehrt die Türken eine tartarische Colonie aus der Krim nach der Dobrudscha übersiedelt haben. — Jener „heilige Saru Saltukdede“ hat zugleich eine Geschichte der Seltschuken verfaßt, die einen Theil des ältesten, unter dem Namen „Dgusname“ berühmten türkischen

Sitten- und Geschichtsbuches ausmacht*). — Erst 1307 folgte ein zweiter Uebergang. Diesmal waren es die durch den griechischen Kaiser bedrängten Katalanen (Almogavaren, Mogavaren), welche den aus den Trümmern des Seldschuken-Reiches in ähnlicher Art wie Osman hervorgegangenen Herrscher von Aidin um Hülfe ersuchten. Dreitausend Turkmanen gingen nahe bei Constantinopel nach Europa über; sie, und der Verrath der Turkopolen, d. h. zum Christenthum bekehrten Türken, im Heere des Kaisers, bewirkten für diesen den Verlust der Schlacht von Hyppella (jetzt Ipsala), nach welcher die Türken Thracien, von Rodosto bis Bissa am schwarzen Meere durchstreiften. Der Kaiser Andronikus wußte sich ihrer nicht anders zu erwehren, als daß er eine Mauer vom Gebirge bis an's Meer zog. Besser gelang dies den Katalanen, die die Führer der Türken hinrichteten, — so wie dem König der Serben, Milutin Urosch, der 1500 in seinen Sold übergetretene, später sich wider ihn empörende Türken großentheils niederhauen ließ und die Uebriggebliebenen zwang, nach Kleinasien zurückzukehren.

Der erste Zug osmanischer Türken fällt in das Jahr 1321; sie setzten nach der thracischen und macedonischen Küste über und brachten brennend und verheerend Städte und Land achtzehn Monate lang in schweren Verlust. Als aber der Kaiser Andronikus der Aeltere sich nicht scheute, gegen seinen empörten Enkel Andronikus den Jüngeren im Jahre 1327 die Osmanen zu Hülfe zu rufen, dieser dagegen in Folge dessen sich mit den turkmanischen Beherrschern Joniens und Lydiens verbündete, da erschien ihr Eindringen in Europa durch die christlichen Herrscher selbst genügend gerechtfertigt. Fortan kann es nicht mehr befremden, daß die Osmanen aus der heillosen Verwirrung des tief demoralisirten griechischen Kaiserreiches Nutzen zu ziehen strebten. Es muß vielmehr Bewunderung erregen, daß die Reste des zusammenbrechenden Staates sich noch über ein Jahrhundert lang nach der letzterwähnten unheilvollen Katastrophe aufrecht zu erhalten vermochten, wenngleich nur in der Metropole concentrirt.

Ein solches Hülfbegehren Kantakuzeno's war es auch, dem Orchan 1349 Folge leistete, als er dem Schwiegervater Hülf-

*) Vergl. Eichhorn, Geschichte der Literatur, 3. Bd. 2. Abth. Göttingen, 1812. S. 1107.

truppen gegen die Serben unter seines Sohnes Suleiman Befehl sendete. Die Serben wurden besiegt. Dies hinderte indessen nicht, daß Orchan schon 1353, durch genuesisches Gold gewonnen, den Genuesen gegen den Kaiser, in der Vorstadt der kaiserlichen Residenz zu Galata thätig beistand. Von da ab leistete er bald seinem Schwager Joannes dem Paläologen, dem Mitregenten Kantakuzeno's, bald diesem, seinem Schwiegervater, Hülfe. Diese zweideutige Politik Orchan's macht es sehr wahrscheinlich, daß er den Plan seines Sohnes Suleiman, auf europäischem Boden festen Fuß zu fassen, gutgeheißen und befördert habe. Dieser setzte nämlich im Jahre 1356 von Chyzikus aus über den Hellespont, über-rumpelte das feste Schloß Tzhympé oberhalb Gallipoli und ließ von dort aus, durch ein heftiges Erdbeben unterstützt, seine Gefährten durch die geborstenen Mauern der nachbarlichen Städte in diese eindringen und sie besetzen. Außer Gallipoli fielen Rodosto, Ipsala, Konur und Bulair noch während des nämlichen Jahres in ihre Hände. Indem Kantakuzeno und sein Mündel Joannes um die griechische Herrschaft stritten, strömten stets neue Horden von Türken und Arabern über den Hellespont, oft nur um im Sommer zu rauben und zu zerstören und dann im Winter mit ihrer Beute nach Asien zurückzukehren. Suleiman aber stürzte 1358 auf der Jagd so, daß er zur Stelle todt blieb. Diesem Sohne hatte Orchan, sowie früher seinem Bruder Maddin, die Würde eines Pascha verliehen. Das persische *Pai Schah*, aus welchem das Wort zusammengezogen entstanden, heißt Fuß des Schah's*). Nach altpersischer Sitte hatte man nämlich dort die hohen Staatsbeamten Füße, Hände, Augen und Ohren des Herrschers genannt.

Orchan selbst starb, 75 Jahre alt, im Jahre 1359. Ihm folgte sein zweiter Sohn Murad I. (Amurat I.). Als Krieger hat er sich durch weitausgedehnte Eroberungen in Europa bekannt gemacht, die ihm durch die Feigheit und Zwietracht der gesunkenen Griechen leicht wurden. An humaner Bildung erreichte er aber weder den Vater, noch die meisten seiner Nachfolger. Er scheint zuerst die in rothe Dinte getauchte Hand anstatt des Namenszuges unter amtliche Actenstücke gedruckt zu haben; die Gelehrten wanderten unter ihm aus seinem Reiche aus. Doch baute er nach-

*) Vergl. v. Hammer. I. S. 157.

ahmend Moscheen und Collegien, z. B. die durch eine eigenthümliche architektonische Verbindung beider ausgezeichnete große Moschee zu Tschekirghe bei Brussa, versah auch das berühmte alte griechische Bad daselbst mit einem neuen Dom, indem er sich dazu eines ausländischen (wahrscheinlich griechischen) Baumeisters bediente.

Für ganz Europa mußte es bedeutungsvoll erscheinen, daß die zweite Stadt des griechischen Reiches in Europa, Adrianopel, 1361 ohne ernste Vertheidigung in die Hände Murad's fiel. Durch einen seiner Heerführer, Kalaschahin, waren die Griechen vor der Stadt geschlagen worden und ihr feiger Befehlshaber darauf entflohen. Nachdem diese durch Natur und Kunst reich ausgestattete Vormauer Constantinopels, die zweite Stadt des Reiches, nicht hatte erhalten werden können, ließ sich der nachfolgende Fall der Hauptstadt selbst bereits mit Sicherheit vorhersehen. Murad begriff die Wichtigkeit der neuen Eroberung vollkommen, indem er seine Residenz 1365 nach Adrianopel verlegte; zwei Jahre vorher war seine Macht in Europa nämlich noch durch eine Niederlage der gegen ihn verbündeten Serben, Ungarn, Bosnier und Walachen befestigt worden, aus der der König Ludwig von Ungarn sein Leben nur kümmerlich gerettet hatte. Kalaschahin hatte indessen Philippopolis (Filibe) besetzt und sich von dort aus der Bergpässe des Balkan (Haemus, Orbelos, Soardius der Alten, — Schardagh, Egrissudagh der Türken) bemächtigt. Die damals wichtige Stadt Giustendil (ehedem Ulpiana) wurde 1371 von einem bulgarischen Fürsten gegen Erlassung des Tributs übergeben, das sehr feste Naissos, das heutige Nissa, der Geburtsort Constantin I., durch 25-tägige Belagerung genommen; das noch festere Sofia folgte 1382 durch List nach mehrtägiger Einschließung. Schon dehnte sich des Sultans Macht vom schwarzen Meere bis zum ägeischen, über den größten Theil Bulgariens und Thraciens, aus, als die türkische Macht eine neue Gewähr erhielt durch die 1389 gegen den Kral der Serben, Lazar und dessen Bundesgenossen, die Bosnier und Bulgaren, auf dem Felde von Kossowa gewonnene entscheidende Schlacht. Mit ihr schloß jedoch zugleich die Laufbahn Murad's ab, der hier durch die kühne That des sich opfernden Serben Milosch Kobilowich fiel, der in serbischen Nationalliedern noch heute gefeiert wird.

Bajazid Yilderim (d. h. der Wetterstrahl), der älteste Sohn Murad's, besiegelte die Thronbesteigung sogleich durch den Mord seines Bruders Jacob, obgleich dieser neben ihm soeben in der Schlacht gesiegt hatte. Diese barbarische Sitte des Brudermordes wurde durch osmanische Gesetzes-Gelehrte sogar mittelst des sophistischen Grundes vertheidigt, daß „Gottes Schatten auf Erden, der Herrscher der Gläubigen, ebenso ohne Nebenbuhler, einzig, auf dem Throne sitzen müsse, als Gott selbst, denn „Unruhe sei ärger als Hinrichtung.“ Eine Jahrhunderte lang fortgesponnene Reihe von Brudermorden ist jenem gefolgt; es deutete schon auf ungleich humanere Gesinnungen hin, wenn bei der Thronbesteigung die Brüder des Regenten bloß eingesperrt oder exilirt wurden, z. B. nach den Prinzen-Inseln.

Ein wahres Sammerbild slavischer Verworfenheit bot sich dem Bajazid von Seiten der griechischen Herrscherfamilie bald nach jener blutigen That dar. Der Kaiser Joannes der Paläologe hatte seinen rebellischen Sohn Andronikus, sowie dessen Sohn (seinen Enkel) Joannes, nach dem Rathe von Murad, blenden lassen, weil beide mit des letzteren Sohn Saudschi ein Complot zur Thronentsetzung der Väter geschlossen hatten. Die durch heißen Essig nur unvollkommen geblendeten Rebellen wendeten sich an Bajazid um Hülfe. Dieser begab sich, um Nutzen aus dem Zwist zu ziehen, mit 10,000 Kriegern nach Constantinopel, fing den Kaiser sammt seinem Sohne Manuel, setzte den Andronikus auf den Thron, der nun seinerseits den Vater wieder mit dem Bruder einkertern ließ, auch dem Bajazid einen jährlichen Tribut von vielen Zentnern Silbers und Goldes entrichtete. Der Vater entkam indessen mit Manuel aus dem Kerker, floh zu Bajazid und versprach diesem nicht bloß denselben jährlichen Tribut an Silber und Gold, welchen Andronikus bereits zahlte, sondern auch außerdem in jedem Frühjahr mit 12,000 Kriegern sich vor dem osmanischen Herrscher zu dessen Dienste zu stellen. Dieser Vertrag wurde beschworen, worauf dann der alte Kaiser wieder auf den Thron gesetzt, neben ihm aber auch sein Sohn Manuel zugleich gekrönt wurde. Andronikus aber erhielt zur Abfindung den kleinen Rest des griechischen Staates, der außerhalb Constantinopel noch übrig war. — Doch die Schande sollte bald noch gehäuft werden. Bajazid beschloß, die einzige damals in Asien noch übrige griechische Besitzung, die

festen Stadt Philadelphia, jetzt Maschehr, durch seine neuen Bundesgenossen einzunehmen. Der griechische Befehlshaber, ehrenhafter als sein slavischer Kaiser, versicherte, die Stadt nicht an barbarische Türken übergeben zu wollen. Da erstürmten Griechen unter des Kaisers Befehl die griechische Stadt und lieferten sie darauf den Barbaren aus. Mit jenen Schandthaten war nun das Maß griechischer Verworfenheit überfüllt; die faule Frucht war zum Abfallen längst reif. Kaum verlohnt es sich der Mühe, von da ab das widrige Schauspiel der letzten Zuckungen des hinsterbenden Reichthums des griechischen Kaiserreiches noch zu verfolgen.

Nachdem Bajazid fortgefahren hatte, seine Besitzungen in Asien weithin auszudehnen, auch selbst Konstantinopel, die ehemalige Residenz der seldschukischen Kalifen, in seine Hände gefallen war, sammelte er ein großes Heer, um nach Europa überzugehen und dort die Eroberungen fortzusetzen. Zu spät schien es dem Kaiser Joannes an der Zeit zu sein, die Befestigungen Constantinopel's zu verstärken; er baute zwei neue starke Thürme aus drei zu dem Zwecke niedergedrückten Kirchen. Als Bajazid hiervon Kunde bekam, befahl er ihm, die Thürme wieder zu schleifen, widrigenfalls er ihm seinen Sohn Manuel, der sich in Brussa aufhielt, mit ausgestochenen Augen zurückschicken würde. Joannes gehorchte, starb aber 1391 aus Gram. Manuel entfloh den Türken und gelangte nach Constantinopel, welches hierauf von dem Heere Bajazid's sieben Jahre lang eingeschlossen wurde. In demselben Jahre wurde auch die Valachei den Türken zuerst tributpflichtig.

Noch einmal flammte Bajazid's Glückstern hoch auf, als der König Sigismund von Ungarn, dem ihm drohenden Ungewitter zuvorzukommen, ein großes Heer zusammen gebracht hatte. Der König von Frankreich sendete die Blüthe französischer Ritterschaft unter erfahrenen und tapferen Führern zu Hülfe. Ihnen schlossen sich Friedrich Graf zu Hohenzollern mit deutschen Heeren, der Großmeister der Johanniter von Rhodos her, bairische Ritter unter Anführung des Kurfürsten von der Pfalz u. s. w. an. Bei Nicopolis erfolgte 1396 der blutige Zusammenstoß. Sechzigtausend Türken bedeckten das Schlachtfeld, und dennoch wurde das christliche Heer in wilde Flucht aufgelöst.

Durch sein Glück übermüthig gemacht, schmelgte hierauf Bajazid zu Brussa in einem bei den Osmanen bis dahin unerhört

gewesenen Luxus; auch dem Wein fröhnte er, seinen Gläubigen zum Neger. Da zog in Timur (Tamerleng, Tamerlan) ein drohendes Ungewitter gegen ihn heran; verblindet, wie er war, schätzte er es gering. Im Jahre 1402 kam es bei Angora zwischen den Tartaren und den Osmanen zur Schlacht. Die letzteren wurden geschlagen und Bajazid gerieth mit seinem Sohne Musa und den vornehmsten Offizieren seines Hofes in Gefangenschaft, in der er 1403 starb.

Dem Tode Bajazid's folgte ein zehnjähriges Interregnum, während welches die aus der Schlacht bei Angora entkommenen vier Söhne desselben, Suleiman, Isä, Musa und Mohammed um die Herrschaft in Asien und Europa kämpften, bis endlich der letztere den Sieg über die Brüder davon trug. Hierbei wurde er von den christlichen Serben unter ihrem tapferen Kral Stephan unterstützt, dem auch schon bei Angora die Rettung der Reste des osmanischen Heeres größtentheils zu danken war. Selbst nach seinem über Musa, den letzten der Brüder, bei Tschamurli im Jahre 1413 erfochtenen Siege hatte Mohammed, während seiner nachfolgenden achtjährigen Alleinherrschaft, hauptsächlich gegen Empörungen zu kämpfen. Der Kaiser Manuel, der zehn Jahre lang im westlichen Europa herumgereiset war, um Unterstützung gegen die Osmanen zu erbitten, deren er sich so unwürdig gezeigt hatte, war nach Constantinopel zurückgekehrt. Mit reicher Lebenserfahrung ausgestattet, würde er jetzt den blutigen Bruderkwitz zur Wiedereroberung der verlorenen Macht vortheilhaft haben benutzen können. Großer Entschlüsse unfähig, fuhr er statt dessen fort, die bisher befolgte perfide griechische Politik beizubehalten. Er verband und verschwägte sich mit Suleiman, den er in seine Residenz aufnahm, rief aber, nach des letzteren Fall, Mohammed aus Brussa gegen Musa nach Europa zu Hülfe, — zur Selbsterhebung zu ohnmächtig. Auch die abendländischen Christen ließen sich durch Kirchenspaltungen und innere Streitigkeiten abhalten, gegen die Wiedervereinigung der feindlichen Brüder aufzutreten. Hätten sie die Meerenge von Gallipoli mit einer verbündeten Flotte besetzt, so würden die Osmanen, wenigstens in Europa, bald vernichtet gewesen sein. Aber sie genossen der augenblicklichen Ruhe, ohne an die Zukunft zu denken. Glückselig für den schwachen Kaiser war Mohammed I., Tschelebi, ebenso an humaner gei-

ftiger Bildung, wie an körperlicher Kraft und Wohlgestalt ausgezeichnet; er zeigte sich stets als Freund der Griechen und hielt seine Bündnisse mit Treue aufrecht. Das Kaiserreich athmete noch einmal freier auf. Als aber Mohammed I. gestorben war und sein Sohn Murad II. im Jahre 1421 den Thron bestiegen hatte, erschien es der griechischen Politik geeignet, ihm den Thronanmaßer Mustapha, der sich den bei Angora verloren gegangenen älteren Bruder Murad's nannte, entgegen zu stellen. Mustapha aber wurde mit Hilfe der Genueser, welche Murad und sein Heer auf sieben Galeeren, von ihrer asiatischen Colonie zu Phocaea aus, nach Europa übersehten, geschlagen und aufgehängt. Zweitausend Italiener begleiteten ihn sogar zur Eroberung von Adrianopel. Zur Vergeltung wurde bald darauf Phocaea von den Türken zerstört. — Schon 1422 belagerte Murad II. Constantinopel zwei Monate lang, um den Kaiser Manuel für seine Aufwiegelung zu strafen. Doch wurde er durch die für ihr Leben streitenden Einwohner damals noch zurückgetrieben, obgleich die Türken sich hierbei zum ersten Male des Geschützes bedienten, welches Genueser ihnen zugeführt hatten. Manuel, dem Tode nahe, theilte aber nun thörichter Weise sein Reich unter sieben Söhne, deren ältester Joannes, Constantinopel erhielt. — In dieser Zersplitterung wurden die Griechen nur noch durch die Angriffe aufrecht erhalten, welche die Ungarn, Polen, Serben, Walachen und deutsche Kreuzfahrer gegen die Türken richteten. Unter des tapfern Hunyad Leitung überstiegen sie gegen Weihnachten 1443 den durch Eis und Schnee versperrten steilen Slatina-Paß des Hämus und schlugen die Türken auf den Feldern von Salovaz. Der König Wladislaus war hierbei zugegen; dieser schloß im folgenden Jahre, nachdem Murad eine Gesandtschaft zu ihm nach Szegebin geschickt hatte, einen für Ungarn vortheilhaften Frieden ab, der von beiden Seiten feierlich beschworen wurde. Schon zehn Tage nachher wußte aber der päpstliche Legat, Cardinal Julian Cesarini, den König zum Bruche des Friedens zu bewegen, indem er diesem vorstellte, daß ein ohne Zustimmung der apostolischen Kirche mit Ungläubigen geschlossener Friede ungültig und rechtlos sei. Die wahre Ursache der Aufwiegelung zum neuen Kriege lag aber in der durch den Kaiser Johann dem Paläologen eingesendeten Nachricht von Aufständen in Asien, mit deren Bekämpfung der Sultan hinlänglich

beschäftigt sei, sowie die Ankunft eines Haufens von Kreuzfahrern an der Donau und der päpstlichen Flotte im Hellespont. So gab denn ein in Folge dessen unternommener unkluger Zug des christlichen Heeres längs der Donau durch Bulgarien bis nach Barna dem Sultan Gelegenheit, die bei Salovaz erlittene Schmach zu rächen. Das christliche Heer war nämlich schwach an Zahl der Streiter, aber reich an vornehmen Geistlichen, unter denen ein Cardinal und zwei Bischöfe. Murad schlug im Juli 1444 dieses Heer bei Barna; der König Wladislaus und die Geistlichen fielen unter türkischen Schwerten, Hymhades entkam.

Unter Murad II. fing die türkische Sprache an, sich auszubilden, wozu er dadurch beitrug, daß er Geschichtsschreiber und Dichter beauftragte, ihre Werke niederzuschreiben und sie belohnte. Auch übte er selbst die Dichtkunst und versammelte zweimal wöchentlich Gelehrte und Dichter bei sich, um in seiner Gegenwart wissenschaftliche Gegenstände verhandeln zu lassen. Doch selbst der grausame Timur (Tamerlan) ließ sich witzige Einfälle und Scherze der Dichter und Gelehrten gern gefallen, erkannte sie auch durch Belohnungen an. — Zweimal legte indessen Murad die Regierungsgeschäfte in des Sohnes Hand, ohne deshalb Verjagung vom Throne zu fürchten, und eben so wenig nahm er zu der barbarischen Sitte des Brudermordes die Zuflucht.

Mohammed II., der einundzwanzigjährige Sohn Murad's, bestieg den durch des letzteren Tod erledigten Thron im Februar 1451. Schon im März 1452 begann er den Bau eines festen Schlosses auf der europäischen Seite des Bosphorus. Ohne die geringste Rücksicht auf des Kaisers Constantin des Paläologen Gegenvorstellungen zu nehmen, vollendete er es in drei Monaten; der Krieg selbst begann schon im Juni, veranlaßt durch die Verheerungen der Türken im nächsten Umfange der griechischen Residenz. Der Paläologe kämpfte jetzt mit dem siebenten Osmanen um den Besitz von Constantinopel, dem Schlüssel des Orients. — Am 6. April 1453 erschien endlich Mohammed II. vor den Mauern Constantinopel's mit einer Armee, deren Kopffzahl auf 250,000 berechnet ward. Zur Vertheidigung der Stadt hatte der ohnmächtige Kaiser kaum 5000 Griechen zusammenbringen können. Durch Fremde, größtentheils Venetianer und Genueser, wurde die schwache Besatzung bis auf 7—8000 Mann ergänzt. Auch waren

unter den Befehlshabern der zwölf Hauptposten der Vertheidigung nur zwei Griechen; die übrigen waren Venetianer, Genueser, Spanier, ein russischer Cardinal, ein Deutscher (Johann Grant, ein Geschützkundiger) und ein Dalmatier. — Noch einmal lächelte den Griechen die Sonne des Sieges; am 15. April wurden 150 türkische Schiffe von einem großen griechischen und vier genuesischen Schiffen geschlagen und zum Theil verbrannt. Mohammed wußte darauf aber achtzig seiner Schiffe über das feste Land auf einer hölzernen mit Fett bestrichenen Bahn in den Hafen des goldenen Horn's zu schaffen, um die geängstigte Stadt auch von dieser Seite anzugreifen, — wie dies durch ein ähnliches Manöver schon vor ihm an anderen Orten ausgeführt worden war. — Am 29. Mai, nach siebenwöchentlicher Belagerung, erstürmte Mohammed endlich die tapfer vertheidigten Mauern. Constantin, der im Augenblicke der dringenden Gefahr, leider zu spät, viel Entschlossenheit und Muth gezeigt hatte, fiel fechtend; Mohammed zog erst ein, als die Seinigen ihm eine sichere Bahn gebrochen hatten und überlieferte die Stadt der Plünderung, die Gefangenen der Sklaverei, erhielt aber die kaiserlichen Paläste und die Kirchen für sich.

Das alte Byzanz gerieth somit 1125 Jahre nach seiner Neubegründung durch Constantin I., nach neunundzwanzig seit ihrer ersten Begründung ausgehaltenen Belagerungen, von denen sieben frühere ihren Fall nach sich gezogen hatten, durch die achte und bis jetzt letzte in die Hände der Türken. Ihnen ist dieser Edelstein unter den Städten Europa's, die Erdtheilscheidende, durch die stete Zwietracht der Christen bis heute verblieben. Kraft ihres Besitzes durften die Türken es wagen, in das Herz von Europa bis nach Wien, mit ihren herumstreifenden Kennern sogar bis in die Gegend von Regensburg, vorzudringen. Die Griechen hatten durch ihre schwächliche Verkommenheit und Feigheit den tiefen Fall längst schon vollkommen verdient. Dennoch hatte am meisten der entartete griechische Hof mit seinen den Türken schon früh Tribut zahlenden, sogar an ihrer Pforte in Asien zu Diensten herabgewürdigten, Herrschern hierzu beigetragen. Die Humanität aber verhüllt dort gern ihr Antlitz, um nicht Zeuge zu sein von der Zerstörung und Entvölkerung, welche eine barbarische Nation über Länder gebracht hat, die Gott zu Paradiesen für die Menschen geschaffen zu haben schien. Indessen — hätten weichliche Klagen über das tiefe

Hinsinken der reichsten Erdstriche zu Wüsteneien und Einöden irgendwie Nutzen bringen können, so wären diese freilich schon längst aus der Barbarei gerettet. An Thatkraft zum Widerstande fehlte es aber nicht blos damals. Auch in den folgenden Jahrhunderten sehnte sich Europa's Orient vergebens nach genügend energischer Hilfe. Indem man noch heute ein Gleichgewicht unter den Mächten Europa's erhalten zu müssen wähnt, welches noch nie bestanden hat, auch ebenso wenig künftighin wird beschafft werden können, dürften die herrlichsten Länder der Erde ihrer Auferstehung von einem tiefen physischen und moralischen Siechthum lange noch traurig entgegensehen müssen. Hier aber galt es nicht, alte Klagelieder zu wiederholen, sondern nur den allmählichen Untergang des griechischen Kaiserreiches sammt der Erhebung des Osmanenreiches auf den Trümmern jenes, historisch kurz anzudeuten, um von dieser sicheren Grundlage aus Anknüpfungspunkte für später zu entwickelnde Folgefälle zu begründen. Wie das Osmanenreich sich nach der Besitznahme des griechischen Kaiserthums weiter in Europa befestigt hat, wie es diesem seine Central-Lebensader, die Donau, umgarnen und gleichsam abbinden konnte, liegt nicht in der Absicht, an diesem Orte geschichtlich zu verfolgen.

Charakteristik. — Wer die aus der Geschichte der Osmanen bis zu ihrer Eroberung Constantinopel's hervortretenden Charakterzüge besonnen verfolgt, und gegenwärtig, nachdem sich jener Edelstein unter den Städten Europa's 400 Jahre lang in den Händen der Türken befunden hat, diese besucht, und ihnen die Züge abzulauschen trachtet, durch welche sie sich von andern Völkern unterscheiden, mit denen sie in so nahe Berührung getreten sind, — der wird über die Kluft staunen müssen, welche sich zwischen dem Volke von ehedem und von jetzt aufgethan hat. „Suche nicht die Freundschaft der Ungläubigen, du wirst sonst ihnen gleichen; meide sie, sie könnten dich verwirren.“ So schreibt der Koran vor. Aber so sehr auch die Türken ihrer großen Mehrzahl nach sich bemühen mochten, das Wort des Propheten zu befolgen, so ist ihnen dies doch im Laufe der Zeit immer weniger, am wenigsten jüngsthin gelungen, als französische und englische Heeresmassen Ungläubiger nicht nur vor ihren Augen vorüberzogen, sondern selbst als Freunde des Padischa in dessen Residenzstadt verweilten, — ja noch mehr — für ihn kämpften. Der von religiösem

Fanatismus berauschte wilde Barbar, der das neue Rom stürmte und stürzte, sitzt jetzt kauernd, total umgewandelt, — wo irgend möglich — vom Morgen bis zum Abend auf den Fersen, um Rauchwolken von sich zu blasen!

Schon die äußere Form hat eine frappante Umgestaltung erfahren. Wer in den ersten Jahrzehnden des laufenden Jahrhunderts die Türken als Männer kennen gelernt hat, die durch langen Bart, Turban auf dem Kopfe, weiten pelzverbrämten Kastaun, Pantoffeln an den nackten Füßen ausgezeichnet sind, mag nicht wenig betroffen sein, dieselben Männer jetzt zu Tausenden in eng anliegendem Tuchrocke, Pantalons mit Stiefeln, fast ohne Bart, mit dem Fes auf dem Kopfe herumwandern zu sehen. Die Kreise dehnen sich vom Mittelpunkt der Hauptstadt her fortwährend weiter aus, innerhalb welcher die Neuerungen vorherrschen, für deren Abwendung die Sanitscharen ihr Leben vergebens geopfert haben. Wenn Hr. de *Parmartine* *) bald nach jener gewaltigen Umwälzung ausrufen konnte, „die Türkei hängt von dem Leben Mahmud's ab; er und das Reich werden an demselben Tage sterben,“ so ist diese Prophezeiung des Dichters im Reiche der Dichtung verblieben. Der Ethnograph, welchem daran liegt, das alte orthodoxe Türkenthum zu studiren, sollte sich nach den entfernteren Provinzen Asiens begeben, wo die Türken noch in frommem Wahn an dem Sage des Korans festhalten, „der Muselman bedarf keines Freundes oder Beschützers unter den Ungläubigen.“

Der heutige Osmanli leugnet nicht das Uebergewicht des Genie's und Talent's der Franken; er scheint jedoch hierbei das Auge nur auf die hervorstechenden Produkte der großen Fortschritte der neueren Mechanik zu werfen, welche ihm während des letzten Orientkrieges in erstaunenswerthem Umfange vorgeführt worden sind. Die religiöse Seite der Christen konnte es bisher nicht sein, welche ihn zur Anerkennung irgend eines solchen Uebergewichtes bewegen mochte, denn man bemüht sich, ihn täglich Zeuge sein zu lassen, von dem hohen Grade der Anfeindung zwischen den einzelnen Bekenntnissen und Secten der Christen. Nicht leicht kann es an einem anderen Orte so klar werden, als zu Constantinopel, daß die lautere Religion der Liebe durch unlautere Menschenfassungen zur Religion des Hasses und der Verachtung verstümmelt wird. Griechen und

*) N. a. D. T. III. Bruxelles, 1838. pag. 294.

Armenier verabscheuen sich gegenseitig bis zum Extreme. Wo in einem Dorfe Türken, Griechen und Armenier zugleich wohnen, halten sich die beiden Secten der Christen sicherlich viel eher zu den Türken, als unter sich zusammen. Die Armenier haben ihren Hauptsitz zu Constantinopel im Osten der Stadt errichtet; die Griechen wohnen im Westen durch die ganze Stadt von jenen getrennt, obgleich sie doch die Juden dicht neben sich wohnen lassen. Kein Armenier würde von der Speise genießen, welche ein Grieche zubereitet hat, aus Besorgniß, daß sie absichtlich verunreinigt sein möchte. Im Juni 1856 machte man dem Journal des Debats die Mittheilung, daß zu Harput in Kleinasien das Kind einer armenischen Familie gestorben war, die den protestantischen Cultus angenommen hatte. Man begrub das Kind auf dem einzigen dort befindlichen christlichen Kirchhofe, dem armenischen; in Folge dessen begab sich der armenische Bischof an der Spitze seiner Gemeinde auf den Kirchhof, ließ das Kind ausgraben und auf das Feld werfen. Der Gouverneur mußte die Leiche polizeilich begraben lassen, sendete darüber einen Bericht an die Regierung zu Constantinopel und diese bedeutete den armenischen Patriarchen, daß der intolerante Bischof abgesetzt werden müsse, sendete auch Fonds nach Harput, um den dortigen Protestanten einen gesonderten Kirchhof zu beschaffen. Wie könnten auch die Türken ohne Empörung die Schlägereien mit ansehen, die zwischen griechischen und katholischen Christen in der Kirche des heiligen Grabes am hohen Osterfeste vorkamen, und die nur durch türkische Soldaten geschlichtet werden konnten. Als erstes großes Beispiel des Religionshasses unter den Christen mag angeführt werden, daß bei dem Eroberungszuge des Chosroes, 603 u. f. n. Chr., Juden, Nestorianer und Jacobiten sich mit ihm gegen die Orthodoxen verbanden *). Die Jacobiten oder Syrer sollen 30,000 Familien in Vorderasien stark sein. Ihr Patriarch wohnt im Kloster Caseran bei Mardin, und etwa 12 Bischöfe stehen unter ihm, einer zu Jerusalem. Zu den Jacobiten halten sich die Schemsich in Mardin und werden von jenen geschützt. Sie sind indessen einem in Dunkel gehüllten Sonnendienste ergeben und sollen ohne heiliges Buch sein. Die Rabier oder sog. Johannischristen besitzen einige Bücher oder Psalmen. Was würden die Türken aber erst urtheilen

*) S. Gibbon, a. a. D. Cap. 46.

müssen, wenn sie den Umfang des geistlichen Hochmuths und Stolzes ermessen könnten, welcher so manche Bekenntnisse des Christenthums im Westen Europa's beseelt und sie unfähig macht, sich gegenseitig Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Freilich werden die Türken zugleich anerkennen müssen, daß es auch bei ihnen an ähnlichen Gegensätzen nicht fehlt. Die Schiiten und Sunniten hassen sich einander tödtlich und hierin liegt der Hauptgrund, daß eine vom Westen etwa zu besorgende thatkräftige Vereinigung Persiens und der Türkei niemals zu Stande gekommen ist. Moavia, das Haupt der Ommejaden, ließ den Ali meuchelmörderisch umbringen, der der bevorzugte Liebling Mohammeds war. Seit jener That sind die Mohammedaner zerfallen in Aliten oder Schiiten und Sunniten. Zu ersteren gehören die Persier und Tartaren, zu letzteren die Osmanen: zwischen ihnen herrscht unverfügbarer Religionshaß. „Schmutz, Fluch und Verderben auf die Häupter der Sunniten, welche den Ali verfolgt und getödtet!“ So rief der Mullah vom Predigerstuhl in der Moschee zu Erivan, als Bodenstedt*) dort sein Zuhörer war. Aber die Bekenner des Korans haben wenigstens die „Liebe“ nicht auf ihr Banner geschrieben; sie gestehen ihren Haß gegen alle andere Glaubende frei, — sie sind so wenig Heuchler, daß sie oft genug öffentlich bekannt haben, jeder Giaur müsse mit Feuer und Schwert von der Erde vertilgt werden und in ihren früheren Kriegen haben sie diesen Grundsatz leider blutig zur Wahrheit zu machen getrachtet. — Jener tief greifende Sectenhaß zieht sich, gleich einem rothen Faden, durch die Geschichte der Türken von ihrem ersten Auftreten her. Wären die Christen nicht in ganz ähnlicher Weise stets unter sich zerfallen gewesen, so würde es ihnen deshalb leichtes Spiel geworden sein, die weite Ausbreitung des Mohammedanismus zu beschränken. Dennoch haben sie ohne ihr Zuthun hieraus mitunter Nutzen gezogen. Bei Erzählung der Geschichte der Annäherung der ersten Kreuzfahrer an Jerusalem, Juni 1099, sagt Fr. Wilken**): „Aber der Haß unter den beiden Secten, in welche sich die Gläubigen Mohammed's getheilt hatten, gegeneinander selbst war viel heftiger, als der Haß, mit welchem beide gemein-

*) Tausend und ein Tag im Orient. I. Berlin, 1853. S. 243.

**) Geschichte der Kreuzzüge. I. Theil. Leipzig, 1805. S. 272.

schaftlich die Christen verfolgten. Darum wünschten die seldschukischen Sultane in Bagdad und ihre Verwandte, welche die egyptischen Moslem als Ketzer haßten, daß Jerusalem jenen Ketzern entrissen würde.“ So konnte denn die Einnahme von Jerusalem, am 15. Juli 1099, nach 432jähriger Beherrschung durch die Muselmänner, um so leichter erfolgen. — Doch welcher Secte der gläubige Moslem auch angehören möge, er verrichtet zur bestimmten Stunde knieend sein Gebet mit nach Mekka gewendetem Gesichte. Der Ruf des Muezzim von der Galerie des Minaret's verfehlt seine Wirkung selten. Mitten im Gewühle des Bazars sah ich bei diesem Rufe die Muselmänner still stehen, und gesenkten Hauptes wenigstens ein kurzes Gebet murmeln. Ebenso bemerkte ich, daß die türkischen Deck-Passagiere sich bei dem Aufgange der Sonne auf die Knie warfen und auf untergelegtem Teppiche während des Gebetes mit der Stirn den Boden berührten. Die vorschriftsmäßige Waschung geschieht vorher. Das rege Getümmel rings umher hindert sie hierbei nicht immer. Wenn der Sultan am Freitage nicht in feierlichem Aufzuge sein Gebet in der Moschee verrichtet, so darf man mit Recht voraussetzen, daß ihn wirklich Krankheit dazu unfähig gemacht habe und man hat Beispiele, daß dann Unruhen unter der Bevölkerung der Hauptstadt ausbrechen, namentlich, wenn Unzufriedene einen solchen Vorfall benutzen, das Gerücht zu verbreiten, der Sultan werde gefangen gehalten. — Der Christenhaß hat sich allenthalben dort am meisten vermindert, wohin englische und französische Truppen gekommen sind, und ich möchte den von anderer Seite bereits ausgesprochenen Satz unterschreiben, daß 50,000 westeuropäische Truppen, in der Türkei zurückgelassen, mehr zur Annahme des Hatti-Hümayum würden beigetragen haben, als alle Decrete von oben herab. Das Wort „Giaur“, mit dem jeder anders gläubige Mensch betitelt wird, hört man in der Regel nur dort noch, wo bisher Fremde selten gesehen worden sind. Als bei meiner Dampfschiffahrt nach Iskimid das Wort Giaur laut ausgesprochen worden war, ereiferte sich mein Dolmetscher, ein katholischer Christ, darüber stark und führte den uns umgebenden Türken den Befehl des Sultans hiergegen in heftigster Rede vor. Der eifrige Mann erlebte die Genugthuung, daß kein lautes Wort dagegen aufgebracht wurde. Und doch waren nur fünf oder sechs Christen unter mehreren Hunderten von Türken

am Bord; selbst an Derwischen fehlte es nicht, die sonst jede Gelegenheit gerne ergreifen, als laute Wortführer gegen die Ungläubigen aufzutreten. Ob in entferntern Theilen Asiens statt dessen nicht Steinwürfe die Antwort gebildet haben würden, muß ich freilich dahin gestellt sein lassen. Man darf übrigens nicht annehmen, daß jeder Türke in jenem Ausdrücke stets eine Beleidigung aussprechen wolle; die Gewohnheit scheint die Bedeutung des Wortes dahin gemildert zu haben, daß damit fast jeder Ausländer, ohne böse Nebenabsichten bezeichnet wird. Ich habe Nächte in türkischen Dörfern ohne Belästigung verlebt, in denen sich außer mir und meinem Dollmetscher kein Christ befand. Die Moscheen wurden von mir besucht, ohne daß ich den ehemals erforderlichen Ferman besaß. Nur mit der einzigen Moschee Sultan Ejub habe ich eine Ausnahme gemacht, jedoch nicht bloß, weil sich dort Schwierigkeiten entgegengesetzt haben würden, sondern mehr noch, weil nach der durch Hrn. v. Grimm gegebenen Notiz über diese Moschee durchaus kein Verlangen in mir übrig geblieben war, sie zu betreten. Ich habe mich unbedenklich in das dichteste Gedränge der Bazars, in die mit Türken überfüllten Kaffehäuser, in die türkischen Bäder begeben und glaube bemerkt zu haben, daß ich von ihnen in der Regel sogar mit mehr Rücksicht behandelt wurde, als ihre eigenen Glaubensgenossen. Auch war dies nicht bloß in der europäischen Türkei der Fall, die von fremden Christen verhältnißmäßig viel häufiger besucht wird, sondern auch in der asiatischen, in Dörfern wie in Städten. Freilich habe ich mich so viel wie möglich in ihre Gebräuche zu fügen gesucht, und muß annehmen, daß häufig genug ein entgegengesetztes Verfahren die Veranlassung zu Streitigkeiten gegeben haben mag. Wenn die Türken selbst jedesmal vor dem Eintritte in eine Moschee die Schuhe ausziehen, so kann man es ihnen schwerlich verargen, daß sie den Christen ausweisen, der den geheiligten Ort mit schmutzigen Stiefeln betritt. Wenn kein Türke die verschleierten Frauen auf der Straße oder an öffentlichen Orten auch nur mit Blicken zu verfolgen wagt, soll er es sich ungerügt gefallen lassen, wenn Christen sie frech lorgnettiren? Ueber die von mir nicht besuchten türkischen Provinzen enthalte ich mich in dieser Hinsicht des Urtheils; es dürften vielleicht noch Jahrhunderte darüber hingehen, ehe es einer türkischen Regierung gelingen wird, alle ihre wilde Horden zu

zügeln. Die große Masse der Türken entwickelt dagegen im Privatverkehr ein würdiges Entgegenkommen und eine Zuverlässigkeit, die besonders im Orient schätzenswerth erscheinen. Sobald man jedoch ihr Osmanenthum antastet, regt sich ihr Stolz, der, mißachtet, zu unangenehmen und selbst gefährlichen Scenen ausschreiten kann. Türkische Beamte, namentlich Diplomaten, scheuen sich in der Regel nicht, ihren Nationalcharakter zu verleugnen; nicht leicht lassen sie irgend ein Mittel unversucht, selbst Wortbruch und Unwahrheit nicht ganz ausgenommen, um ihren Gegner im amtlichen Verkehr zu besiegen.

Bilderverehrung ist dem Türken ein Gräuel; Heiligenverehrung hält er für Vielgötterei und den Sinn des Ausdruckes „Sohn Gottes“ ist er unfähig zu begreifen. Er nennt deshalb auch den Christen einen *Muschrik*, d. h. einen Menschen, der Gott Genossen gibt. Dessenungeachtet verehren auch die Türken ihre heiligen Derwische und wallfahrten nach ihren Gräbern, um dort zu beten. Die reellen Gefährlichkeiten der Reise bleiben dabei ungescheut. Die alljährlichen Pilgerfahrten in zahlreichen Karawanen nach Mekka, zu dem Grabe des Propheten, sind allgemein bekannt; sie unterbleiben in keinem Jahre, obgleich man sehr wohl weiß, daß diese Züge in dem fernen Süden sehr häufig durch Raub und Mord von den Völkern der Wüste, oder noch gefährlicher durch ansteckende Krankheiten decimirt werden.

Klöster und Mönche scheinen die Türken schon in sehr früher Zeit durch Nachahmung von den Christen ererbt zu haben. Die Gebrechen des beschaulichen Lebens unter Trennung von der menschlichen Gesellschaft, welche v. Zimmermann*) mit so lebhaften Farben gemalt hat, fallen in solchem Maße den Derwischen nicht zur Last, denn sie nehmen keinen Anstand, sich häufig im Volksgewühle zu zeigen, wo man ihnen in der Regel mit einer gewissen Achtung begegnet. Beleidigung eines solchen Derwischen durch Christen hat für Letztere oft unangenehme Folgen herbei gezogen. Die glänzenden Grabstätten der Vorsteher von Mönchsorden, die man bei der Moschee Sultan Esch zu Constantinopel sieht, sprechen gleichfalls für diese Verehrung. Doch scheint diese während der letzten Jahrzehnte wesentlich abgenommen zu haben, wenn man nach der fast allgemeinen Vernachlässigung schließen darf, welche

*) Von der Einsamkeit. Th. I. Leipzig, 1784.

die religiösen Uebungen in den türkischen Klöstern erfahren. Auch habe ich nicht gehört, daß neue Gemeinschaften der Art errichtet worden wären, wohl aber, daß ältere zu Grunde gegangen sind. Die ersten Strahlen der Morgenröthe der Civilisation werden im Oriente dem Abschließen von der Menschengesellschaft bereits feindlich. Sollte sich bei fernerm Fortschreiten dieser dort das Sinken jener religiösen Institute erhalten, so dürfte sich daraus für christliche Länder, in denen die Klöster, welche des praktischen Nutzens für ihre Mitmenschen entbehren, wieder überhand nehmen, kein vortheilhafter Schluß ergeben. — Die eigenthümliche Form der Gottesverehrung durch Körper-Drehungen, welche die Mewlewie-Derwische üben, können auf den ersten Anblick schwer begreiflich erscheinen. Doch glaubt v. Hammer diese feierlichen Drehungen als eine Wiederholung der Planetenwanderung um die Sonne betrachten zu dürfen, durch welche die vier Jahreszeiten nachgeahmt werden sollen, indem der Rundgang der Derwische viermal wiederholt wird. Somit könnten sie den samothratischen Mysterien nachgebildet erscheinen. Ob von letzteren der Stifter jener Derwische etwas gewußt hat, dürfte jedenfalls sehr zweifelhaft bleiben. Hr. Quitzmann*) beschreibt den Tanz genauer, als es mir oben möglich wurde. — Von den Rufai- oder heulenden Derwischen spricht Dr. Sandreczki**) ausführlicher in folgender Weise: „Aus der Moschee in unserer Nähe (zu Mosul) hörten wir den wirklich dämonischen Chor heulender Derwische. Zuerst fing einer das „la Illah illah Allah“ intonirend an, worauf nach und nach immer mehr einstelen zc. zc. Allmählig aber wurden die Stimmen der ganzen Schaar immer stärker und rascher, bis sie zuletzt wie von Rasenden hervorgestoßen wurden.“ — „Man kann sich kaum eines Schauers erwehren, wenn man diesen Chor hört.“ Um billig zu sein, müßte man sich einem ähnlichen Schauer hingeben, wenn man sich der christlichen Säulen-Heiligen lebhaft erinnert, die ehemals am Bosphorus in hoher Verehrung standen (vergl. oben S. 86).

Jeder Familienvater besitzt im Orient eine absolute Gewalt über seine Frau, Kinder und Slaven. So wie er selbst despotisch beherrscht wird, despotisirt auch er seinerseits innerhalb des Hauswesens. Kein Agent der öffentlichen Macht würde ihn hieran

*) Reisebriefe aus Ungarn, dem Banatu. f. w. Stuttgart, 1850. S. 398.

**) N. a. D. II. Th. S. 22.

hindern dürfen. Man läßt ihn heraus rufen, oder wartet, bis er ausgeht, wenn Einschreiten nöthig werden sollte. — Die Sklaverei verliert im Oriente Vieles von dem Gehässigen, welches ihr im Occidente allenthalben anklebt; der Türke ist in dieser Hinsicht der directe Gegensatz zum Amerikaner, — er erhebt seine Sklavin ohne Bedenken zur rechtmäßigen Gemahlin, wenn sie es ihm zu verdienen scheint. Ebenso heirathet die Tochter des Hauses einen Sklaven mit Bewilligung ihres Vaters, dessen Vermögen nun auf den Schwiegersohn übergehen kann; kein Türke findet darin etwas Herabsetzendes. Napoleon I. *) nahm an, daß Mohammed jedem Türken vier Weiber zu nehmen erlaubt habe, damit er um so mehr geneigt werde, Frauen verschiedener Stämme und Farbe, weiße, braune, schwarze und ihre Mischlinge an sich zu ziehen, und so dem Haß, der zwischen den Menschen verschiedener Hautfarben leider so häufig entsteht, in seinem Reiche gründlich vorzubeugen. Ich kann nicht glauben, daß der Prophet hierbei von so weit reichendem prophetischem Instinct geleitet worden sein möchte; die Vielweiberei war von den ältesten Zeiten in Asien allgemein angenommen und Mohammed war klug genug, die Zahl seiner Anhänger nicht etwa durch Rigorismus hiergegen zu vermindern. Die feine Ueberlegung, welche aus der Benutzung jener eingewurzelten Landessitte hervorgeht, drückt sich noch stärker dadurch aus, daß er seinen Gläubigen sogar, nach dem Tode, ein Paradies versprach, in welchem sie von seeligen Houris stets umgeben sein würden. — Ein gern benutzter Titel des Sultans ist Kiul oglu, Sohn der Sklavin; dies soll auf die biblische Tradition von der Geburt des Ismael beruhen, der als Stammvater der Araber, also auch als Vorfahr Mohammed's angesehen wird. — Deshalb hat auch die Sklavin, sobald sie Mutter wird, das Recht einer Frau, — und die Beschaffung von Sklavinnen, die mit Gold bezahlt oder geraubt werden, hat deshalb einen besonderen Werth für die Türken. Da die wohlhabenden Türken Jahrhunderte lang Gelegenheit gehabt haben, auf reich besetzten Sklavenmärkten schöne Frauen aus Kaukasien, Georgien u. s. w. für ihre Harems zu erkaufen, so mußte dadurch allmählig eine Veredelung ihrer Race hervorgehen. Gewiß sind Physiognomie und Schädelbildung der Osmanen, welche zuerst nach

*) Mémorial de S. Hélène.

Europa übersehten, durchaus anders gestaltet gewesen, als wir sie in Folge jener Veredelungen gegenwärtig an ihnen wahrnehmen. Physiognomien, welche abstoßend häßlich waren oder den deutlichen Ausdruck von Wildheit und Barbarei an sich trugen, sind mir dort viel seltener aufgestoßen, als in den meisten anderen Theilen Europa's. Daß die schönen Kaukasierinnen sich in den türkischen Harems nicht gar zu übel befunden haben müssen, scheint daraus hervorzugehen, daß, als der Sultan Abdul-Medschid den Handel mit weißen Sclavinnen verbot, er dadurch die kaukasischen Völkerschaften in solchem Grade von sich abwendig machte, daß sie die von ihnen erwartete Hülfe gegen Rußland im letzten Orientkriege nicht leisteten. Man hatte wenigstens erwartet, daß sie das nur schwach besetzt gebliebene Tiflis überfallen würden, sah sich aber hierin getäuscht. — Unter den afrikanischen Sclavinnen ziehen die heutigen Türken mit Recht den Negerinnen die Abyssinierinnen bei Weitem vor, welche stärker und höher als jene, auch durch edlere Gesichtszüge vor ihnen ausgezeichnet sind. — Nicht ungeeignet mag es erscheinen, wenn an diesem Orte die einige innere Wahrscheinlichkeit an sich tragende Erzählung eingefügt wird, nach welcher, wenn sie die Probe jener ferner bestehen sollte, eine Verwandtschaft zwischen dem Sultan Abdul Medschid und dem Kaiser Napoleon III. vorhanden sein würde. Eine 17jährige schöne und fein gebildete französische Dame aus Martinique nämlich, Madem. Aimée Dubuc de Riverx, wurde 1784 in der Nähe der Insel Majorca von einem algierischen Corsaren gekapert, und gelangte nach mancherlei Wechselfällen in den Harem des Sultan Abdul Hamid nach Constantinopel. Von diesem wurde sie die Mutter des bekannten Janitscharen-Zerstörers Mahmud II., dem sie früh schon Züge westeuropäischer Civilisation einzuprägen mußte. Mahmud's Sohn ist bekanntlich der gegenwärtig regierende Sultan, ein Enkel der Mad. Dubuc. Auf der andern Seite war die letztere Dame nahe verwandt mit der auf Martinique lebenden Familie Tascher de la Pagerie, welcher bekanntlich Josephine entsprossen war, die den Grafen M. Beauharnais heirathete, nach dessen Hinrichtung aber die Gemahlin Napoleons I. wurde. Ihre Tochter erster Ehe, Hortense, verband sich mit Louis Bonaparte, dem Könige von Holland, und wurde Mutter des gegenwärtigen Kaisers Napoleon III. Die Verwandtschaft der beiden Kaiser würde jedenfalls etwas fern liegen, dennoch

durch Subtilitäten nicht ungeschehen gemacht werden können. Das Verhalten Frankreichs gegen die Türkei hat freilich, seit der Einnahme von Sebastapol, durchaus keinen irgendwie verwandtschaftlichen Charakter, obgleich nach A. v. Humboldt in demselben „Frankreich jetzt die ganze Türkei ausgebrochen ist“ *).

Obgleich nun die große Mehrzahl der Türken nur eine Frau zu erhalten im Stande ist, so gibt es doch auch wohlhabende, die deren vier ernähren; es finden sich eben sowohl Harems der Reichen und Hochstehenden, welche zahlreich besetzt sind. Daß die Lebensweise in den letzteren unabwendbar große Inconvenienzen mit sich führen müsse, braucht kaum bemerkt zu werden. Der Naturkundige darf aber nicht ungerügt lassen, daß mit den zahlreichen Frauen jener Harems oft in hohem Grade rücksichtslos verfahren wird. Dies scheint, namentlich in Egypten, nicht selten in das Maaflose hinaus zu gehen. Aerzte, welche die dortigen Zustände genauer in das Auge gefaßt haben, gaben mir die Versicherung, daß dort alle Weiber darauf abgerichtet seien, die Kunst, Frühgeburten zu bewirken, auszuüben, wie sie die europäischen Geburtsärzte der heutigen Zeit wissenschaftlich ausbilden. Asien scheint das Geburtsland eines wahrhaft verbrecherischen Treibens der Art von frühe an gewesen zu sein, denn schon das Zend-Avesta bezeichnet unnatürliche Laster, Knabenliebe, Schädigung der Leibesfrucht als unsühnbare Handlungen, durch die der Schuldige die Beute der bösen Geister wird. — Der Besitzer eines reichen Harems in Egypten fand es geradezu lächerlich, daß man ihm sollte zumuthen können, von seinen sämmtlichen Frauen Kinder zu erziehen; er meinte, in solchem Falle würde ja sein Wohlstand bald dem völligen Ruin entgegen gehen. — Durch Hrn. Dr. Rigler **) erfahren wir außerdem noch, daß man sich in Constantinopel für berechtigt hält, Schwangerschaften künstlich zu unterbrechen, wenn diese oder die nachfolgende Entbindung der Frau irgend einen Nachtheil zu bringen droht, ja, daß es dort sogar Priester gibt, welche unter solchen Umständen Amulette verkaufen, durch deren zauberischen Einfluß jene Unterbrechung bewirkt werden soll. Hierin sowohl als in dem höchst unverständigen Benehmen der Frauen, welche bei Entbindungen helfen sollen, liegt eine so reiche Ursache des Mangels einer Zunahme der türkischen Bevölkerung, daß

*) Briefwechsel und Gespräche A. v. Humboldt's. Berlin, 1864. S. 89.

**) A. a. D. 1. Bd. S. 211 ff.

sie hier nicht übergangen werden durfte. Es kommt indessen noch hinzu, daß die Vielweiberei, sowie der Umstand, daß der Türke oft schon im 16. oder 17. Lebensjahre heirathet, eine frühzeitige Erschöpfung der Manneskraft nothwendig bedingen muß. Auch stimmen alle europäischen Aerzte darin überein, daß ihnen Anforderungen, die letztere wieder zu schaffen, alltäglich vorgekommen seien. Sodann ist der Koran selbst nicht unschuldig an dem so höchst verderblichen Umgange der Männer mit Knaben, denn er verspricht den Männern im Paradiese, außer nie alternden schönen Frauen, auch „Süßmüthen“, d. h. reizende Knaben oder Jünglinge zur Bedienung *). Man hat daher Unrecht, den Griechen die Mittheilung jenes schändlichen Mißbrauches an ihre Eroberer, die Türken, aufzubürden; er war lange vor Mohammed über einen großen Theil von Asien, ganz Griechenland, Rom u. s. w. verbreitet. Doch scheint der Koran einen schwachen Unterschied zwischen dem Umgange mit Männern und dem mit Knaben zuzugestehen; er sagt nämlich auch: „Wenn zwei Männer unter sich durch Unzucht sich vergehen, so strafet Beide, wenn sie aber bereuen und sich bessern, dann lasset ab von ihnen“ **). Wie weit es mit der Knabenliebe im alten Rom gekommen war, beweisen die dagegen erlassenen Gesetze. Die Scantinia lex verurtheilte die Ueberviesenen zu einer Buße von 10,000 Sesterzien (250 Thaler). Nachdem sich das Gesetz ungenügend erwiesen hatte, verfügte die spätere lex Julia sogar die Todesstrafe gegen dergleichen Schandthaten. Der Koran scheint die letzteren endlich noch im Paradiese verewigen zu wollen.

Nur auf diese Weise kann man es sich erklären, daß die Türken Jahrhunderte lang den fünften Theil aller christlichen Knaben, zur Erfrischung ihres Janitscharenthums, gewaltsam wegnehmen konnten, — daß sie ferner bis auf den heutigen Tag die schönsten Jungfrauen von ferne her entweder durch Kauf oder durch Raub in ihre Harems schleppen ließen, ohne dadurch ihrem eigenen Stamme an Zahl aufzuhelfen. Endlich darf auch das unter den Türken weitverbreitete Mißbehagen nicht unerwähnt bleiben, welches sich ihrer bemächtigen muß, wenn der Augenschein sie von dem allmäligen Hinsinken ihrer Macht überführt. Diese moralische Nieder-

*) Der Koran. 56. Sure. f. Uebers. v. L. Ullmann. Grefeld, 1840. S. 467.

**) Vierte Sure. — Ebend. S. 56.

geschlagenheit, dieses Mißtrauen in ihre sich den Christen zuneigende Regierung können unmöglich erfrischend auf die Nation wirken. Doch es ist nöthig, diesen Worten die beweisenden Ziffern hinzuzufügen. Nach den neuesten von Hrn. Dieterici*) angestellten Berechnungen leben in der asiatischen Türkei, namentlich in Kleinasien, Syrien, Armenien und Mesopotamien auf 31,582 □Meilen 15,150,000 Einwohner, woraus sich für jede Quadratmeile eine Bevölkerung von 476 Menschen ergibt. Also 476 dort, wo im Anfange der christlichen Zeitrechnung zwischen drei bis zehntausend Menschen sich des Lebens erfreuten. Wir wissen sehr wohl, daß diese grauenhafte Entvölkerung so reicher Länder nicht allein den Osmanen zur Last gelegt werden darf. Der fürchterliche blutgierige Tamerlan hat vielleicht auf einem einzigen Raubzuge mehr gemordet, verbrannt und geraubt, als es die Osmanen Jahrhunderte lang vermochten. Aber wir fragen, was haben die Osmanen, seitdem sie in unbestritten ruhigem Besitze jenes hochwichtigen Theiles von Asien sind, gethan, um jene erbarmungswerthen Zustände zu verbessern? Und die traurige Antwort hierauf ist: gar Nichts! — Ja, es darf als unbestritten angesehen werden, daß, mit Ausnahme einiger durch ihre Lage bevorrechteten, sich selbst aufhelfenden Handelsstädten, die Bevölkerung des türkischen Asiens im letzten Jahrhunderte noch abgenommen hat. — In der europäischen Türkei stellt sich das Verhältniß etwas vortheilhafter, nicht, soviel sich sehen läßt, durch Hinzuthun der Türken, sondern durch den widerstandskräftigeren Charakter der Europäer, sowie durch die Anfrischungen und Hoffnungen, welche ihnen stets mehr oder minder aus Nachbarstaaten zu Theil wurden. Nach den erwähnten Berechnungen ernährt die europäische Türkei auf 9545 □Meilen, 18,700,000 Einwohner, mithin auf die Quadratmeile 1963 Köpfe. Wir müssen den Vergleich mit der Bevölkerung zur Zeit der höchsten Blüthe des oströmischen Kaiserreiches anderen Forschern überlassen. Wenn wir aber die absolute Einöde, welche den Hauptsitz des Türkenthums, ihr gepriesenes Istantambul, von der Landseite rings umgibt, in ernste Betrachtung ziehen, so gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß es den Osmanen bis heute noch wenig am Herzen gelegen hat, auch nur den äußeren Schein einer regen Sorge um den Wohlstand und das Gedeihen der von ihnen eroberten Länder zu retten.

*) S. Petermann's geographische Mittheilungen. 1859. Nr. 99. S. 7 und 8.

Das Gesetz heiligt die Frau; sie wird im Kriege geschont, und der Mann ist verpflichtet, sie standesmäßig zu unterhalten. Letzteres ist um so wichtiger, als die Frau in der Regel geringes Heirathsgut mitbringt; die Ansprüche der Knaben und der Moscheen sind vor denen der Töchter an das Vermögen bevorzugt. Selbst nach der Trennung von der Frau muß für diese noch gesorgt werden. Jede Sclavin, die von ihrem Herrn zur Mutter wird, ist dadurch zugleich gesetzlich zu seiner rechtmäßigen Frau erhoben worden.

Das Leben einer türkischen Frau im Harem muß nothwendig ein höchst einförmiges und langweiliges sein. Erträglich wird es nur dadurch gemacht, daß sie in der Regel auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Ausbildung steht; höchst selten hat sie Lesen und Schreiben gelernt. Auch kommt es ihr zu Gute, daß der Türke, außer dem Besuche des Kaffehauses, kaum eine Gelegenheit findet, an öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen; für diese ist er also auf den häuslichen Kreis angewiesen. Immerhin vermag also die Frau, durch angeborne Liebenswürdigkeit oder freundliches Entgegenkommen den Mann dauerhaft an sich zu fesseln. Das sie stets umlagernde Mißtrauen, die fortgesetzte Bewachung durch ältere Frauen oder Eunuchen, das Eingeschlossensein hinter eng vergitterten Fenstern, die stete Verschleierung und Umhüllung, welcher die Frau unterworfen ist, so oft sie den Harem verläßt, dürfte daher für eine dazu nicht erzogene West-Europäerin, besonders wenn es ihr an geistiger Bildung nicht fehlt, wahrhaft unerträglich, ja lebensabkürzend sein. Und dennoch hat es nicht an Europäern gefehlt, die diese Existenz der Frauen für eine mehr als bloß erträgliche hielten. Hr. Braher*) z. B., der als Arzt häufige Gelegenheit fand, Harems und ihre Einwohnerinnen zu besuchen, gibt zwar zu, daß jugendliche Frauen mit einigen wohlbegründeten Ansprüchen, sich hier weniger behaglich fühlen dürften, meint aber doch, daß, wenn das Alter der Leidenschaften fern hinter ihnen liegt, wenn eine traurige Erfahrung jedem Lebensereignisse seinen richtigen Werth verleiht, man dann im Allgemeinen sagen müsse, daß sich die Türkin einer größeren Summe von Glück erfreuet, als die Nichttürkin (*la Franque*). Man sieht, daß Hr. Braher diejenigen Frauen seines Vaterlandes im Auge gehabt

*) Neuf années a Constantinople. T. I. Paris, 1836. pag. 368. sq.

haben mag, welche, nachdem sie in der Jugend nur der Gefallsucht und Eitelkeit gelebt haben, im vorgerückteren Lebensalter sich durch den Verlust ihrer Reize über die Gebühr unglücklich fühlen. Hierüber läßt sich mit Hrn. Brähler nicht rechten. Mit der echten Würde der Frauen, welche auf einer Stufe der Bildung stehen, die ihnen nicht erlaubt, blos eitlem Tand und Prunk zu leben, ist die erniedrigende Stellung der eingesperrten türkischen Frauen durchaus unvereinbar; eine der hervorragendsten und eingreifendsten Er rungenschaften des Christenthums ist eben die Erhebung der Frau zur gleichberechtigten Gefährtin des Mannes. Wie kann man hoffen bei den Muselmännern jemals die Sklaverei abzuschaffen, so lange selbst die edelste Blüthe des häuslichen Lebens, die Frau, noch in selavischer Erniedrigung schmachtet? Auch bemerkt man, aller Gewohnheiten ungeachtet, an den schlaffen, theilnahmslosen Gesichtszügen und dem frühen Hinwelken der Jugendfrische bei den Frauen, die man auf der Straße oder in den Kaufläden sieht, daß sie, meistens unbefriedigt, das Erniedrigende ihrer Lage genugsam fühlen. Selbst der sackförmig weite Mantel und die schlotternde Fußbekleidung, mit denen sie öffentlich erscheinen müssen, ist darauf berechnet, etwa vorhandene körperliche Vorzüge nicht einmal ahnen zu lassen und so dem angeborenen und eben darum wohlberechtigten Schönheitsfinn der Frauen unaufhörlich wehe zu thun. So umschleiert der Ausdruck des Ueberdrußes und der Langweile die meistens edel geformten Gesichtszüge, das dunkle Auge mit der regelmäßig geschlitzten Augenlidspalte, die hochgewölbten Augenbrauen, die gerade, griechische, gewöhnlich etwas zu scharf zugespitzte Nase, die flachgewölbten Wangenbeine, — angeborne Vorzüge, welche die gebräuchliche Art der Verschleierung unverdeckt lassen muß; und doch ist es der lebendige, ausdrucksvolle Blick, der diesen Vorzügen erst den geistigen Stempel aufdrücken sollte. Erwägt man nun noch, daß die kritische Lebensperiode der muselmännischen Frauen gewöhnlich schon vom 38. bis 40. Lebensjahre eintritt und dann gleichzeitig verrätherische Runzeln die erschlafften Gesichtszüge noch mehr verunglücken, so erkennt man mit tiefem Bedauern, daß despotische Unsitte die kurze Blüthenzeit auf ihr Minimum zu beschränken gewußt hat. Bis zu welcher scheußlichen Barbarei jene Despotie über die Frauen gesteigert werden kann, beweist schon die Thatfache, daß Mohammed III. bei seiner Thronbesteigung, 1595, nicht bloß seine

19 Brüder umbringen, sondern auch 10 schwangere Frauen seines Vaters ersäufen ließ. — Fast muß man erstaunen, daß allen jenen Unbilden zum Troste türkische Frauen sich dennoch mitunter einen weithin reichenden Einfluß auf ihre Männer erworben haben. Die Gräfin Dora d'Istria*) hat mit der den wahrhaft gebildeten Frauen eigenthümlichen Feinheit eine sehr belehrende Sammlung charakteristischer Züge dieser Art veröffentlicht. Will man erfahren, was, jener Barbarei gegenüber, der orientalischen Frau die schaffende Natur mit verschwenderischer Hand gespendet hat, so bleibt es allein übrig, die 12 und 13jährigen jungen Mädchen aufmerksam zu beobachten, welche der Mutter noch unverschleiert folgen dürfen. Diese verbinden in der großen Mehrzahl mit graciösen Körperformen, mit einer etwas dunklen Hautfarbe, wie sie den südeuropäischen Frauen eigen zu sein pflegt, ein dunkles, ausdrucksvolles Auge und eine frische, rosige Gesichtsfarbe, — mit einem Worte, sie tragen alle Naturansprüche auf eine vortheilhafte Entwicklung an sich. Wenn aber diese Ansprüche der heranreisenden Jungfrau durch Vorenthalten jeder geistigen Cultur, durch stete Beschränkung ihres Umganges auf Weiber und Kinder, ja sogar durch Versagung der nothwendigen körperlichen Bewegung in freier Luft, verkannt und mißachtet werden, so muß endlich die herrlichste Blüthe einschließende Knospe schon bei halber Entwicklung zu welken beginnen. „Der Mensch ist in einsamem Müßiggange wie ein stehendes Wasser, das keinen Abfluß hat und fault. So verwitert auch der Geist dessen, der immer nur Eins thut, immer die nämlichen Gegenstände sieht, immer die gleiche Arbeit hat, immer zieht an dem nämlichen Lastwagen. Die weibliche Einbildungskraft ist viel empfänglicher, als die der Männer, daher die Hinneigung zu Thorheiten, die einzelne zuerst begehen, — die Fortpflanzung von Nervenübeln in Klöstern, Waisenhäusern, Hospitälern. Plato hält die Weiber für Urheberinnen des Aberglaubens und der Schwärmerei.“ So spricht der tief erfahrene Zimmermann**), und er wird ewig Recht behalten. Was seiner Zeit wüthende Rigoristen, unnatürliche Absperrung vertheidigend, gegen ihn

*) *Les femmes en Orient*. Zurich, 1860. T. I. pag. 443.

**) *U. a. D. II. S. 4.*

vorgebracht haben, ist zu unseren Zeiten längst schon von Neuem wieder durch die Strafe der Einzelhaft nach dem pennsylvanischen System gründlich widerlegt worden. Bei dergleichen unglücklichen Gefangenen entwickelt sich nach und nach eine Neigung zum Irresein, von welchem statistische Berechnungen ein wahrhaft erschreckendes Verhältniß nachweisen. Auch sollen die alljährlich nur einmal sprechenden Karthäuser früh kindisch werden. — Es gab eine frühere Zeit, in welcher die jungen Männer es liebten, ihr Leben für die Ehre der Frauen gern ritterlich in die Schanze zu schlagen; diese Sitte scheint unserer Zeit ziemlich abhanden gekommen zu sein, — man sucht sich mit tönenden Phrasen zu behelfen. Da aber mit diesen den türkischen Frauen wenig genügt werden dürfte, so will ich mich ihrer enthalten, um zu anderen Dingen überzugehen.

Der Orient scheint mehr geeignet, den Sinn für das Uebertriebene, das Maaß des Schönen Ueberschreitende zu nähren, als der Occident; man erinnere sich der colossalen Kunstwerke aus der Blüthezeit Egyptens, des frühesten Auftretens der Asceten und Anachoreten u. s. w. So hat auch die höchste Ungebundenheit der Frauen, wie sie in der Stadt des Krösus und des Keryes vorherrschte, dort mit ihrer vollständigen Abgeschlossenheit wechseln können. Es würde historisch nicht uninteressant sein, den Motiven nachzuspüren, durch welche Mohammed und seine Muselmänner zu ihrer Frauen-Despotie gelangt sind. Anstatt einer historischen Digression, die an diesem Orte zu weit führen würde, beschränke ich mich darauf, die zu einer solchen Geneigten auf die Art und Weise hinzuleiten, in der ein Orientale etwa den Uranfang mancher türkischen Mißbräuche auffuchen könnte. — Nach der heiligen Sage im Vendidad schuf Ormuzd den Ort der Anmuth auf dem Hochlande Iran's, im Quellengebiete des Oxus und Tazartes. Die Sonne, welche den Winterfrost und die Schneemassen auf den Bergen schwinden macht, die Morgenröthe, welche die Nebel der Nacht vertreibt, das auslodernde Feuer, der irdische Abglanz der himmlischen Lichtkraft, in dessen aufsteigender Flamme der Zug der Menschenseele zu der ewigen Lichtquelle symbolisch angedeutet ist, wurden von den Hirtenvölkern Ost-Iran's, wie von den Ariern am Indus als göttliche Wesen verehrt. Aber der Böses sinnende Ahriman verdarb die Welt durch die Nebel des Winters, durch Schneefälle und Wasserfluthen, so, daß die Kälte

in der Erde Herz drang. Im Reiche Turan, im kalten, nebeligen Norden, wo das Leben aufhört, und im Westen, am Untergange der Sonne, von woher der Steppensand die Fruchthäler von Baktrien und Sogdiana verschüttete, da herrschten nun die bösen Geister in Höhlen und Schlünden, stets bedacht, den Menschen das „böse Auge“ anzuthun, — da ist das Land der Finsterniß, der Nacht, des Todes *). — Wie weit die Herrschaft des „bösen Auges“ — des Malocchio der Neapolitaner — in unserm mit seiner Erleuchtung prunkenden Jahrhundert noch über die Phantasie der Naturmenschen hinreicht, bewies u. A. bei dem festlichen Einzuge der italienischen Armee in Paris, am 14. August 1859, die von den Turko's entfaltete Fahne, welche neben dem Halbmonde die ausgestreckte Hand darbot, die den „bösen Blick“, das „böse Auge“ abzuwenden bestimmt ist. — Aus jenem Reiche Turan sind nun auch die selbstschüttischen und osmanischen Stämme hinabgestiegen in die sonnenreichen und fruchtbaren Thäler Kleinasiens, um den heimathlichen bösen Geistern zu entfliehen. Aber die bösen Geister der Despotie über die mit gleichen Rechten gebornen Frauen, sowie des Durstes nach dem Blute andersglaubender Menschen, haben sich an ihre Fersen geheftet und verfolgen sie bis heute, nachdem der Koran beide gleichsam heilig gesprochen hat.

Mit der regen Sorgsamkeit für die Erhaltung des eigenen Lebens, mit der aufmerksamen Pflege, welche sie selbst ihrem Vieh ange-deihen lassen, steht der grausame Charakterzug der Türken in schneidendem Contraste, welcher sie das Leben ihrer Mitmenschen mißachten oder mit Leichtigkeit opfern läßt. Wenn irgend etwas ihre asiatische Abkunft bezeugt, so sind es die unsäglichsten Grausamkeiten, welche sie auf ihren Eroberungszügen gegen wehrlose Männer, Weiber und Kinder begangen haben, jene Sucht, menschliche Wesen zu vertilgen, in deren Folge noch heute weitgedehnte Länderstrecken in Europa und in Asien menschenleer und wüßt liegen, welche sonst von Tausenden betriebsamer und glücklicher Einwohner bebaut wurden. Des grausamen Tamerleng menschenvertilgende Züge, die ihm den Beinamen „Geißel Gottes“ zugezogen

*) Vergl. Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte. 1. Bd. Leipzig, 1857. S. 331—32.

haben, wären von der gegenwärtigen Generation beinahe vergessen, als die furchtbaren Grausamkeiten der wüthentbrannten Hindu's und Mohammedaner in Bengalen sie 1857 wieder auffrischen mußten. Auch sie würden wahrscheinlich Pyramiden von englischen Schädeln gebaut haben, wenn diese zahlreich genug dazu gewesen wären. Lange vor dem gräßlichen Timur hatten schon die Türken dergleichen Pyramiden aus den Schädeln der Kreuzfahrer erbaut, welche Peter von Amiens bei ihrem ersten Zuge von Gemlik nach Nicäa führte. Die heiße Sonne Asiens scheint dort, wo der Tiger haust, etwas Tigerähnliches in dem Hirn der Menschen anzubrühen, welches durch europäische Cultur wohl übertrücht, aber nicht vertilgt werden kann. Nena Sahib wußte sich in den gesellschaftlichen Circeln der Engländer vollkommen als europäischer Gentleman zu benehmen; dennoch übertraf bald darauf seine entfesselte Grausamkeit Alles, was seine roheren Landsleute der Art erdenken mochten. Man täusche sich darüber nicht; wäre es denkbar, daß ein neuer Suleiman oder Bajazid Yilderim aus dem schwächlich gewordenen Herrschergeschlechte der Osmanen hervorginge, so würde es ihm leicht werden, die große Masse der heutigen Türken zu ähnlichen Mezeleien und Abschachtungen zu entflammen, durch die jener sein Andenken besudelt hat. Fordert doch ihr höchstes Gesetzbuch, der Koran, oft wiederholt zur Vertilgung der Ungläubigen auf; schon dadurch ist sein Ursprung aus asiatischem Boden blutig gewährleistet. *Naturam furca expellas* — —.

Umgekehrt verhält es sich mit der stolzen Schwerbeweglichkeit, welche den meisten wohlhabenden Türken der jetzigen Zeit eigenthümlich ist. Nur durch eine äußerst thatkräftige Beweglichkeit konnte es ihnen ehemals gelingen, die erschlafften Griechen in Asien und Europa niederzuschlagen. Die Sprache der Hände indessen, welche der Neapolitaner bis zur höchsten Vollkommenheit, ja bis zur Grimasse ausgebildet hat, kannte der Türke wahrscheinlich nie. Lessing, der auf diese Cheironomie für den Dramaturgen so großen Werth legte, würde in Verzweiflung gewesen sein, wenn ihm die Aufgabe gestellt worden wäre, aus den Türken einen solchen hervorzusuchen. Unbeweglich auf den Fersen hockend, findet er, falls er wohlhabend genug ist, sich ununterbrochen bedienen zu lassen, eine seine Aufmerksamkeit stark in Anspruch nehmende Anstrengung des Tages darin, sorgfältig jede Körperbewegung zu ver-

meiden. Das wichtige Geschäft des Tabakrauchens und des Kaffeetrinkens erhält einen eigenen Diener in Athem, der so abgerichtet ist, daß er die Pfeife und die kleine Kaffeschale in einer Weise darreicht, welche die Hand des Herrn in möglichster Ruhe zu verharren erlaubt. Ein türkisches Sprichwort lautet: „Sprich gerade — sitz krumm“. Man will dadurch andeuten, daß man auch im Sitzen vermöge, höher stehenden Männern Verbindlichkeit zu äußern, ohne daß man sich dabei zur Lüge herabwürdigen soll. Ein anderes bemerkenswerthes Wort der Orientalen lautet: „Es gibt eine Alchemie des Betragens, die Alles in Gold zu verwandeln im Stande ist.“ Mohammed huldigte vielleicht zum Theil einer diätetischen Rücksicht, wenn er das fünfmal am Tage zu verrichtende Gebet anordnete; es fordert wenigstens eine kurze Bewegung und das dabei vorgeschriebene Berühren des Bodens mit der Stirn würde selbst einen stets beweglichen westeuropäischen Touristen in Verlegenheit setzen. — Die Bewegung der Füße zum Tanze würde für einen Türken in hohem Grade unanständig sein. Ich erinnere mich nicht, jemals einem fußreisenden Türken begegnet zu sein, wenn er nicht etwa Thiere vor sich her zu treiben hatte. Er reitet und benutzt dazu nur das Pferd; Kameel und Esel überläßt er gern den Frauen. Und doch ist er großer Körperanstrengungen fähig, wenn ihn die Noth dazu treibt. Die türkischen Lastträger (Hamals) schleppen enorme Lasten auf den Schultern oder auf dem Rücken durch die eng gewundenen, schlecht oder gar nicht gepflasterten Gassen Constantinopels bergauf und bergab, mit tausend Hindernissen kämpfend. Die Barkenführer des Bosporus und des goldenen Horns dürfen sich dreist an Kraft und Geschwindigkeit mit den Venetianern messen, die in ihren Lagunen keine Schwierigkeiten zu bekämpfen haben, die sich mit der Gewalt des Stromes aus dem schwarzen nach dem Marmara-Meere, oder mit dem Nordoststurm, der von ersterem aus nicht selten hineinbricht, vergleichen ließe. Die türkischen Soldaten marschiren nöthigenfalls mit den meisten europäischen Truppen um die Wette, und hungern zur Fastenzeit dabei noch den ganzen Tag. Augenscheinlich ist es das übel verstandene, stolze Bewußtsein des Eroberers, welches den eingebildeten Türken veranlaßt, Alles, was der Arbeit und Mühe ähnlich sieht, dem Ureinwohner des eroberten Landes zu überlassen, der in seinen Augen wenig über dem Sklaven erhaben

ist, da er ihn ja täglich dazu machen könnte, wie dies dem asiatischen Eroberer allenthalben zusteht.

Welche Ausdauer im Ertragen von Körper-Anstrengungen und Hunger der türkische Soldat besitzt, hat der letzte Orient-Krieg mehrfach dargethan. Die ersten zur öffentlichen Kunde gekommenen Beweise von muthiger Ausdauer und Tapferkeit lieferte bekanntlich während des strengen Winters 1854—55 das bei Kalafat in Erdhöhlen lagernde türkische Corps, welches, unter der Führung des polnischen Grafen Minski, endlich die Russen nöthigte, die kleine Walachei zu verlassen. Die berühmt gewordene Vertheidigung von Silistria, die größtentheils von Erdwerken aus geführt werden mußte und die den Abzug der Belagerer zum Resultate hatte, folgte. Die türkischen Artilleristen, befehligt von dem aus der preussischen Schule hervorgegangenen trefflichen Obersten Grach, verdienen hier eine besonders rühmliche Erwähnung. Das Höchste aber, was unter solchen Umständen von Menschen erwartet werden darf, die während einer sechsmonatlichen Belagerung, unter einem rauhen winterlichen Himmel, mit Mangel an Subsistenzmitteln aller Art kämpfen, hat die türkische Garnison von Kars unter dem tapferen General Williams geleistet. Nicht eher öffnete sie dem Feinde die Thore, als bis Hunderte von Verhungerten den erstarrten Boden bedeckten. Die dem Tode nahen, kraftlos Hingestreckten verweigerten den eingedrungenen Russen sogar die Annahme von Speisen, auf die in gleichem Zustande daliegenden Frauen und Kinder zeigend. Mr. H. Sandwith *) hat sich ein wesentliches Verdienst durch die Aufbahrung der Einzelheiten dieser glänzenden Vertheidigung erworben, die eines besseren Erfolges würdig gewesen wäre. — Aber auch ohne diese hervorragenden Tüchte würde es feststehen, daß der heutige türkische Soldat, obgleich ihm die fanatische Wuth früherer Jahrhunderte gegen Ungläubige abgeht, dennoch unter einer intelligenten, und energischen Führung hinter dem Militär anderer Nationen schwerlich zurückstehen würde. Wenn Frankreich es verstanden hat, Turko's aus Afrika auf europäischem Boden mit großem Nutzen für sich fechten zu lassen, warum sollte die Türkei nicht Aehnliches vermögen, der es in der That an dem nationalen Material zu Turko's noch weniger fehlt. Aber ihr mangeln

*) A Narrative of the Siege of Kars. Third edit. London, 1856.

die wissenschaftlich gebildeten Offiziere, um dergleichen Pläne zu realisiren. Schon der Umstand, daß der Sultan einen zum Islam übergetretenen Christen, Omer Pascha, wählte, als er 1855 seiner Armee einen Serdar vorsetzte, spricht für jenen Umstand, — eine Wahl, der in früheren Jahrhunderten ähnliche Beispiele zahlreich vorgegangen sind. Die in Constantinopel errichtete Kriegsschule genügt nicht; bloß die Artillerie-Schule, an welcher preußische Offiziere lehren, hat die türkische Artillerie auf einen respectablen Fuß gebracht. — Die irregulären türkischen Truppen, die Baschi-Bozuks, haben in dem letzten Kriege so viele Beweise von Indisciplin und Widersetzlichkeit gegeben, daß Omer Pascha sich zuletzt nothgedrungen sah, sie gewaltsam aufzulösen. Hiernach durchstreiften sie in Banden das Land, um christliche Unterthanen des Sultans zu plündern. Ich habe in der Dobrudscha die Brandstätten der Häuser gesehen, welche sie, vor den Kosaken fliehend, angezündet hatten, um bequemer rauben und morden zu können (vergl. Th. 1, S. 248). Noch im Herbst 1856 trieben Einzelne von ihnen das Banditen-Handwerk. Mir ist nicht bekannt geworden, ob man Maßregeln ergriffen hat, um ähnliche tief eingreifende Uebelstände für die Folge zu vermeiden.

Nach den letzten Nachrichten bestand 1858 die reguläre Armee aus 178,680 Mann, die Reserve, Redifs, aus 125,880 Mann. Hierin sind die Hülfstruppen aus den tributpflichtigen Provinzen und aus jenen Gegenden nicht mitgerechnet, welche dem Rekrutierungs-Gesetze noch nicht unterworfen sind; diese schlägt man, mit den irregulären Truppen zusammen, auf 100- bis 110,000 streitbare Männer an. Welche Zuverlässigkeit den letzteren beigemessen werden darf, wird sich danach richten müssen, ob man sich in den Stand gesetzt sieht, durchgreifende Verbesserungen bei ihnen eintreten zu lassen. Leider scheitern hier gute Vorsätze nur zu oft an dem traurigen Zustande der Finanzen. Diesem letzteren hat wohl auch das Mißlingen der Expedition Omer Pascha's nach Georgien und Mesghien zugeschrieben werden müssen.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der türkischen Kriegs-Marine sind mir nähere Aufschlüsse nicht zugänglich geworden. Ihr letztes Zusammentreffen mit der russischen Flotte zu Sinope lief bekanntlich für sie sehr unglücklich ab, indem man sich in schlecht gewählter Stellung überfallen ließ. Aber im Allgemeinen stehen die türkischen Schiffsführer auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung;

auch fehlt es ihnen oft an den nöthigsten Instrumenten und Karten, oder man weiß sich dieser nicht zu bedienen. Unter den zahlreichen traurigen Folgen hiervon zeichnete sich noch neuerdings, im Juni 1859, ein Schiffbruch des Dampfers „Silistria“ aus, der offenbar nur durch die Unwissenheit und Barbarei des türkischen Capitäns herbeigeführt, 77 Passagiereu das Leben kostete*). Die einzelnen hiermit verbundenen Umstände sind im höchsten Grade empörend und sollten Jedem, für den sein Leben noch einigen Werth hat, warnen, sich irgend einer türkischen Schiffsführung anzuvertrauen.

Die Sorglosigkeit der Türken, ein unvermeidlicher Sprößling ihres Schicksalsglaubens, offenbart sich in den Ruinen alles Großen und Schönen, was ihnen durch Eroberung jemals in die Hände fiel. Ein wahrhaft zum Himmel schreiender Beweis für den hohen Grad derselben, den die neueste Zeit geliefert hat, ist die Pulver-Explosion auf Rhodus, welche dort am 6. November 1856 einen großen Theil der Hauptstadt der Insel zerstörte und den Verlust von 800 bis 1000 Menschenleben herbeiführte, — ein um so tiefer eindringendes Unglück, als sich die gängstigten Bewohner damals von dem Jammer noch nicht erholt hatten, den drei Wochen früher das Erdbeben über sie brachte. Und die Veranlassung zu diesem namenlosen Unheil? Es klingt fast unglaublich, ist aber doch wahr, daß seit der Eroberung von Rhodus durch Suleiman (1647) in dem Glockenthurme der auf der Spitze des Hügels liegenden Johannisikirche 6000 Centner venetianischen Pulvers lagerten. Dieser Thurm ist der erhabenste Punkt der ganzen Gegend; er war früher schon zweimal vom Blitz getroffen worden, — er hatte durch die Erdbeben tiefe Risse bekommen, — vor nicht langer Zeit hatte ein aus Constantinopel kommender Commissar es für die Stadt gefährvoll erklärt, dort so viel Pulver aufgespeichert liegen zu lassen. Vergebens; die Localbehörden blieben allen Vorstellungen unzugänglich; — endlich drang denn der Blitz bis in das Gewölbe des Thurmes und veranlaßte die Katastrophe, deren Folgen die Behörde nachher möglichst glimpflich darzustellen suchte, indem sie blos 3000 Centner Pulver und 100 Menschenopfer der Explosion, eine Kleinigkeit, zugeben wollte. — Doch nicht genug! Noch jetzt sollen

*) Nach der „Presse d'Orient“ von Constantinopel.

drei große und mehrere kleine Pulvermagazine der Stadt 20 bis 25,000 Centner Pulver enthalten. Ein türkischer Ingenieur hat dies für gefahrlos erklärt, weil — die Mauern der Gewölbe stark seien. — Eine der Wahrheit näher liegende Erklärung scheint jedoch darin zu liegen, daß die Aufseher dieser Magazine in wenigen Jahren reiche Leute zu werden pflegen, — indem sich die bedeutende Quantität des „jährlich verfliegenden“ Pulvers nicht genau berechnen läßt *).

Der in den unzähligen Brand-Zerstörungen Constantinopels liegende Beweis für jene unheilbare Sorglosigkeit ist um so schlagender, als er sich unter den Augen des Sultans und der Central-Regierung selbst alljährlich wiederholt erneuert. Unter Selim II. (etwa 1569) brannte das Feuer in Constantinopel sieben Tage lang. Man würde es komisch finden müssen, wenn es nicht zugleich gar zu niederdrückend wirkte, daß bis in die jüngste Zeit die Lösch-Mannschaft Constantinopels aus Maurern und Zimmerleuten bestand, in deren dringendem Interesse es liegt, daß möglichst viele Neubauten nöthig werden möchten.

Volksmedizin. — Wenn es wahr ist, was der verdienstvolle Tissot **) von dem Einflusse der Quacksalberei auf Verminderung der Menschenzahl sagt, so würde sich die Abnahme dieser unter den Mohamedanern um so leichter erklären lassen. „Il me reste à parler d'un fleau, qui fait plus de ravage, que tous les maux que j'ai d'écrits, et qui, tant qu'il subsistera, rendra inutiles toutes les précautions qu'on prendra pour la conservation du peuple; ce sont les Charlatans.“ — Seit Jahrhunderten eingewurzelte Vorurtheile sind die Mutter jener unter den Türken in Europa und Asien allmächtig herrschenden Quacksalberei. Dr. E. Nigler ***) hat sich das Verdienst erworben, sie unter dem beschwichtigenden Namen der „Volksmedizin“ nach allen ihren mannigfachen mäandrischen Windungen zu verfolgen und sie systematisch zu ca-

*) Vergl. Westermann's illustrierte deutsche Monatshefte. April 1857. S. 36.

**) Avis au peuple sur sa santé. 5. édit. T. II. Lausanne, 1770. pag. 302.

***) N. a. D. Bd. I. S. 351 u. f.

talogisiren. Man darf hierbei nicht vergessen, daß Mohammed, der Prophet, auch als Arzt bei den Seinigen bereits viel gekostet haben soll *).

„Vielen gab er das Heil durch seine berührenden Hände,
Von des Wahnsinns Joch rettet er Vielen das Haupt.“

Al Bussiri im Lobgedicht Al Borda **).

So hat denn Mohammed früh schon die Sitte geübt, welcher in späteren Jahrhunderten auch die Könige von Frankreich und England folgten.

Die von Hrn. Dr. Rigler mit seltener Ausdauer angestellten Beobachtungen der Art ergeben ein so vollständiges Resultat, wie es früherhin noch nicht zur allgemeinen Kunde hatte gelangen können. Der für solche Studien empfängliche Leser möge sich daher für diese Gegenstände der Lectüre des angeführten Ortes zuwenden. Für den kalt betrachtenden Sachkenner erscheinen sie nicht selten ergötzlich; für den lebhaft empfindenden Menschenfreund müssen sie jedoch zu tiefer Trauer über die gigantische Macht des Vorurtheils, dem gesunden Menschenverstande gegenüber, hinreißen. „Quid miserius misero non miserante se ipsum!“

Vor alten Zeiten übte Montpellier das Recht, die Charlatans, welche sich in der Stadt betreten ließen, mit der Strafe zu belegen, welche seiner Zeit ein deutscher Kaiser dem Abt von St. Gallen angedroht haben soll, d. h. man setzte den Charlatan auf einen Esel, mit dem Gesichte gegen dessen Schwanz, und führte ihn unter dem Hohnschrei der Gassenbuben durch alle Straßen der Stadt; während dieser Promenade wurde er reichlich durch Rothwürfe decorirt ***). Dieser nützliche Gebrauch ist den Universitäts-Städten seitdem abhanden gekommen, obgleich er ihnen in glänzenden Residenzen auf gleiche Weise, wie in den bescheidenern der Provinz noch heute vielleicht wohlthätig sein könnte. „Vielleicht“!

*) S. Reiske et Fabri opuscula medica ex monumentis Arabum. Halae, 1776. pag. 13 sq.

**) v. Hammer, Constantinopoli und der Bosphoros. 1. Bd. Pesth, 1822. S. LXVI.

***). Vergl. Tissot a. a. O. S. 314.

Der Unverstand pflegt dergleichen Bestrafte zu Märtyrern zu stem-
peln; er umgibt ihr Haupt mit einem mystischen Heiligenschein.
Durfte doch Racine es wagen, Ludwig XIV. um das Verbot
seiner Schriften zu bitten, „damit sie um so fleißiger ge-
kauft werden möchten!“ Können wir es dem rohen Türken
verargen, wenn ihm die spitze Mütze eines Derwishes mehr Ver-
trauen einflößt, als irgend ein westeuropäisches Diplom, von dessen
Bedeutung ihm jede Ahnung abgeht? Der Derwisch erscheint ihm
aber als ein Mensch, bei dem er einige, wenn auch noch so schwache,
Geistes-Cultur voraussetzen darf, der also über ihm steht. Wie
wollten wir es auch wagen, in dergleichen Dingen über die Türken
zu Gericht zu sitzen, wenn gleichzeitig das hochgebildete Europa mit
Amerika um den Vorrang in Begünstigung der Quacksalberei strei-
tet? In keiner früheren Zeitperiode hat sie es wagen dürfen, die
längsten Spalten der öffentlichen Blätter mit ekelhaften Anpreisun-
gen alltäglich zu füllen, die jedem Menschenverstande frech Hohn
sprechen, die aber damit endigen, ihre Verfasser in kurzer Frist zu
reichen Geldmännern zu erheben, — nicht etwa durch Beiträge,
die aus den urtheilslosen untersten Volksschichten allein hervorstei-
gen, sondern die selbst aus maßgebenden Regionen herabstie-
gen. Dies sind die Auswüchse jener Cultur, welche wir neuerdings den
Türken einzuimpfen wünschen. Bedauernswerther Tissot!

„Ach, was giebt es der Esel noch viel, die,
gleißenden Worten gläubig zu trauen geneigt, siche-
rem Verderben sich weih'n.“

Carl Simrock. Die Eselbeichte.

Einer näheren Untersuchung dürfte hierbei der bemerkenswerthe
Umstand nicht unwürdig sein, daß selbst der eingestrichelte Fatalis-
mus, welcher seine Bekenner die seidene Schnur des Padischah in
stiller Ergebung um den Hals legen läßt, die Feuersbrunst mit
untergeschlagenen Armen das Eigenthum wegessen sieht, dem an-
gebornen rein menschlichen Instinct nicht zu widerstehen vermag,
vermöge welches jedes durch Krankheit bedrohte Leben — mit sel-
tenen Ausnahmen — um Hülfe schreit. Wenn der Verfasser des
„Malade imaginaire“ bei leichten Uebeln nicht schnell genug Aerzte
um sein Bett versammeln konnte, so läßt sich das allenfalls erklä-
ren. Der spöttelnde Molière war kein Fatalist. Wenn aber
der in den Willen Allah's so leicht sich ergebende Türke bei jedem

Anlasse nach kindischen Mitteln hascht, die das körperliche Verderben abwenden sollen, so dürfte dies mehr für den dem Menschen tief eingepflanzten Selbsterhaltungstrieb sprechen, als alle philosophische Deductionen.

Man sollte kaum glauben, daß die meisten Bazars und Befestans irgend einen weisen Mann beherbergen, der die schwarze Kunst oder den nicht ganz so nebelvollen Magnetismus übt, ja, daß dessen Manipulationen denen der westeuropäischen Magnetiseurs nicht unähnlich sind, obgleich er mit diesen niemals in Verbindung gestanden hatte. Nur ist der Orientale von der Würde und der Wirksamkeit seines Berufes mehr durchdrungen, als diese es zu sein pflegen. Hr. Charles White *) beobachtete einige dieser Männer. Sie bedienen sich entweder eines Glases Wasser, des Schulterblattknochens eines Schafes, eines magnetisirten Messers u. dgl.; auch spielt der türkische Rosenkranz dabei bisweilen eine Rolle, indem seine Kugeln zwischen den Fingern hindurchgleiten, während ihr Besitzer sich, die Augen nach oben wendend, bedeckt. Es werden auch Striche mit der Hand von der Stirn über die Brust nach abwärts geführt und zuletzt, wenn der Hülfesuchende körperlich leidend ist, ein Abschnitt des Korans, der von Hexen und bösen Geistern handelt, leise in's Ohr gesprochen. Meistens sind es aber gestohlene oder abhanden gekommene Gegenstände, die verlorene Gunst des Eheherrn, der gewünschte Abschluß eines zarten Bündnisses u. dergl., welche gläubige Frauen durch den Astrologen, Magnetiseur, oder Beschwörer von Dämonen und Hexen, zu erlangen wünschen.

Die laugen und strengen Fasten der Muselmänner werden die Veranlassung, daß unmittelbar nach dem Aufhören derselben unmäßige Mahlzeiten verzehrt werden, woraus zahlreiche Unterleibs-Krankheiten hervorgehen, um so mehr, als der Türke es liebt, zugleich Stunden lang auf den Fersen zu hocken. — „Der Araber ißt sich satt, der Türke frißt sich schwachmatt.“ So heißt es in dem türkischen „Dgusname“, dem Worte „der Väter“.

Literatur der Türken. — Schon Murad II. begünstigte Literatur und Dichtkunst, indem er in seinen beiden Residenzen, Adrianopel und Brussa, neben den Moscheen auch Collegien stif-

*) Three years at Constantinople. Vol. I. pag. 15—22.

tete und zweimal wöchentlich Gelehrte und Dichter um sich versammelte. Doch erst unter seinem Sohne Mohammed II. trat für die Türken die Blüthezeit ihrer Literatur ein. Der Eroberer Constantinopels vermochte den Eindrücken des Glanzes, welchen dort die Künste ausgebreitet hatten, nicht zu widerstehen. Als er bei seinem ersten Eintritte in die Aja Sophia, erstaunt über den Triumph, welchen Architektur und künstlerische, reiche Ausstattung in ihr feierten, einen Soldaten beschäftigt fand, den marmornen Fußboden aufzubrechen, hieb er ihn mit eigener Hand nieder; und als später der Architekt, welchem er den Bau seiner Moschee in der jüngst eroberten Stadt auf dem Grunde der Kirche der heil. Apostel aufgetragen hatte, eine ihm überwiesene Granitsäule von seltener Höhe verkürzte, ließ er ihm beide Hände abhauen. Wenn jene Strafen auf der einen Seite die Macht der asiatischen Barbarei andeuten, welche sich in seiner Brust erhielt, so lassen sie auf der anderen doch auch zugleich den achtungsgebietenden Eindruck nicht verkennen, den der Anblick von Kunstwerken in ihr hervorgebracht hatte. Die Ueberreste höherer humaner Cultur, welche die griechischen Gelehrten bei ihrer Flucht nach Italien in dem zerstörten Constantinopel zurückgelassen hatten, reichten noch hin, in den eingedrungenen Barbaren eine Hinneigung zu ihr anzufachen. Mohammed suchte Gelehrte wieder herbei zu ziehen, ohne Rücksicht auf ihre Religion und Herkunft, Griechen und Italiener, wie Perser, Araber und Türken. Die neue Moschee wurde mit acht Collegien und eben so vielen Gebäuden zur Aufnahme von Schülern ausgestattet. Mohammed, der arabisch und persisch verstand, besoldete die Lehrer reichlich und beförderte sie zu den höchsten Staatsämtern. Freilich war die hier gepflegte Literatur nicht die abendländische, sondern die persische und besonders die arabische, welche schon früher durch die Omejaden nach Spanien übertragen, von dort aus so befruchtend auf das Abendland gewirkt hatte.

Unter Bajazid II., dem Sohne Mohammeds, erfreuete sich die Literatur fortwährender Förderung; der Sultan war, ebenso wie sein Bruder Dschem, selbst Dichter. Er besoldete zuerst einen Reichs-Geschichtschreiber und einen Hofdichter. Dasselbe war unter Selim I. der Fall, der in persischer Sprache, sowie sein Bruder Korkud in türkischer, dichtete.

Ihre höchste Blüthe erreichten die Wissenschaften bei den Türken

jedoch erst da, als sie von der Sonne der höchsten politischen Machtentwicklung unter Suleiman I. befruchtet wurden. Die zarte Pflanze bedarf des wohlthätig erwärmenden Schutzes zu ihrem Gedeihen allenthalben.

Suleiman vereinigte das Talent des Herrschers mit dem des Dichters in ausgezeichnetem Maaße. Seine Gedichte sind durch inneren Werth vor dem Tode bewahrt worden, als dieser längst schon den Sultan ereilt hatte. Zahlreiche und gute Uebersetzungen aus dem Arabischen und Persischen machten den Türken die fremde Literatur zugänglich. Eine Sammlung von Gesetzen bildete von da ab die Grundlage der osmanischen Staatsverwaltung; sie besteht in ihren Hauptformen noch heute. Die Bücherliebe nahm so zu, daß der Großvezier Rustem Pascha allein über achttausend Korane, von verschiedenen Meistern geschrieben, hinterließ. Auch die Sultaninnen bauten Collegien.

Mit Suleiman's Tode, im Jahre 1566, begann eine beinahe hundertjährige Periode des Stillstandes in der Machtstellung, wie in der Literatur der Türken. Sie fing mit Selim II. an und schloß mit dem kräftigen Murad IV. In dieser Periode lebten Saadeddin, der größte Geschichtschreiber, Abdalbaki, der größte Dichter, welche im Jahre 1599 n. Chr. starben, und Hadschichalfa, Geograph und Historiker, der gegen den Abschluß dieses Zeitabschnittes blühte. Ihr folgt unter Ibrahim, von 1640 an, die Periode des Sinkens des Staates und seiner Einrichtungen. Zwar fand unter Ahmed III. im Jahre 1727 die Einführung der Buchdruckerei statt, mit der man auch anfing, einige Notiz von abendländischen Sprachen zu nehmen, wozu die fremden Gesandtschaften das Meiste beitrugen. Sogar ein Meister in der Musik, Kutschuk Mursin, gelangte 1695 durch sie zu politischen Ehrenämtern. Daß indessen die Druckerei keinen fruchtbaren Boden gefunden hatte, beweist ihr Untergang nach zwölfjähriger Dauer. Späterhin unter Abdul-Hamid und Selim III. wieder hergestellt, ging sie 1807 nochmals bei der Entthronung dieses Sultans zu Grunde, der die Einführung abendländischer Cultur zum Mißvergnügen der orthodoxen Türken, besonders der Janitscharen, mehrfach begünstigt hatte. Erst Mahmud II. gelang es, sie einige Jahre später dauerhaft wieder herzustellen.

Regierungsformen der Osmanen. — Montesquieu hat

bekanntlich den Grundsatz aufgestellt, daß für die Orientalen, wegen ihrer Weichlichkeit und Arbeitsfurcht, der Despotismus die natürlichste Regierungsform sei; Hunderte von Schriftstellern haben ihm seitdem nachgesprochen. So lange die tiefe Unwissenheit und Barbarei der großen Mehrzahl der Muselmänner fort dauert, dürfte Montesquieu Recht behalten. Von dem Augenblicke an, der humane Bildung und wissenschaftliche Erleuchtung über sie zu verbreiten vermöchte, würde es sich jedoch sicherlich anders verhalten. Ich folge dem trefflichen Volney *), wenn ich annehme, daß jene Unwissenheit hauptsächlich dem Mangel an hinlänglich unterrichteten Lehrern und der Schwierigkeit, sich Bücher zu schaffen, gesucht werden müsse. Dem letzteren Mangel hat die gegenwärtige Regierung bereits dadurch abzuhelpen getrachtet, daß sie im Jahre 1859 die Einfuhr der Bücher zollfrei machte. Dagegen hat sie im Jahre 1857 ein Preß- und Censurgesetz veröffentlicht, durch welches die Buchdrucker unter Aufsicht der Polizei gestellt und zugleich für Alles verantwortlich gemacht werden, was sie über fremde Staaten sagen. Seit Sultan Mahmud II. hat man den Nachtheil wohl erkannt, der aus dem Mangel an tüchtigen Lehrern hervorgeht, aber — die Abhilfe stößt auf unsägliche Schwierigkeiten, deren Beseitigung, falls man sie ernsthaft verfolgen wollte, Jahrhunderte an Zeit fordern dürfte. Diejenigen, welche den Muselmännern abendländische Bildung beizubringen trachten, müssen sie vor allen Dingen nüttern und frei machen von den Nesten ihrer specifisch religiösen Begeisterung; dadurch werden sie aber zugleich entkleidet von dem, was ihnen Jahrhunderte lang überwiegende rohe Thatkraft verliehen hatte; der den ganzen Körper belebende Nerv soll abgebunden werden, das trockene Skelet bleibt übrig. Wird die abendländische Cultur ihnen jemals neues Leben einzuhauchen vermögen? Ich zweifle daran sehr, — und die große Mehrzahl der Männer, welche an Ort und Stelle beobachtet haben, theilt diesen Zweifel. Nicht, als ob etwa den Türken Bildungsfähigkeit abgesprochen werden sollte; die auf abendländischen Lehranstalten Unterrichteten, ebenso ihre durch preussische Offiziere ausgebildeten guten Artilleristen, haben sie bewiesen. Aber die große Masse des Volks ist dieser ihrem innersten Wesen völlig fremden Cultur abhold; sie ahnt instinctmäßig,

*) Voyage en Egypte et en Syrie. T. II. pag. 410. 423.

daß jeder Schritt dieser Cultur vorwärts eben so viel bedeutet, als ein Rückschritt des Türkenthums. Letzteren von ganzem Herzen zu wünschen, mag sich das Abendland vollkommen berechtigt fühlen. Nicht so der Muselman, den die ihm heiligen Erinnerungen auf Zeitperioden einer verschwundenen Macht und Herrlichkeit zurückweisen, die allem abendländischen Wesen im höchsten Grade feind war. Darum betrachten auch die orthodoxen Türken ihre gegenwärtigen Machthaber als Abtrünnige, als verkappte Christen. Das Vertrauen zwischen Regierung und Regierten ist dahin; die Bande, welche die weithin ausgedehnten Provinzen des Reiches zusammenhielten, sind gelockert. Das Volk grollt, die Regierung schwankt durch häufigen Wechsel in der Besetzung der obersten Verwaltungsstellen hin und her; diplomatische Rathgeber benutzen ihren Einfluß zunächst im Interesse der von ihnen vertretenen Staaten, die begreiflich mit denen der Türkei selten Hand in Hand gehen können, — öfter noch es gar nicht wollen.

Eine Regeneration des bisher durch Christen aufrecht gehaltenen türkischen Staates, die vor allen Dingen England am Herzen liegen muß, würde nicht von oben herab, sondern nur von unten herauf bewirkt werden können. Zahlreiche, über alle Dörfer und Flecken verbreitete Schulen müßten die aufwachsende Generation durch eifrigen Unterricht allmählig zur Civilisation heranziehen. Wer soll nun diese Tausende von Lehrern schnell genug herbeischaffen? Haben die Regeneratoren wohl erwogen, daß Jahrhunderte erforderlich waren, um die Barbarei des Mittelalters zu vertilgen? — die doch bis heute noch ihr Haupt an mehr als einem Punkte Europa's stets von Neuem zu erheben trachtet. Schmeichelt man sich etwa mit der eiteln Hoffnung, daß der nordöstliche Machtcoloss, der mit unfäglichen Opfern von der Gränze der Türkei jüngst um einen schwachen Schritt zurückgedrängt worden ist, Jahrhunderte lang den ruhigen Zuschauer der langsam vorwärtsschreitenden Civilisation der Türken machen werde? Ist es nicht eine wahre Satyre auf die elastische Theorie vom Gleichgewichte der europäischen Staaten, wenn man von vielen Seiten her Pläne und Entwürfe freundnachbarlich herbeitragen sah, um Rußland das ihm unentbehrliche Eisenbahnnetz zu schaffen, durch dessen Hilfe es fortan seine Armeen mit größtmöglicher Eile an das schwarze Meer und die türkische Gränze würde senden und schnell an jedem beliebigen Punkte derselben con-

centriren können? Bis zu diesem Augenblicke sind weitgedehnte unfruchtbare Steppen und grundlose Wege die sichersten Verbündeten der Türkei; man hat jetzt das rechte Mittel entdeckt, sie allmählig in einer nicht fernem Frist zu beseitigen. Der russische General Gerebetskow *) hat eine interessante Schrift veröffentlicht, die den Titel führt: „Les trois questions du moment.“ Eine dieser Fragen betrifft die russischen Eisenbahnen. Der General versichert, daß in zwei bis drei Jahren der Schienenweg von Rußlands Westgränze mit der 400 Kilometer langen Eisenbahn von Nischnei-Nowgorod in Verbindung gebracht sein könne, und dann ein Waarenballen von Paris durch Deutschland und Rußland in zwanzig Tagen nach Taschkend, dem Thore von Central-Asien, werde gelangen können. Auf der Wolga wird man von Astrachan bis an die Ostküste des kaspischen Meeres zwei Tage brauchen. Die russische Regierung beabsichtige, einen 300 Kilometer langen Schienenweg von dort nach dem Aralsee zu bauen. Dieser wird mit Schleppbooten befahren, indem man sich an der Mündung des Syr-Daria zu Bainsk einschiffte. Somit wäre dann der Karavanenweg nach Afghanistan, Kandahar, Kaschmir, Kabul bis Delhi erreicht. — Die Ausführung dieser ungemein weitsichtigen Pläne wird freilich noch geraume Zeit auf sich warten lassen; mit ihr würde aber das englische Indien umgangen sein. — Im Falle nun aber Rußland durch innere Zerwürfnisse, oder durch eine seinem bisher entwickelten Charakter völlig fremde Langmuth dahin gebracht werden sollte, dem Gährungs- und Veredelungs-Processe der Türkei einige Jahrhunderte lang ruhig zuzuschauen, so würde sich doch Aehnliches von dem Machthaber Frankreichs und von seinem stets gährenden Volke nicht erwarten lassen dürfen. Wenn Frankreich jemals die gewaltige Idee, das mittelländische Meer zu einem französischen Binnensee zu machen, zur Thatsache sollte erheben wollen, so würde es vor allen Dingen Egypten und die Weltstraße zum rothen Meere besetzen und festhalten müssen. Der Ton, welchen die französische Regierung seit dem Orient-Kriege gegen die Türkei, auffallend schon in Montenegro, deutlicher sodann in Syrien, angeschlagen hat, läßt mit Sicherheit erkennen, daß es ihr an einem plausiblen Grunde, die Hand nach Egypten auszustrecken und die verunglückte Un-

*) Vergl. S. 734 der illustr. Leipziger Zeitung v. 25. Juli 1857.

ternehmung des Dnkels durch den kaiserlichen Neffen dauerhafter ausführen zu lassen, nicht fehlen würde. Nur möchte eine innigere Verbindung mit Rußland, als die bisherige, vorangegangen sein müssen. Man muß zwar anerkennen, daß auch in dieser Hinsicht die wohlunterrichteten Männer Frankreichs nicht immer die an maßgebender Stelle bei ihnen vorwaltenden Ansichten theilen; doch wissen sie sich zu fügen.

Mr. Hommaire de Helle *) hält u. A. nach eigener Ansicht der Sachlage die Auferweckung und Verbesserung des türkischen Stammes für ausführbar und traut diesem in solcher Hinsicht mehr zu, als den christlichen Stämmen. Er erachtet es sogar dem Interesse Frankreichs für angemessen, die Türken in ihrer Erhebung zu unterstützen. Wahrscheinlich wird er hierin eine „*vox clamans in deserto*“ bleiben. Doch auch mit seiner Gesinnung kann er sich nicht enthalten, die unter den Barbaren zu Stande gekommene Entvölkerung Kleinasiens tief zu bedauern, wo eine Menge Dörfer ebensowohl als im türkischen Rumelien total verschwunden oder auf wenige Hütten herabgesunken sind. Wahrlich, die wankende Türkei dürfte dreifache Ursache haben, ihren Neubelebungsproceß gleichsam mit Dampfkraft vorwärts zu treiben, wenn sie den gegen sie vielleicht schon heranreisenden Ungewittern gewachsen sein wollte.

Wie dem auch sei, die europäische Gesittung wird sich nicht mehr auf die Dauer verhindern lassen, den von der Natur wunderbar reich ausgestatteten Theil Europa's und das ihm gegenüber liegende noch reichere Kleinasien einzunehmen, von welchen die Türken sie jetzt noch zurückhalten. Scheint es doch, als ob die Osmanen sich auf dem von ihnen eroberten Boden noch immer nicht heimisch fühlten, denn noch bis heute haben sie nirgends Landstraßen gebaut. Sie nennen einen zum Hals- und Beinbrechen eingerichteten rauhen Pfad „*Naldüken*“ — d. h. die Hufeisen abschlagend. — Auch ist es ein übles Zeichen, daß man Moscheen zerfallen läßt, an die sich wichtige historische Erinnerungen knüpfen. Nicht bloß in Brussa geschieht dies; Hr. Sandreczki **) sah in Siwas zwei alte Moscheen von edler arabischer Bauart zusammenbrechen. Humane

*) Voyage en Turquie et en Perse, exécuté par ordre du Gouvernement français pendant les années 1846—48.

**) N. a. L. S. 121.

Gesittung würde sicherer im Stande sein, fremdartigen Ueberfluthungen zu begegnen, als Koran und Fatalismus. Ob sie aber von den jetzigen Besitzern des Landes freiwillig angenommen, oder ihnen gewaltsam aufgedrungen werden soll, ist nicht gleichgültig; im letzteren Falle würde sie wohl nur über Blut und Ruinen einherschreiten können und die westliche Civilisation fordert daher gebieterisch das versuchsweise Beschreiten des ersteren, milderen Weges. Die gegenwärtigen Machthaber in Constantinopel sind hiermit einverstanden; aber sie sind energielos. — Der Hatti-Hümahun, welchen der gegenwärtige milde Herrscher der Osmanen am 18. Februar 1852 für alle Bewohner seiner Länder erlassen hat, würde selbst ausschweifenden Forderungen an eine liberale Staats-Versaffung zu genügen im Stande sein, wenn man ihn einst zur allgemeinen Geltung zu bringen vermöchte. Er darf als ein Beweis des mächtigen Einflusses angesehen werden, welchen damals Lord Stratford in Constantinopel ausübte. Von ihm sagt Hr. F. Eichmann*), welcher sich dort in der Lage befand, die Fäden der Diplomatie zu verfolgen: „er vertrat nicht bloß England's Regierung im Orient, er war diese Regierung selbst.“ Schon der § 1 jenes Staatsgesetzes sichert allen Unterthanen die nämlichen Rechte der persönlichen Sicherheit, Ehre, des Besitzes, des Cultus u. s. w. zu. Die §§ 2, 3, 4, 5, besonders aber 6, stellen die Freiheit der Ausübung jedes christlichen Cultus unter die sichere Garantie der hohen Pforte. § 10 schreibt vor, daß die öffentlichen Aemter jedem Unterthanen nach seinen Fähigkeiten gleich zugänglich sein sollen, ohne Rücksicht auf seine Nationalität. § 12 autorisirt jede bürgerliche Gemeinschaft, öffentliche Schulen zu errichten. § 13 ordnet gemischte Gerichte an für streitende Parteien verschiedener Confessionen; die Sitzungen dieser Gerichte sollen öffentlich sein. § 17 läßt christliche Unterthanen zum Dienste in der Armee zu.

Hätte nun einer der jüngsten Vertheidiger der türkischen Institutionen, Hr. Ernst Hollander**), nachweisen können, daß der Hatti-Hümahun innerhalb einer bestimmten, nicht ad calendas graecas hinauszuschiebenden Frist zur Ausführung kommen würde,

*) Die Reformen des osmanischen Reiches. Berlin, 1858. S. 143.

**) La Turquie devant l'Opinion publique. Paris, 1858. — Die kleine Schrift enthält einen officiellen Abdruck des Hatti-Hümahun.

so wäre mit einem großen Schlage die wahre Regeneration des türkischen Volkes angebahnt gewesen. Leider sind seit jenem Erlasse neun Jahre in das Meer der Ewigkeit hinabgeflossen, ohne daß die Ausführung in den wesentlichsten Punkten zur Wahrheit geworden wäre. — Möge der Regierung der schwere Wurf gelingen, ihren bunten Völker-Complex empfänglich für die Durchführung einer so höchst nöthigen, wohlthätigen Reorganisation zu machen und so die wohlbegründeten Zweifel gegen die Möglichkeit eines noch rechtzeitigen und auch genügenden Vorschreitens derselben niederzuschlagen, denn schon dröhnt aus der Ferne der schwere Tritt des heranahenden eisernen Verhängnisses!

Am directesten ist freilich Hr. Pizipios-Bey*) der Emancipirung des Türkenthums entgegen getreten, indem er auf den grostesken Einfall kam, den Sultan selbst zum Christenthum übergehen zu lassen. Als eine Antwort hierauf mag der Umstand gelten, daß der Sultan Ende August's 1859 das Fest seiner Wiedergenesung unter Kanonendonner in der Moschee Sultan Ejub feierte, bekanntlich der heiligsten unter den türkischen Gotteshäusern Constantinopel's, die sonst nur zur Umgürtung eines neuen Sultan's mit dem Schwerte des Propheten benutzt zu werden pflegt. Der mit dem Oriente so vollkommen vertraute Hr. v. Prokesch**) ist der Ansicht, daß den Türken durch das Christenthum nicht aufzuhelfen sei und ich muß ihm hierin vollständig beistimmen. Nachdenkende Türken haben, indem sie die Gebräuche der Christen in Constantinopel beobachteten, sogar behauptet, das Christenthum habe sich bereits zu ihnen in den Koran geflüchtet.

Bei anderen Türken hat sich folgende eigenthümliche Ansicht von dem Charakter der verschiedenen christlichen Glaubensgenossen eine Art von Anerkennung geschaffen. „Wenn Christus, der größte Prophet nach Mohammed, heutigen Tages im Gefängniß säße, so würden die um seine Rettung besorgten Religionsparteien, eine jede nach ihrer eigenthümlichen Form, in folgender Weise Hülfe angeboten haben:“

- 1) Die christlichen Europäer (mit Ausnahme der Russen

*) L'orient. — Les Reformes de l'empire byzantin. Paris, 1858.

**) Denkwürdigkeiten. Bd. III. S. 142.

und Griechen) treten vor ihm hin und bieten ihm an, ihn mit allen Gründen der Wissenschaft und der Weisheit vor seinen Richtern zu vertheidigen, wenn dies aber nicht genügen sollte, selbst zur Magie die Zuflucht zu nehmen.

- 2) Die Russen bieten ihm Kanonen und Kosaken zur Vertheidigung an.
- 3) Die Griechen lassen den Hilfsmitteln der beiden vorigen Parteien alle Gerechtigkeit widerfahren, theilen ihm aber mit, daß sie die Kenntniß eines Feuers besitzen, welches in den Palaß der vornehmen Juden getragen, dort sicherlich eine mächtigere Wirkung hervorbringen würde, als alle jene.
- 4) Die Armenier endlich stellen ihm vor, daß sie, im Besitze goldgefüllter Truhen, zunächst die Diener und Zofen bestechen, durch diese sich den Weg zu den höchsten Herrschaften bahnen, in die Gunst dieser einnistern und scheinbar ohne alle äußere Macht diese zu seiner Rettung hinlenken würden.

„Und Christus der Herr verwirft sie alle, indem er nur seinem himmlischen Vater die Rettung anheim stelle.“

Die Raja's empfangen ihre jetzigen Institutionen von der türkischen Herrschaft. Soviel Erniedrigendes diese auch für sie haben mögen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß das griechische Kaiserreich in der letzten Zeit seines Bestehens moralisch und politisch zu tief gesunken war, um nicht den Uebergang zu den Gesetzen der neuen Herrscher von seiner Härte dadurch wesentlich verlieren zu lassen. Eine in hohem Grade demoralisirende Aristokratie, eine tyrannische und zahllose Geistlichkeit, stets unter sich in ärgerlichem Sectenstreite befangen, ein System von Monopolen, Fiskalität, Auflagen, mit einer Armee von Zöllnern, vor Allem eine schwache, gerechten Beschwerden schwer zugängliche Regierung, die Jahrhunderte lang vergebens auf Verbesserungen hatte warten lassen, — dies waren die griechischen Zustände. Diese wurden nun umgetauscht gegen eine vollständige Rechts-Gleichheit der Raja's unter sich, einen einfachen, der Zahl nach auf das Bedürfniß beschränkten Priesterstand, der, weil er in seinem Verbande wenig Zusammenhang und Berührungspunkte findet, fast aufgehört hat, Haß und Zwietracht gegen alle Andersdenkende zu predigen, — Unabhängigkeit von den aus den Satzungen des Ko-

rans ausgehenden Civil-Gesetzen, einen Grad der religiösen Duldung, wie er sich im übrigen Europa nicht finden läßt, endlich ein höchst einfaches, leicht verstandenes System der Abgaben, welche größtentheils durch Beamte der Gemeinde selbst erhoben werden.

Wenn die griechischen Priester glauben könnten, in der erwähnten Weise an Macht eingebüßt zu haben, so können sie auf der andern Seite die Augen gegen die Wahrheit nicht verschließen, wie ihr Ansehen in der Gemeinde dadurch bedeutend gewonnen hat, daß die Mitglieder dieser ihre Privatstreitigkeiten durch sie ohne Appell entscheiden lassen, obgleich sie mit einer gesetzlichen Autorität dazu nicht ausgestattet sind. — In Constantinopel ist es der Patriarch, in den Provinzen der Bischof, welcher in letzter Instanz entscheidet. — Die Befreiung von den mannigfaltigen Bezeichnungen einer Polizei, wie sie den westeuropäischen Staaten unentbehrlich geworden ist, darf als eine nicht geringe Wohlthat anerkannt werden.

Freilich wird Hr. Urquhart*) wahrscheinlich Recht behalten, so lange das türkische Gouvernement aufrecht stehen bleibt, wenn er sagt: „die Gleichheit der Muselmänner und der Christen ist letzteren oft genug versprochen worden, theils durch die türkischen Gouverneurs, welche nach Unabhängigkeit trachteten, z. B. Ali Pascha, theils durch die zur Erstückung von Revolten hingefendeten Pascha's; aber diese Versprechungen sind nie gehalten worden, der Sultan ist niemals stark genug dazu gewesen.“ — Jedenfalls stößt jeder Reform-Versuch bei den Türken auf die eingewurzelte Gewohnheit der Anarchie und die Neigung zu Gewaltthätigkeiten, die sich bei einzelnen Veranlassungen stets von neuem kund gibt, was auch die Regierung zu ihrer Unterdrückung thun mag. Aber die alte hergebrachte Willkühr-Herrschaft hat wenigstens einen mächtigen Stoß erhalten, die auffallendsten Veränderungen in dem Verhalten der Türken gegen die reisenden Fremden geben seit den letzten Jahren allein schon einen nicht zu verkennenden Beleg dafür.

Die orientalische Achtung vor Gastfreundschaft hat sich durch den Schutz bewährt, den die aus Spanien vertriebenen Juden ebenso wohl, als die Protestanten aus Ungarn empfangen, und die noch

*) La Turquie, ses ressources, son organisation municipale etc. Traduit de l'Anglais. T. II. Bruxelles, 1837. pag. 14.

vor Kurzem selbst durch Oesterreichs Drohungen von seinen politischen Flüchtlingen schwer abgewendet werden konnte.

Nicht in Griechenland allein haben übrigens die Muselmänner die vorgesehene Municipal-Einrichtung möglichst zu schonen gesucht, auch in Indien haben sie es ihren Interessen angemessen erachtet, den Hindu's ihre Civil-Administration zu belassen, wie dies Oberst Briggs ausführlich auseinandersetzt. So kann denn die Zustimmung der gegenwärtigen Regierung zur Begründung einer Municipalität in Pera und Galata nicht als etwas Außerordentliches angeschlagen werden. Wie die Raja's die hieraus hervorgehenden Vortheile zu würdigen wissen, hat sich mehrmals daraus ergeben, daß sie die Regierung gegen die Aufstände ihrer muselmännischen Unterthanen, z. B. die Albanesen, unterstützt haben. Diese Municipal-Institutionen konnten von den Türken um so eher aufrecht erhalten werden, als sie zugleich einen Grundpfeiler der arabischen Gesetzgebung darstellen, die von den erleuchteten Türken traditionell mit Recht verehrt wird.

Die Griechen, Armenier und Bulgaren besitzen die nämliche Municipal-Einrichtung; nur die Albanesen und Slavonier sind von je her ihren Knesen oder Militärfürsten unterworfen gewesen. Ein Theil jener Nationen hat sich den Türken in religiöser Hinsicht untergeordnet; dies gilt von dem größeren Theile der Albanesen, einem Drittheile der Bosnier und den die höheren Gebirgszüge bewohnenden Bulgaren.

Hr. Urquhart ist mit anderen Reisenden darüber einverstanden, daß diese Gebirgs-Bulgaren einer in hohem Grade ausgezeichneten Menschen-Race angehören.

Eine höchst auffallende Erscheinung ist es nun, daß im Allgemeinen jene christlichen Stämme, welche unzugängliche Gebirgsschluchten und von der Natur befestigte Positionen bewohnen, sich leichter dem Islam zugewendet haben, als die Bewohner der thracischen Ebenen, die fast unaufhörlich dem Durchzuge fanatischer Türken-Horden und dem Drucke hin und her ziehender türkischer Beamten ausgesetzt gewesen sind. In der That scheint die unaufhörlich von oben ausgeübte Druckkraft die Elasticität des Widerstandes von unten her gleichsam gestählt und hartnäckiger gemacht zu haben.

Die Juden allein haben sich in der Türkei eben so fern von jeder Vermischung gehalten, als in dem übrigen Europa und Asien.

XVII.

Der Geschichte und Charakteristik der Griechen. — Vermischung der Rassen. — Ursachen des Steigens und Sinkens der Völker. — Blick auf die Geschichte des oströmischen Reiches von Constantin I. bis zu seinem Sturze. — Politische Wichtigkeit der Tage von Byzanz. — Ursachen der Verlegung des römischen Herrscherstuhls nach Osten. — Erhebung des Christenthums. — Angriffe der Barbaren seit 378 n. Chr. — Westgothen in Attika und Aegypten. — Gräueltaten in den Kaiser-Familien von Byzanz. — Erschlaffung und Entsittlichung des griechischen Volkes. — Kreuzzüge. — Kampf der Lateiner mit den Griechen. — Einnahme von Constantinopel durch die Franken, 1204. — Religions-Streitigkeiten. — Versuche zur Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche. — Constantin XII., der Paläologe. — Einnahme von Constantinopel, 1453. — Charakteristik der osmanischen Griechen. — Ihre physischen Eigenschaften in der gegenwärtigen Zeit. — Moralische Seite. — Ihre Beschäftigungen. — Anduldbarkeit. — Bilder-Verehrung in den Kirchen.

Eine für den unbefangenen Forscher im höchsten Grade merkwürdige Thatsache ist das allmälige Hervortreten, Erstarken, Blühen einzelner Völker, dem ebenso sicher, früher oder später, ihre Kraftabnahme, ihr Hinsinken, ihr Verschwinden von der Weltbühne, folgt. Sowie der einzelne Mensch die ihm vorgeschriebenen Stufenalter, bis zum Tode, durchwandert, so auch der Aggregatzustand der Menschen, welchen wir Volk nennen. Einzelne Menschen und einzelne Völker erheben sich nie über das Kindesalter; sie zahlen den der schaffenden Natur schuldigen Tribut früh. Andere wachsen, tausend Hindernissen zum Trotz, oder eben durch sie gestählt, kräftig bis zur höchsten Blüthe heran, übertreffen die Genossen an Thatkraft und Ausdauer, ragen auch endlich über diese weit genug her-

vor, um sie im Besonderen und Kleinen, oder im Ganzen und Großen zu beherrschen. Für eine solche Entwicklung ist die angeborene Kraft von der höchsten Wichtigkeit; die germanischen Völkerstämme z. B. zeichnen sich in Europa, sowie in Amerika, durch Energie, Unternehmungsgeist und zähe Ausdauer, überwiegend vor den meisten anderen Stämmen, aus, und dies ist nicht blos gegenwärtig, sondern es war schon damals ebenso der Fall, als die Urfänge der Geschichte ihrer zuerst erwähnen. Aber auch die äußeren Verhältnisse, Klima, Boden, Nahrung, vor Allem Pflege und Erziehung, sind für die Entwicklung der Individuen wie der Völker von höchwichtigstem Einflusse. Der Araber, welcher in einem warmen Klima sein ganzes Dichten und Trachten auf die veredelnde Cultur seines Pferdes setzt, erzielt dort die edelste Race; dieselbe Cultur würde in Lappland ungefähr erfolglos bleiben. Die Menschen werden erlauben müssen, daß man das sich hieraus ergebende Gesetz, nach Daubenton's Vorgange, auch auf sie anwende. Wer die erfreulichen Folgen einer sorgfältig geregelten körperlichen und geistigen Pflege, die durch eine Reihe von Generationen zur Anwendung kam, persönlich kennen lernen will, dem empfehle ich, nach England zu wandern und zu geeigneter Jahreszeit, entweder im Hyde Park am Serpentin River, oder zu Brighton am Meeresufer, die jugendlichen Sprößlinge solcher Familien zu beobachten, denen der Wohlstand seit einigen Jahrhunderten andauernd erlaubte, es an nichts fehlen zu lassen, was dem physischen und moralischen Gedeihen förderlich sein konnte. Der Beobachter wird sich genöthigt sehen, die überraschend wohlthätigen Erfolge eines solchen Zusammenwirkens günstiger Umstände anzuerkennen. In ähnlicher Weise erreichten den Gipfelpunkt humaner Civilisation nur solche Völker, deren Individuen, in ihrer großen Mehrzahl, die Sorge um die zunächst liegenden materiellen Bedürfnisse überwunden haben, d. h. die durch erfolgreichen Gewerbefleiß und Handel wohlhabend geworden sind. — Ein ungemein wohlthätiges Naturgesetz wirkt sodann dahin, daß bei der Kreuzung der Racen die edlere, höher stehende, das Uebergewicht in dem Producte derselben erkennen läßt. Der Mulatte verdankt dem weißen Vater mehr Eigenschaften als der schwarzen Mutter, der Mestize läßt ebenso den Einfluß des Weißen mehr erkennen, als den der Mulattin, der Quarteron steht endlich dem Weißen bereits unge-

mein nahe. Die Mischlinge von Weißen und farbigen Eingebornen haben sich in Brasilien und auf den Philippinen als ausgezeichnet tüchtig in Handwerken und Künsten, an Tapferkeit und Arbeitsamkeit bewährt. Hr. Etwick hat dies in seiner Geschichte von Jamaika noch überzeugender dargethan, als es vor ihm bereits geschehen war. Wenn es richtig ist, daß, wie die Herren DD. Bruner und Rigler*) behaupten, das Product einer Vermischung zwischen einer Frau von lichter Hautfarbe mit einem dunkleren Manne stehe in der Regel der Mutter näher, als dem Vater, so rührt dies nicht von der Hautfarbe, sondern von dem edleren Standpunkte der Raze der Mutter her. Hr. de Gobineau**) gibt jener wichtigen Thatsache indessen eine übertriebene Anwendung, wenn er annimmt, daß die Degeneration der Völker durch Tilgung ihres ursprünglich reinen Blutes vermöge der Kreuzung mit andern Razen entstehe und es erscheint auffallend, daß ihm Hr. A. de Quatrefages***) hierin beistimmt. Wenn zu einer solchen Degeneration doch wohl nur die Vermischung mit einer weniger edlen, tiefer stehenden Raze Veranlassung geben konnte, so hätten diese Herren erwägen mögen, daß das türkische Volk tiefer und tiefer sinkt, obgleich es seit Jahrhunderten bemüht war, durch stets wiederholte Vermischung mit Frauen der edelsten Razen das Blut seines ursprünglichen Stammes zu verbessern, — was ihm in Bezug auf die äußere Körperform auch in der That gelungen ist. Aehnliches geschah bei den Magyaren. Als diese von Ungarn aus das südliche Deutschland bis nach Augsburg hin überflutheten, zeigten sie die mongolische Gesichtsbildung in sehr widerwärtiger Weise. Fortwährende Kreuzungen mit den Nachbarvölkern haben diese gänzlich verwischt; sie hat einer ungleich edleren Platz gemacht. Ungeachtet nun die Magyaren ihr ursprüngliches Blut gewiß nicht rein erhalten haben, so sind sie doch weder physisch noch moralisch entartet, sie erhalten sich — den Türken hierin zu ihrem Vortheile ungleich — in dieser doppelten Hinsicht nicht bloß aufrecht, sondern dürfen jetzt den edelsten Stämmen Europa's zugezählt werden.

*) A. a. O. I. S. 154.

**) Essai sur l'Inégalité des races humaines.

***) Du croisement des races humaines. — V. Revue des deux mondes. Mars., 1857. pag. 159.

Somit muß man zu dem Schlusse gelangen, daß der Sturz der Völker und ihrer Civilisation ungleich mehr noch von moralischen als von physischen Ursachen ausgeht. Schlechte Sitten, Ausschweifungen, maßloser Luxus, Fanatismus mit Irreligiosität gewöhnlich Hand in Hand gehend, Verlust freisinniger Staats-Einrichtungen, Despotie, die Erzeugerin sclavischer Gesinnungen, der Erschlaffung und der Feigheit — vor Allem aber die Pest der Ungerechtigkeit und des bösen Beispiels, welche sich von den Regierenden über die Regierten ausbreitet, — diese sind es, welche ganze Völker stürzen und welche aus den Ruinen von Babylon, von Ninive, von Carthago, Rom und Constantinopel, den Menschen vergeblich Buße predigen. — Freilich ist an die Lebensdauer ganzer Nationen, wie sie sich selbst unter so traurigen Umständen gestaltet, ein durchaus anderer Maßstab anzulegen, als an die der Individuen. „Tausend Jahre sind vor Ihm wie ein Tag.“ Es waltet eine ewige Gerechtigkeit, durch welche die Verbrechen der großen Gemeinschaften oft spät erst, aber sicher, gesühnt werden. Sie straft sie vielleicht erst an den Kindern, Enkeln oder Urenkeln „bis in das vierte Glied“, — aber sie straft! Die Geschichte, welche solche Wahrheiten in das klarste Licht stellt, ist den heutigen Menschen höchst unbequem; nach modischem Zuschnitte könnte man sie wohl ungezogen schelten. Denn, selbst in den Winkel gestellt, fährt sie fort, laut zu rufen.

Geschichte. — Doch — die Geschichte der Griechen? Ja, sie ist es, die ernster und eindringlicher als irgend eine andere lehrt, daß die Verbrechen der Fürsten gegen ihre Nation, sowie die Missethaten der Völker, welche sich zu Mitschuldigen unwürdiger Fürsten machen, durch eine für uns wenig verständliche Langmuth der über ihnen waltenden Macht wohl ein Jahrtausend lang fort-dauern können, daß sie dann aber von der strengsten Vergeltung erreicht werden. Auch die Art dieser Vergeltung ist charakteristisch. Dieses Volk, zu welchem hin die Künste und Wissenschaften in einer unsäglich finsternen Zeit sich geflüchtet hatten, zeigte sich einer solchen Bevorzugung so unwürdig, daß colossalere Gräuel und widerlichere Verstöße gegen die Humanität kaum irgendwo anders, als bei ihm verübt worden sind; darum mußten die rohsten Barbaren das civilisirteste der damaligen Völker endlich unter die Füße treten. Hierbei ist es eine auffallende Erscheinung, daß der älteste

profaische Schriftsteller der Griechen, Herodot, seinem Volke das endliche Schicksal gleichsam vorausgesagt hat. Gleich einem rothen Faden zieht sich durch sein ganzes Werk die herrschende Idee von einer gerechten Weltregierung hin, welche nicht bloß Verbrechen und Missethat, sondern auch schon stolzes Ueberheben durch maaßlose Benutzung von Reichthum und Macht, mit Untergang und Verderben straft. Herodot's Dämonion rächt den Uebermuth und den Leichtsinm der Vorfahren oft an den späten Enkeln. Aber die Griechen beachteten den bedeutsamen Wink ihres trefflichen Geschichtschreibers nicht. — Einem Deutschen der heutigen Zeit ziemt es freilich wenig, mit ihnen darüber zu rechten. Wer sollte sich aber nicht des alttestamentarischen Ausspruches*) hierbei erinnern: „Ich der Herr dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied.“ Und wiederum ist die Thatsache auffallend, daß die von den Eltern ausgehenden erblichen Krankheiten sich oft genug bis in das vierte Glied der Nachkommenschaft, fast niemals weiterhin, verfolgen lassen. — Nicht minder bejammernswerth bleibt deshalb der mit dem Falle des griechischen Kaiserreiches verbunden gewesene Sturz der Civilisation, nicht minder beweinenswerth der zugleich herbeigeführte Ruin von Millionen betriebsamer, unschuldiger Menschen, die Entvölkerung und Verwüstung der cultivirtesten Theile von Europa und Asien.

Es hat sich jüngst eine abermalige Discussion über die Ursache des Sturzes des griechischen Kaiserthum's erhoben, die hier nicht ganz übergangen werden darf. Hr. Dr. A. D. Mordtmann**) hat als einen Hauptgrund jenes Falles die centrifugale Neigung der Provinzen des Reiches angesehen, indem die Regierung nicht verstand, den Verband der ihr gehörigen Länder durch centralisirende Thätigkeit zu befestigen. Auch unnatürliche, durch die geographische Lage der Länder, durch Verschiedenheit der nationalen Charaktere herbeigeführte Verhältnisse werden angeschuldigt. Endlich glaubt Hr. Dr. Mordtmann die Männer zurecht weisen zu müssen, „welche die göttliche Vorsehung gleichsam zur Mitschuldigen der fehlerhaften europäischen Staatenpolitik zu

*) Exodus. Cap. 20, Vers 5.

**) Belagerung und Eroberung Constantinopel's. Stuttgart und Augsburg, 1858. S. 106 u. f.

machen sich nicht entblöden.“ Hr. Mordtmann, der als hanseatischer Consul in Constantinopel gründliche Untersuchungen an Ort und Stelle anzustellen vermochte, und den ich dort persönlich achten zu lernen Gelegenheit fand, ist in Folge dessen durch eine in bittere Galle getauchte Feder, unter Vermittelung eines vielgelesenen Tageblattes, kritisch angegriffen worden; auch diese Feder wurde augenscheinlich von einer früher in Pera selbst thätig gewesenen Hand geleitet. Mir hat es rathamer geschienen, den Ansichten Hrn. Mordtmann's an der Hand der Geschichte entgegen zu treten und diese zugleich zur Begründung der so eben im Eingange aufgestellten Sätze zu benutzen. Außerdem halte ich es für unthunlich, sich den Charakter der heutigen osmanischen Griechen anschaulich zu machen, ohne deren Geschichte wenigstens nach ihren Hauptzügen zu kennen. Dazu bedarf es jedoch nur eines Blicks auf die Neubegründung des oströmischen Reiches durch Constantin; der auf das Steigen oder Sinken dieses Staates, von besonders einflußreicher Wirkung gewesenenen Begebenheiten und einer Hinweisung auf die theils schwächlichen, theils verkehrten Maaßregeln, welche ergriffen wurden, als die Katastrophe bereits heranrückte. Diese kurz gehaltenen Andeutungen wünschen nur als Grundlage für den Ausspruch angesehen zu werden, der auf die Frage folgen müßte, welche Nation berufen sein würde, das Steuerruder zu Constantinopel in die Hand zu nehmen, wenn es dereinst der erschlafften türkischen Regierung entsinken sollte. Hr. de Lamartine*) ist schon vor beinahe einem Menschenalter mit jenem Ausspruche feck vorgeschritten; er sagt: „die Griechen werden zurückkehren, aber unter dem Namen und in der Uniform der Russen.“ Auch heute noch kann man einer solchen Ansicht eine überwiegende Berechtigung nicht absprechen. Ebenso erkennen die heutigen Griechen diese augenscheinlich an, — denn als 1854 sich die Allirten mit den Türken gegen Rußland verbanden, nahmen sie für letzteres offenkundig Partei. Nicht nur machten die von Athen ausgegangenen Feindseligkeiten gegen die Türkei eine militärische Besetzung der Stadt nöthig, sondern es sungen in Südrußland bereits griechische Frei-Bataillone an, sich für den russischen Dienst zu bilden. Aber Hr. de Lamartine ist dennoch mit seinen politischen Ahnungen

*) A. a. D. S. 245.

nicht ganz glücklich. Schon 1833 rief er aus: „la Turquie tient à la vie de Mahmoud; l'empire et lui périront le même jour. Grande et fatale destinée etc.“^{*)}. Und dennoch lebt die Türkei, wenn auch kränkelnd, noch heute. Aber die Griechen, welche seit der Eroberung von Constantinopel nichts gelernt, aber viel vergessen haben, sind stolz und eitel genug, zu glauben, daß sie hinlängliche Kraft besäßen, in eigener Uniform zurückzukehren. Den hierin liegenden Irrthum nachzuweisen, bietet zwar keine sonderliche Schwierigkeit dar, muß aber doch mit Gründen belegt werden. Die Geschichte und ein Charaktergemälde der heutigen Griechen werden zu diesem Material zugleich auch den Beweis liefern, daß die Forscher, welche das Schicksal der Griechen ein wohlverdientes, wenn auch tief zu beklagendes nennen, die ewige Gerechtigkeit nicht zur „Mitschuldigen“ tausendfacher griechischer Sünden machen, sondern die über den Völkern waltende hohe Weisheit in ihrem Glanze hinstellen. Diese straft sie zum abschreckenden Beispiele und zur Nachachtung für Andere, sobald ihr Maaß voll und die rechte Zeit gekommen ist.

Für die Ursachen, welche Constantin bewegen haben, eine neue Weltstadt, eine zweite Roma, auf das alte Byzanz anzulegen, bedarf es meines Erachtens aus moralischen Gründen keiner tiefen Divinationsgabe. Ueber die hohe politische Wichtigkeit jenes Punktes der Erde hatte schon lange vor Constantin kein Zweifel mehr obgewaltet. Polybius z. B. erkannte die Position von Byzanz als eine so hervorragend vortheilhafte, daß seine Bewohner für die Wohlthäter von ganz Griechenland betrachtet werden müßten und gemeinschaftlichen Beistand verdienten gegen die Angriffe, denen sie von Norden her ausgesetzt sind. — Erwies sich nicht in der That Constantinopel später als das letzte Bollwerk Griechenlands gegen die Türken? Würde es zu Grunde gegangen sein, wenn die entarteten Griechen jene von ihrem weisen Landsmanne ausgesprochene Wahrheit zur rechten Zeit gehörig zu würdigen gewußt hätten? Entscheidender noch mochten bei Constantin andere Umstände wirksam geworden sein, welche seine innerste Persönlichkeit tief berührten. Die Schlacht von Chalcedon, Byzanz gegenüber, in welcher Vicinius mit seinem 125,000 Mann starken Heere am 18. Septbr. 324 von

*) Evid. pag. 294.

ihm so auf's Haupt geschlagen worden war, daß jenem nur übrig blieb, sich durch Vermittlung seiner Gemahlin, einer Schwester Constantins, diesem von Nicomedia aus zu ergeben, hatte ihn zum unumschränkten Herrscher des ganzen ungeheuren römischen Reiches in Europa, Asien und Afrika gemacht. Seine Hinneigung zum Christenthume war aber nach der Besiegung des Maxentius an der Tiber, im Jahre 312 n. Chr., bereits offenkundig geworden. Die Römer konnten ihm die Hintanzetzung der vaterländischen Götter niemals ganz verzeihen; im Jahre 326, als er sein zwanzigstes Regierungsjahr zu Rom feierte, erregte er außerdem ihren Unwillen dadurch noch in höherem Grade, daß er gegen seine eigene Familie barbarisch wüthete. Auf die Anzettelung seiner zweiten Gemahlin, der Fausta, ließ er nämlich seinen einzigen Sohn erster Ehe, den allgemein hochgeachteten und talentvollen Crispus, der als Anführer der Flotte noch vor kurzem so wesentlich zur Besiegung des Ricinius beigetragen hatte, zu Pola ermorden, mit ihm auch zugleich den elfjährigen Sohn seines Schwagers Ricinius umbringen. Als indessen seine Mutter Helena ihm die Größe seiner Unthat, eben so die Schuldlosigkeit des Crispus klar gemacht hatte, wurde die Fausta im heißen Bade durch Dämpfe erstickt. Die Römer ergingen sich hierauf in wohlverdienten satyrischen Witzspielen gegen ihn: das Neronische Zeitalter sei wiedergekehrt und er habe nur deshalb die christliche Religion angenommen, weil diese die einzige sei, welche für dergleichen Verbrechen Vergebung schaffen könne. Der der neuplatonischen Schule angehörige weise Sopater und die heidnischen Priester zu Rom sollen ihm sogar die Sühnopfer verweigert haben. Somit wirkten drei mächtige Hebel dahin, ihn von Rom fortan fern zu halten, einmal der beleidigte Stolz, vielleicht ebenso die am Orte der That lauter rufenden Gewissensbisse; zweitens die einem so intelligenten Machthaber ungemein nahe liegende Ueberzeugung, daß es für den, der Europa und Asien zugleich beherrschen will, keinen dazu geeigneteren Wohnsitz irgend wo gebe, als Byzanz; drittens die Absicht, dem Christenthume eine sichere Stätte auf geeigneterem Boden zu bereiten. Ob letztere Absicht aus wahrhaft christlichem Sinn hervorgegangen, gleichsam der Erguß einer tief im Innern wurzelnden Ueberzeugung war, ist nicht bloß ungewiß, sondern sogar unwahrscheinlich. Wenn man erwägt, daß die obenerwähnten Mordthaten begangen wurden, als er einer großen christlichen Kirchenver-

sammlung bereits präsidirt hatte, daß auch schon vor dem Kriegszuge nach Rom die gefangenen Franken und Bructerer, sammt den beiden Königen der letzteren, auf seinen Befehl in der Arena zu Trier theils den wilden Thieren vorgeworfen, theils niedergemetzelt worden waren, zu einer Zeit, wo ihm die Lehren des Christenthums von dem Hofe seines Vaters Constantius her bekannt sein mußten, — so wird man nothgedrungen von seiner christlichen Gesinnung eine geringe Meinung erhalten. Noch geringer muß diese werden, wenn man hinzufügt, daß Constantin zwei Jahre nach der Besiegung des Maxentius, seinen ihm verdächtig gewordenen Schwager Bassianus; zwölf Jahre nach derselben, also ebenso lange nach dem von ihm öffentlich bestätigten christlichen Bekenntnisse, auch seinen Schwager Licinius in der Verbannung ermorden ließ, ungeachtet des auf Vermittlung der eigenen Schwester für dessen Lebenserhaltung abgelegten Eides. Es kommt ferner aber hinzu, daß, indem er christliche Kirchen zu Constantinopel, namentlich zuerst die der heiligen Apostel mit dem Kaisergrabe baute, er zugleich seine Statue von vergoldetem Holze dem Volke zur Verehrung aufstellen ließ und anordnete, alle künftigen Kaiser sollten sich vor ihr anbetend niederwerfen*), wobei auch manche andre heidnische Gebräuche in Constantinopel aufrecht erhalten wurden. — Die letzte, von Diocletian im Jahre 303 angeordnete allgemeine Christen-Verfolgung, welche von Galerius, Maximianus, Licinius, Maxentius acht Jahre lang streng durchgeführt worden war, hatte den Beweis geliefert, daß das Christenthum durch sie nicht bloß keine Unterdrückung, sondern vielmehr in hohem Grade Kräftigung erfahren hatte. Es waren bedeutsame Zeichen hervorgetreten, daß die Zeit der stillen Ergebung der zahlreichen Christen in die über sie verhängten Verfolgungen vorüber sei. Ein zweimaliger Brand im Palaste zu Nicomedien, den damals Diocletian und Galerius zugleich bewohnten, wurde ihnen wohl nicht mit Unrecht zugeschrieben, denn auch die Verfolgungsbefehle wurden öffentlich von den Mauern heruntergerissen; Galerius entfloh eilig. In Syrien brachen Empörungen aus. So schien es denn einer die Umstände ruhig erwägenden Staatsklugheit, wie sie Constantin in reichem Maaße entwickelt hat, vollkommen angemessen, wenigstens zunächst Duldung eintreten zu lassen. Das erste, schon 312 ausgegangene Duldungsgesetz ent-

*) Vergl. Manso, Leben Constantins des Großen. Breslau, 1817. S. 77.

hält noch die Beschränkung, daß Niemand den von seinen Eltern übertragenen Glauben aufgeben solle. Ein Jahr später kam aber Constantin mit Licinius, bei des letztern Verheirathung, zu Mailand überein, daß fortan Jeder den Glauben, zu dem sich sein Herz neige, solle annehmen und den damit verbundenen Cultus solle ausüben dürfen. Die den Christen entrissenen Güter und Versammlungsörter sollten zurückerstattet werden *). Bei alledem nannte sich Constantin noch im Jahre 312 auf Münzen Pontifex maximus, auch sah man auf diesen sein Bildniß neben denen des Jupiter, des Hercules und der Sonne; ebenso wohnte er noch hergebrachten Opfern bei und holte selbst bei den Zeichendeutern (den Haruspices) Rath. — Wahrhaft zu bedauern ist es, daß die Streitigkeiten der Christen unter sich sie verhinderten, die ihnen günstige Stimmung so anzuerkennen und zu würdigen, wie sie es verdiente. Bereits 314 sah sich Constantin durch die Donatisten in Afrika veranlaßt, eine Kirchenversammlung nach Arelatum (Arles) zu berufen. Die Arianischen Streitigkeiten über die Dreieinigkeitslehren führten sodann 325 die allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa herbei, in welcher Constantin selbst den Vorsitz führte; Arius und seine Anhänger wurden mit der Verbannung bestraft, um später von Constantin selbst wieder zurückgerufen zu werden; noch heute leben zahlreiche Nachfolger des Arius. Länger zu leben, ja für immer in allen Versammlungsorten der verschiedenen christlichen Parteien mit goldenen Buchstaben angeheftet zu werden, verdient aber Constantin's damaliges Sendschreiben an seine heidnischen Unterthanen. Es heißt darin: „Wer etwas eingesehen und erkannt hat, der nutze damit, wenn es möglich ist, seinem Nächsten; gelingt es ihm nicht, so gebe er es auf; denn ein Anderes ist, den Kampf für die Unsterblichkeit freiwillig übernehmen, ein Anderes, mit Strafe dazu nöthigen“ **).

Soviel aber läßt sich aus der Geschichte der späteren Regierungsjahre Constantin's mit Sicherheit entnehmen, daß ihm das Christenthum allmählig mehr und mehr zur Sache des wahren Glaubens und der Erkenntniß wurde. Gar sehr spricht hierfür die

*) Manjo a. a. D. S. 93.

***) Eusebius, Histor. eccles. II. 48, 60. pag. 466.

aus dieser Periode von ihm allgemein gerühmte große Milde, die nicht allein der Hinfälligkeit des Alters zugeschrieben werden darf, denn er bekriegte noch, 59 Jahre alt, die Gothen in den jetzigen Donaufürstenthümern mit Glück, indem er dabei eine Brücke über die Donau schlagen ließ. Lauter zeugen dafür noch die in seinen letzten Lebensjahren ergangenen Verbote des Opfern der Heiden, sowie die seit 333 ungeahndet gebliebenen Entweihungen und Zerstörungen heidnischer Tempel und Grabmäler *). Zu dieser Zeit bewohnte er größtentheils Nicomedien und besuchte nur häufig das nahe Byzanz, um die Arbeiten, namentlich die Ringmauern, dort zu fördern. Zu Nicomedien fand er endlich im Mai 337 auch das Ziel eines Lebens, dem der Ruhm eines überlegenen energischen Geistes, einer weise berechnenden Regierungskunst, der Tapferkeit, des Feldherrntalentes, sowie großer Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums nicht versagt werden kann. Bei dem Anblicke seines colossalen Mosaikbildes, welches in der jüngsten Zeit in der Sophien-Kirche der von ihm hochgestellten Stadt von neuem glanzvoll auf Goldgrund hervorgetreten ist, fühlt man sich genöthigt, einzugestehen, daß ihm dieser großartige monumentale Platz vor Allen mit vollem Recht gebührt.

Die antike Statue des Constantin, welche man in den Ruinen seiner Thermen fand, ziert gegenwärtig ganz passend den Portikus der Kirche des hl. Johannes im Lateran, weil diese in der That die erste von Constantin zu Rom gegründete christliche Kirche war. Constantin erscheint in dieser Statue, die das Kreuz in der Hand hält, nicht groß und majestätisch, wie sein Biograph Eusebius ihn schmeichelnd nennt, sondern vielmehr kurz gedrungen, mit breiter Brust und großen Füßen, soldatisch aussehend. Er scheint den festen Blick in die Ferne zu richten.

Wahrscheinlich war es im Mai 330, als die neuerbaute östliche Siebenhügelstadt eingeweiht wurde, unmittelbar nach Vollendung ihrer Ringmauern. Aber die weihenden Hände waren mit dem Blute zahlreicher Familien-Mitglieder besudelt, welche durch die heiligsten Bande der Natur vor dem Morde hätten geschützt sein sollen. Diese Hände haben schon bei der Weihe zugleich eine blutige Saat ausgestreut, die innerhalb der Ringmauern, bis zu dem letzten

*) Manso, a. a. O. S. 116.

colossalen Morde von 40,000 Janitscharen hinab, in Tausenden blutiger Gräuel aufgegangen ist. Ebenso sind jene constantinischen Stadtmauern das Grab zahlloser Angreifer und Vertheidiger geworden, bis endlich ihre Eroberung durch muselmännische Barbaren ein bis heute noch dauerndes Grabeschweigen über sie verbreitete. Denn kaum waren 48 Jahre nach der Einweihung verflossen, als schon (379 n. Chr.) die Gothen an den Mauern tobten, um nicht sowohl durch die Griechen, als vielmehr durch arabische Reiter, welche im Solde des Kaisers standen, zurückgeschlagen zu werden. Und wieder überschritten 559 unter Justinian die Bulgaren und Slavonier die gefrorene Donau, um vor Constantinopel zu erscheinen. Sie wurden durch den hochbejahrten Belisar, und zwar mit rasch zusammen gerastten Bauern und Bürgern, zurückgetrieben.

Die Geschichte der merkwürdigen Stadt, welche mit einem Arm durch die Dardanellen in das weiße, mit dem andern Arm durch den Bosphorus in das schwarze Meer hineinreicht, ist von zahlreichen Geschichtschreibern auf das Filtrum ihrer jedesmaligen Ansicht gebracht, freilich mitunter auch verdunkelt worden. Bei ihrer Betrachtung wird man dem Staunen kaum entgehen können, wie dieser ehrwürdige Zeuge so vieler Ereignisse, die Einfluß auf die Gestaltung von drei Welttheilen übten, — selbst in der heutigen Erniedrigung, noch beredt durch seine Ruinen, — dem Allen bis heute Trost bieten konnte. Diese unendliche Zähigkeit seines Bestehens gewährt Aussicht darauf, daß, wenn dereinst dort eine thatkräftige, belebende Regierung einzöge, welche über alle Mittel der heutigen Civilisation zu gebieten versteht, dann das uralte Byzanz ungleich kräftiger, als die westliche Schwester zu Rom, die frühere Gewalt über die Erde von Neuem ausüben könnte.

Unmittelbar nach dem Tode Constantin's schon geriethen die drei entarteten Söhne, die er zu Erben eingesetzt hatte, in Hader. Erst nach unsäglichem Blutvergießen gelangte Constantius zur Alleinherrschaft, aber — zu dem Preise des Ruin's von Glück und Wohlstand Millionen niedergetreter Menschen.

Sein Nachfolger Julian stellte zwar, 361 n. Chr., mit großer Energie die gesunkene Gerechtigkeitspflege und die Zucht im Heere wieder her; aber indem er, ein Verehrer der alten Philosophen und Klassiker, dem Heidenthume sein früheres Ansehen wieder zu schaffen trachtete, auch die Christen aus seiner Umgebung und den

Nemtern entfernte, schürte „der Abtrünnige“ die Zwietracht und verdunkelte seine übrigen Verdienste. Es bedurfte eines todbringenden per-
 fischen Pfeiles, um den Sterbenden unter dem Ausrufe „Galiläer, du hast gesiegt!“ zur Anerkennung der Wahrheit zu nöthigen, daß die Macht des Heidenthums für immer gebrochen sei. Der Kaiser Valens suchte um 363—378 der arianischen Lehre die Alleinherrschaft im Oriente zu verschaffen, indem der tapfere und gediegene Valentinian, von 346—374 im Occidente die Gewissensfreiheit beschützte. Mit ihm zugleich sank dieser Schutzgeist des freien Gedankens in das Grab. Mit Theodosius, also von 378 an, flohen Duldung und Gleichberechtigung von Glaubensansichten das bedauernswerthe Reich für immer. Die Anhänger des noch jüngst hochverehrten Arius wurden nicht allein proscribirt, sondern auch allenthalben inhuman behandelt; die heidnischen Tempel, ihre Statuen und Kunstwerke wurden mit Wuth zerstört, aber dieser Theodosius, den man mit so vielem Unrechte „den Großen“ genannt hat, duldete, daß man den eiteln Prunk und Tand aus den geplünderten Tempeln in die christliche Kirche übertrug. Die Demuth und einfache Würde, unter deren Einfluß diese Kirche zur triumphirenden geworden war, verschwanden von da ab, und das Volk mußte sich daran gewöhnen, ununterbrochene Streitigkeiten, einen Uebermuth von hoffärtigen Priestern und von störrischen, meistens unwissenden Mönchen als die wichtigsten Angelegenheiten des Staatslebens zu betrachten. Glaubensartikel wurden ihm der Reihe nach aufgedrungen, welche die, von denen sie erfunden worden waren, kaum selbst verstanden. Innere und äußere Verfassung des Staates mußten sich durch dergleichen Thorheiten zurückdrängen lassen und wenn sich bei dem Eindringen der Türken in die Hauptstadt, 1453, das bejammernswerthe Schauspiel darbot, daß sich Tausende von wehrkräftigen Griechen in die Sophienkirche zusammengedrängt hatten, um in ihrer Ohnmacht unverdiente Hülfe von oben herab zu erstehen, indem sie durch energische Unterstützung ihres tapfer kämpfenden Kaisers den Sturz vielleicht noch hätten abwenden können, so muß man zugeben, daß dieser „große“ Theodosius dazu früh schon den eigentlichen Grund gelegt hatte. Seine geistige Kleinlichkeit gab er außerdem noch dadurch kund, daß er der Bildsäule Constantins I., welche die heute noch aufrecht stehende Porphyrsäule krönte, den Kopf abnehmen und ihr den seinigen dafür aufsetzen ließ.

Noch einmal vereinigte dieser Theodosius den Westen mit dem Osten zum Weltreiche, um dasselbe bei seinem Tode, 395, wieder unter seine beiden Söhne zu theilen. Hierdurch schwächte er die Widerstandskraft gegen die immer mehr herandringenden Barbaren dergestalt, daß es die Westgothen bereits 396 wagen durften, die reichsten Provinzen des alten Griechenlands, Attika und den Peloponnes, mit eingeschlossen, plündernd und zerstörend zu überziehen, bis ihr König Alarich von Byzanz aus zum Statthalter von Aethyrien ernannt wurde. Durch letzteren Umstand wird es sogar höchst wahrscheinlich, daß jener Einbruch der Westgothen durch den persiden Rufinus, der damals den jungen Kaiser Arcadius leitete, veranlaßt worden war, blos, um den Stilicho, welcher dem elfjährigen Kaiser Honorius in Rom zur Seite stand, durch die drohende Stellung der Westgothen hinlänglich zu beschäftigen, die denn auch in der That bald nach Italien übersehten. Aber den Barbaren war nun der Weg nach der ewigen Roma, nicht ohne Schuld der Machthaber in Byzanz, gezeigt; sie überflutheten fortan den civilisirtesten Theil Europa's und schonten dabei des oströmischen Reiches keineswegs. Der schwache Arcadius vermochte ebenso wenig, als sein Sohn Theodosius II., jenen entvölkernden Gräueln ein Ziel zu setzen, bis der kriegerische Martian 450—56 wieder einige Ordnung herbeiführte. Schon war es dahin gekommen, daß jenem Thracier ein Bulgare von niedriger Herkunft, also ein Barbar, auf den Thron folgen konnte, was aber noch mehr ist, viele seiner aus reinem griechischen Blute herstammenden Vorgänger durch kräftige Regierungsmaaßregeln beschämte. Diesem Leo I. widmete das leicht zufriedengestellte, dankbare Volk auch nachmals den Beinamen des Großen, den er in der That mehr als Theodosius verdient hatte. Sein Tod, 474, öffnete jedoch dem hinterlistigen, verrätherischen Zeno die Thore der Macht, welche er 17 Jahre lang mißbrauchte. Der Kaiser Anastasius behauptete sich hierauf mühsam gegen Aufstände im Innern, wie gegen Angriffe von außen, denn zu beiden reizt die Schwäche auf dem Throne. Dem 518 hochbejahrt diesen Thron durch List und Gold einnehmenden Justinus I. gebührt das Lob, daß er das zerrüttete Reich noch einmal zweckmäßig gestaltete. Schon aus dieser einzelnen Thatfache darf man folgern, daß es für die damaligen Machthaber zu Byzanz nicht so übermäßig schwer fiel,

die von Hrn. Nordmann so hart angeschuldigte centrifugale Tendenz der Provinzen zu zügeln, ein um so mißlicheres Unternehmen, als ja eine so wichtige Provinz wie Syrien längst schon von den Gothen eingenommen gewesen war. So konnte es denn auch dem unmittelbaren Nachfolger Justinian, 527—65, leicht werden, der Regierung neuen Glanz und Ruhm zu erwerben. Ihm gelang es, den gelehrten Tribonian an den ihm gebührenden Platz zu stellen, um den Codex Justinianus, die Institutionen, die Pandekten, und die Novellen auszuarbeiten, welche für alle Zeiten rühmliches Zeugniß für die wissenschaftliche Thatkraft der damaligen Griechen ablegten. Die noch heute als ein Wunderwerk der Baukunst dastehende Sophienkirche verdanken wir seiner unermüdlchen Thätigkeit und Baulust, die jedoch auch die Anlegung von festen Kastellen längs der Grenze nicht versäumte. Aber der Rennbahn-Aufruhr von 531, während welches die ältere, von Constantin erbaute Sophienkirche, ein Theil der Stadt und des kaiserlichen Palastes durch die Flammen verzehrt wurde, hatte nur durch seine parteiische Hinnengung zu einer der beiden streitenden politischen Parteien, durch deren Einfluß die andere sich jeden Rechtsschutzes förmlich beraubt sah, auf-
 lodern können. Er konnte zuletzt nur durch die Hinnekelung von 30,000 Menschen gedämpft werden, die größtentheils der durch den Kaiser zur Verzeißlung getriebenen, einer früheren Dynastie zugehörigen Partei angehörten. Auch hatte Justinian sich in diejer dringenden Gefahr bereits feiger Verzeißlung hingegeben, als seine heroische Gemahlin Theodora ihm den Muth wieder erweckte und die Tapferkeit der Gardcn von neuem anspornte. In Folge des auf solche Weise heraufbeschwornen unsäglichcn Elendes brach in dem nämlichen Jahre die orientalische Pest zum ersten Male in Constantinopel aus, und verschwand in 63 Jahren nie ganz. — Außerdem erlag das Volk der Provinzen dem Drucke der Steuern und Monopole, welche dem Glanze des schwolgerischen Hofes und der Hauptstadt dienen mußten.

Wenn man die die Hilfskräfte des Staates übermäßig in Anspruch nehmenden ausgedehnten Kriege hinzufügt, welche Justinian durch seine kriegserfahrenen, tapferen Heerführer Belisar und Marses gegen die Vandalen, Gothen, Perser u. s. w. führen ließ, wenn man weiß, daß diese Kriege größtentheils nur unternommen worden waren, um die der Lehre des Arians huldigenden Vandalen und Gothen zur Annahme der Beschlüsse des letzten Con-

eiliums von Constantinopel zu zwingen, daß also, um geringer Abweichungen in der äußern Form christlicher Glaubenssätze willen, auf seinen Befehl das Blut vieler Tausende von Menschen vergossen, der Flor ganzer Provinzen unter die Füße getreten werden mußte, so würde dies genügen, jenem hochgerühmten Justinian einen großen Theil der Schuld an den bald auf ihn folgenden jähen Sturz des Reichs zuzuschreiben. Aber es kommt auch noch hinzu, daß sein unter dem Einflusse von schmeichlerischen Höflingen, Eunuchen und Weibern stehender Hof die Sittenverderbniß zunächst in die Hauptstadt, von dieser aus endlich bis zu den Grenzen des Reiches ausdehnte. Und so leidet es keinen Zweifel, daß dieser mit der Kraft der höchsten Erhebung des Staates ausgerüstete, von weisen und tapfern Männern unterstützte Kaiser jene Macht unweise benutzte und im Ganzen dem Reiche zwar äußeren Glanz, aber im Innern langsam um sich fressendes Verderben bereitet hat.

In der dem Justinian folgenden langen Reihe griechischer Kaiser finden wir keinen, der im Stande gewesen wäre, jene strenge Zucht und haushälterische Ordnung wieder herzustellen, deren Vernachlässigung das Sinken des Staates beschleunigten. Am wenigsten vermochte dies Justinian's schwächerer Nefte, Justinus II. Unter Gräueln der empörendsten Art, Blendung, Ausstechen der Augen, Gift und hinterlistigen Mord, bestiegen fortan in der Regel Unwürdige den besudelten Thron zu Constantinopel, deren Mehrzahl nur zu nennen, oder die lange Reihe ihrer Frevel aufzuzählen, ein zu widerstrebendes Unternehmen ist, als daß es hier zur Anwendung kommen dürfte. Das Volk wurde vom lasterhaften Hofe aus methodisch zu Grunde gerichtet, und vermochte darum freilich, als die Stunde der Entscheidung schlug, jenem nicht mehr aufzuhelfen.

Der ehemalige Hauptsitz griechischer Gelehrsamkeit, die Schule zu Alexandrien, war seit mehreren Jahrhunderten bereits zum Schatten ihrer früheren Größe herabgesunken, als sie endlich im Jahre 640 n. Chr. bei Eroberung der Stadt durch Omar zerstört, ihre seit einem Jahrtausende aufgespeicherten literarischen Schätze verbrannt und so die meisten von diesen der Nachwelt für immer entzogen wurden. Zugleich gefielen sich die zahlreichen und herrschsüchtigen Geistlichen in scholastischen Spitzfindigkeiten und in schroffester Unbuddsamkeit gegen Andersdenkende.

Es läßt sich nicht behaupten, daß nicht noch einzelne griechische

Herrscher das Hinsinken ihres Volkes zum allmählichen Untergange erkannt, auch ihm entgegen zu treten nicht den guten Willen gehabt hätten. Leo, der Isaurier, verbot im Jahre 726 n. Chr. den Bilderdienst seiner Kirche, der bis zur stumpfsinnigen Anbetung materieller Idole entartet war. Aber er hatte nicht beachtet, daß das Volk nur von der Schule aus, und nur durch rationelle Erziehung allmählig zu höherer Einsicht und reinerer Sitte empor gehoben werden kann. Die plötzlich eingeführte Neuerung stieß deshalb auf den vereinten Widerstand der rohen Volksmasse und der auf ihre Rechte eifersüchtigen Lehrer und Geistlichen, — ganz so, wie es in einem spät folgenden Jahrhunderte dem wohlmeinenden Joseph II. in Wien geschah. Leo, dem man bald den Namen des Bilderstürmers beilegte, suchte die Ursache des Mißlingens seiner Verbesserungspläne in den verderbten Schulen; anstatt sie zu veredeln, unterdrückte er sie rücksichtslos und machte so die moralische Erhebung des Volkes unmöglich. — Sein Nachfolger Constantin Copronimus bemühte sich von 741 an sogar, dem Bilderdienst die mächtige Stütze zu rauben, die ihm die Klöster gewährten; er hob sie auf und nöthigte die Mönche und Nonnen, sich zusammen trauen zu lassen und dann zu arbeiten. Er wagte es endlich, das Anrufen der Apostel und der Heiligen zu verbieten. Die große Masse des Volkes spendete seiner Regierung Beifall, so daß diese 35 Jahre lang dauern konnte. Indem aber zugleich die Kloster-Bibliotheken zerstreut wurden, entzog er der Wissenschaft den festen Boden, von welchem aus sie sich später, unter günstigeren Verhältnissen, hätte regeneriren können. Leo IV., der Sohn jenes Bilderhassers, folgte dem Beispiele des Vaters streng. Als er aber mit seiner Gemahlin Irene zerfiel, die dem Bilderdienst heimlich anhing, so starb er schnell unter verdächtigen Umständen. Irene übernahm im Namen des unmündigen Sohnes die Regierung, stellte die Bilderverehrung, ungeachtet des Widerwillens der Soldaten und des Volkes gegen sie, wieder her. Als sie fortfuhr, den mündig gewordenen Sohn einzusperren und unwürdig zu behandeln, stieß man sie vom Throne und erhob den Sohn auf denselben. Dieser benahm sich ehrenhaft gegen die Mutter und tapfer gegen die Feinde. Die barbarische Mutter wußte ihn indessen durch bestochene Rätthe zu Grausamkeiten zu verleiten, und ließ ihm endlich durch feile Soldaten die Augen ausstechen, während sie sich in der Nähe der Gräuelszene befand. Sie schwang sich dann

wieder auf den Thron. Bald aber wurde das Volk der Ränke des mordlustigen, herrschsüchtigen Weibes müde, welches 801 sogar eine Heirath mit Carl dem Großen anstrebte. Zum zweiten Male entthront, starb sie endlich in der Verbannung. So hoch aber war die Macht des Bilderdienstes bei den entarteten Griechen bereits gestiegen, daß der fortdauernde Streit um seine Zulassung, die unter der Kaiserin Irene von 792—802 Statt fand, oder sein 815 durch Leo den Armenier erneutes Verbot, genügend war, den Sinn für eine reinere religiöse Erkenntniß selbst in der großen Masse mehr und mehr zu verfinstern und zu unterdrücken. So sah man sich endlich 842 genöthigt, die übermächtige Bilderverehrung wieder herzustellen, und seitdem hat sie bis auf den heutigen Tag ihre Herrschaft unter den Griechen aufrecht erhalten. Zu spät ergriffen Bardas und sein Neffe Michael III. von 860—67 das richtige Mittel zur Volkserhebung; sie stellten die Schulen im ganzen Reiche wieder her. Der Kaiser Basilus I. begünstigte in den Jahren 867—886 ebenso die geistige Erhebung des Volkes nach Kräften; er ging mit gutem Beispiele voran, indem er dem berühmten Photius die Leitung des Unterrichtes in der kaiserlichen Familie übertrug. Sein Sohn Leo VI., der Philosoph, fuhr, selbst als Schriftsteller thätig, von 886—911 auf diesem Wege fort. Unter seinem Sohne Constantin Porphyrogenitus, von 911—959, blühten sogar höhere Schulen für Philosophie, für Rhetorik, für Geometrie, für Astronomie zu Constantinopel. Er wendete seine ganze Thätigkeit auf, um diese Schulen nicht allein dem Religionsunterrichte dienstbar sein zu lassen, wie dies bis dahin größtentheils der Fall gewesen war, sondern er suchte sie allen Volksklassen zugänglich zu machen, pflegte auch die Wissenschaften um ihrer selbst willen.

Dieser „im Purpur geborne“ Constantin lieferte zugleich als Schriftsteller einen kläglichen Aufschluß über die Art der Beschäftigungen griechischer Kaiser seiner Zeit. Er wußte nichts seiner hohen Würde Angemessenere zu schreiben, als ein Buch über die Ceremonien des byzantinischen Hofes. — Dem Naturforscher mag es ergötzlich sein, daraus zu erfahren, daß es des Garderobenmeisters Pflicht war, den Theriak, das Hinidschin (Asand) und andere „giftwidrige“ Mittel, sowie Oele, Pflaster und Salben

zu bewahren und zu beaufsichtigen*). Daher konnte auch wohl ein Arzt so bedeutungsschwerem Amte vorgefetzt werden, wie das wirklich mit Theophanus oder Nonus und Symeon Seth geschehen ist**). Unwillkürlich sieht man sich zu dem Vergleiche mit dem Zeitalter Ludwig's XV. in Paris und mit der aus ihm aufgesproßten Saat von Pomadentöpfen und Puderquasten hingedrängt, die damals bei der Flucht vom Schlachtfelde bei Kofsbach durch die eleganten Krieger Ludwig's ausgestreut wurde.

Die gründlichste Ueberzeugung, der wohlwollendste Sinn, der mächtigste Wille genügten indessen nicht mehr, der Erschlaffung und Entfittlichung des Volkes Grenzen zu stecken. Frömmerei war an die Stelle der Frömmigkeit getreten, abergläubisches Formelwesen hatte sich in das Gewand der Gottesverehrung gekleidet, zahllose Mönche und Weltpriester erfüllten Kirche und Gemeinwesen mit dem Geschrei nutzloser Streitigkeiten und scholastischer Subtilitäten, die durch häufige Concilien mehr genährt als vermindert wurden. Unter dem Kaiser Johannes, der 45 Jahre lang die Zügel der Regierung in schwachen, zitternden Händen hielt, mußte man den Einbruch der Genueser und der Barbaren in der Stadt zugleich fürchten. Und — als diese Noth am dringendsten war, hielten ehrwürdige Väter zahlreiche Versammlungen, um über die Bedeutung der Aussage hirnverbrannter Mönche zu disputiren, welche eine heilige Flamme aus ihrem Nabel hatten empor schlagen sehen. Augenscheinlich hatte der Wahnsinn der Mönche ansteckend auf die Männer gewirkt, die sich ernstlich mit ihm beschäftigen konnten. Haß gegen anders denkende Bekenner der Religion der Liebe wurde von allen Kanzeln gepredigt und so konnte es geschehen, daß, als im Jahre 1096 die abendländischen Christen, angefeuert durch die Reden des Mönches Peter von Amiens und des Papstes Urban II. sich zu Heeren von Kreuzfahrern und zu oft wiederholten Zügen nach den Geburtsstätten des Christenthums vereinigten, sie von ihren morgenländischen Glaubensbrüdern nicht nur lau und mit Mißtrauen empfangen, sondern auch mit Hindernissen aller Art umgeben wurden. Diese, anstatt zu begreifen, daß ihnen in solchen, gleichsam vom Himmel

*) De cerimoniis aulae Byzant. Ed. Reiske. Lips., 1751. Append. ad libr. I. pag. 270.

***) C. A. Sprengel, Beiträge zur Geschichte der Medicin. 1. Bd. 1. Stück. Halle, 1794. S. 208 u. f.

unerwartet und unverdient zugesendeten gewaltigen kriegerischen Zuzügen die letzte Aussicht erblühte, mit vereinten Kräften die längst die Westküste Asiens schon einnehmenden Türken nach ihrem Heimathslande zurückzudrängen, bemühten sich vielmehr, sie für ihre kleinlichen Zwecke listig auszubeuten, unfähig, sich für eine erhabene Idee zu begeistern. Die Kreuzfahrer empfangen schon bei ihrer ersten gelungenen größeren Waffenthat in Asien, der Eroberung von Nicäa, den Beweis von dem, was sie von den Griechen zu erwarten haben würden (vergl. oben S. 144). Diese gedachten, mit dem Blute abendländischer Christen zwar ihre ehemaligen Besitzungen in Asien für sich zurückzuerobern, dazu aber von eigenem Blute möglichst wenig und nur soviel beizutragen, als unentbehrlich war, um den äußeren Schein zu retten. Den Kreuzfahrern konnten die Wirkungen einer solchen perfiden Politik nicht verborgen bleiben, um so weniger, als der Kaiser Alexius der Comnene, der die Nachkommen des Theodosius vom Throne gedrängt hatte, mit den Führern der Pilgerheere nicht klug, sondern hinterlistig, nicht behutsam, sondern betrügerisch und heuchlerisch umging *). Im Laufe der Zeit kam es sogar dahin, daß diese die Griechen mehr, als die Türken und Saracenen fürchten zu müssen glaubten. Blutiger Kampf zwischen den Lateinern und Griechen folgte 1137, als erstere das von ihnen eroberte feste Antiochien dem Kaiser Joannes, dem Nachfolger des Alexius, nicht herausgeben wollten; die Uebergabe Antiochiens erfolgte erst nach vielem Blutvergießen. Obgleich hierauf Joannes, dem sich die lateinischen Fürsten vertragsmäßig angeschlossen hatten, ein Heer von 200,000 Mann zusammen brachte, so blieben seine Erfolge gegen die Türken doch geringfügig, weil die durch griechische Hinterlist oft genug betrogenen Lateiner ihm mehr hinderlich als nützlich waren, endlich ihn sogar durch Schlaueit zum Abzuge aus Syrien und zur Rückgabe von Antiochien zu bewegen wußten. Unverrichteter Sache zog er 1130 nach Constantinopel zurück, indem er die Frucht erntete, welche aus der Saat des unwürdigen, jedes Vertrauen schon im Reime erstickenden Benehmens der Griechen erwachsen war. So mißlang die letzte große kriegerische Unternehmung der Griechen; ihre Glau-

*) Vergl. F. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, 1. Th. Leipzig, 1807. S. 109.

bensgenossen hatten sie von sich gestoßen, — wie sie es verdienten.

Mehr und mehr entbrannte fortan der Hader zwischen lateinischen und griechischen Christen, bis denn endlich im April 1204 die Plünderung und Zerstörung Constantinopels durch die fränkischen Kreuzfahrer als die bedauernswertheste Folge davon eintrat. Selbst die Eroberung Alexandriens durch Omar's barbarische Horden war so verderblich für Wissenschaft und Kunst, so erschütternd für die Herrschaft des Christenthums nicht gewesen, als dieses Ueberfluthen der Ausgeburt des rohesten Mittelalters über die in Constantinopel aufgehäuften letzten Reste humaner Bildung, klassischer Kunst und Wissenschaft aus einer vorübergegangenen besseren Zeit. Der Zeitraum dieser Eroberung ist der der eigentlichen Vernichtung ihrer Kunstschätze, — und hierin stimmen alle Geschichtsforscher überein. Die verhältnißmäßig kurze Frist, welche bis zur Wiedereroberung durch Michael den Paläologen, 1261, verlaufen war, hatte hingereicht, die Blüthe und den Glanz der damaligen Metropole der Wissenschaft und Kunst abzustreifen. Man darf freilich nicht verschweigen, daß die Einwohner der Stadt, soweit es sie persönlich betraf, ihr trauriges Loos durch zügellosen Uebermuth und feige Grausamkeit heraufbeschworen hatten. Den letzten Kaiser aus dem Geschlechte der Comnenen, den Andronikus, hatten sie 1185 langsam zu Tode gemartert. Dem ihm folgenden Isaaß II. stieß sein eigener Bruder Alexius III. vom Throne und ließ ihn blenden. Da entfloß des Geblendeten Sohn, der junge Alexius, bewog ein sich damals neu sammelndes, aus Venetianern und Franzosen bestehendes Kreuzfahrerheer durch große Versprechungen, ihn nach Constantinopel zu führen und ihn auf den Thron zu setzen. Der Zug gelang. Welcher Art die damalige griechische Kriegszucht gewesen ist, ergibt sich aus der Thatsache, daß, ungeachtet dem angegriffenen Kaiser eine Armee von 70,000 Mann zu Gebote stand, dieser dennoch bald zur Flucht genöthigt wurde. Der junge Alexius bestieg nun zwar den erledigten Thron; als er aber den Kreuzfahrern die ihnen gegebenen Versprechungen erfüllen wollte, erschlugen ihn die Griechen mit allen Angehörigen des Herrscherhauses. — Die Art des Todes des unglücklichen jungen Alexius bezeichnet die feige Grausamkeit, welche damals die Herrschaft zu Constantinopel übte, so charakteristisch, daß sie auch an

diesem Orte erzählt zu werden verdient. Die Auführer hatten den rohen und unfähigen Alexius Murzuphlus kaum auf den Thron gehoben, als er es eine seiner ersten Regententhaten sein ließ, in den Kerker des so eben Entthronten hinabzusteigen, um ihm mit eigener Faust durch eine eiserne Keule die Rippen zu zerschmettern (!!). Eine so grauenvolle That mußte auf der Stelle gesühnt werden. Die Lateiner schlugen die Thore ein, eroberten die Stadt im ersten Anlaufe, plünderten mit wahrhaft kannibalischer Habacht nicht blos die Einwohner, die sie nöthigenfalls durch Foltern zur Angabe ihres Geldes zwangen, sondern beraubten auch die Kirchen, die Heiligthümer, die von ihnen aufgebrochenen Kaisergräber, zerstreuten die Gebeine des großen Constantins und seiner Nachfolger, ebenso wie die von ihnen gesammelten Bücherschätze, verstümmelten endlich die herrlichsten Denkmäler der Kunst aus Muthwillen und bloßer Zerstörungssucht, oder, um Geld aus ihrem Metall zu schlagen. — Graf Balduin von Flandern wurde sodann zum Kaiser ausgerufen. Indessen hatten die Griechen ihrerseits den Theodor Laskaris zum Kaiser erhoben. — Das von den Eroberern über die Stadt, damals die erste der civilisirten Welt, gebrachte Verderben konnte nie mehr ausgeglichen werden; der traurige Ruf folgte ihnen außerdem für immer nach, daß sie ungleich roher und nachhaltiger als die ihnen später folgenden Türken zu zerstören wußten, nicht aber, wie diese, Einiges wieder aufzubauen oder auszugleichen verstanden.

So innig waren stete Religionsstreitigkeiten mit dem Wesen des Staates verbunden, daß Johann VII., der Paläologe, wie sein Vater Manuel, glaubte, den Sturz desselben noch durch Unterstützung von Seiten der Abendländer abwenden zu können. Er unternahm zu dem Ende in Begleitung des Patriarchen von Constantinopel und zahlreicher Bischöfe und Geistlichen eine Reise nach Italien. Es kam ein Concilium zu Ferrara, später in Florenz zu Stande, auf welchem mit dem Kaiser zugleich der Papst Eugen IV. erschien. In der That erfolgte im Jahre 1438 in der Kathedrale zu Florenz eine wenigstens äußerliche Vereinigung der griechischen und der lateinischen Kirche, nach sechshundertjähriger Trennung beider. Die Vereinigungsacte wurden von dem Kaiser, dem Papste und der Mehrzahl der dazu berufenen Geistlichen feierlich unterzeichnet. Demetrius, des Kaisers Bruder und Markus, der Patriarch von Ephesus, hatten sich aber des Unterzeichnens enthalten. Als die Griechen nun nach

diesem Orte erzählt zu werden verdient. Die Auführer hatten den rohen und unfähigen Alexius Murzuphlus kaum auf den Thron gehoben, als er es eine seiner ersten Regententhaten sein ließ, in den Kerker des so eben Entthronten hinabzusteigen, um ihm mit eigener Faust durch eine eiserne Keule die Rippen zu zerschmettern (!). Eine so grauenvolle That mußte auf der Stelle gefühnt werden. Die Lateiner schlugen die Thore ein, eroberten die Stadt im ersten Anlaufe, plünderten mit wahrhaft kannibalischer Habsucht nicht blos die Einwohner, die sie nöthigenfalls durch Foltern zur Angabe ihres Geldes zwangen, sondern beraubten auch die Kirchen, die Heiligthümer, die von ihnen aufgebrochenen Kaisergräber, zerstreuten die Gebeine des großen Constantins und seiner Nachfolger, ebenso wie die von ihnen gesammelten Bücherschätze, verstümmelten endlich die herrlichsten Denkmäler der Kunst aus Muthwillen und bloßer Zerstörungssucht, oder, um Geld aus ihrem Metall zu schlagen. — Graf Balduin von Flandern wurde sodann zum Kaiser ausgerufen. Indessen hatten die Griechen ihrerseits den Theodor Laskaris zum Kaiser erhoben. — Das von den Eroberern über die Stadt, damals die erste der civilisirten Welt, gebrachte Verderben konnte nie mehr ausgeglichen werden; der traurige Ruf folgte ihnen außerdem für immer nach, daß sie ungleich roher und nachhaltiger als die ihnen später folgenden Türken zu zerstören wußten, nicht aber, wie diese, Einiges wieder aufzubauen oder auszugleichen verstanden.

So innig waren stete Religionsstreitigkeiten mit dem Wesen des Staates verbunden, daß Johann VII., der Paläologe, wie sein Vater Manuel, glaubte, den Sturz desselben noch durch Unterstützung von Seiten der Abendländer abwenden zu können. Er unternahm zu dem Ende in Begleitung des Patriarchen von Constantinopel und zahlreicher Bischöfe und Geistlichen eine Reise nach Italien. Es kam ein Concilium zu Ferrara, später in Florenz zu Stande, auf welchem mit dem Kaiser zugleich der Papst Eugen IV. erschien. In der That erfolgte im Jahre 1438 in der Kathedrale zu Florenz eine wenigstens äußerliche Vereinigung der griechischen und der lateinischen Kirche, nach sechshundertjähriger Trennung beider. Die Vereinigungsacte wurden von dem Kaiser, dem Papste und der Mehrzahl der dazu berufenen Geistlichen feierlich unterzeichnet. Demetrius, des Kaisers Bruder und Markus, der Patriarch von Ephesus, hatten sich aber des Unterzeichnens enthalten. Als die Griechen nun nach

Constantinopel zurückkehrten, wurden sie von fanatischen Priestern und dem großen Haufen des Volkes mit Mißtrauen und Verachtung empfangen. Die Anhänger der Vereinigung waren bald auf den Palast zu Constantinopel beschränkt. Die von dem Papste versprochene materielle Hülfe blieb außerdem aus und so erhielten den Kaiser Johann nur noch die Angriffe der Türken auf dem Throne, durch welche der thörichte Volkshaufen eingeschüchtert wurde.

Viele der zurückgekommenen Geistlichen bekannten, daß sie das unbesleckte Opfer verrathen und verdammliche Azymiten geworden seien (d. h. das Abendmahl mit ungesäuertem Brode Genießende). Andere gestanden, daß die Hand, welche die Vereinigung unterzeichnet, abgehauen, die Zunge, welche das lateinische Glaubensbekenntniß ausgesprochen, ausgerissen werden sollte. Der russische Primas, Cardinal Isidor zu Moskau, wurde durch eine Synode verdammt und entging dem fanatisirten Volke kaum.

Auch der zwölfte Constantin, der Paläologe, der letzte griechische Kaiser, hatte wohlmeinend geglaubt, der sinkenden Macht des Christenthums im Oriente eine Stütze verleihen zu können, wenn er die Anhänger des griechischen und des lateinischen Cultus zu einem gemeinsamen Bekenntniß vereinigte. In diesem Sinne hatte er das Henotikon mit dem Papste abgeschlossen, — leider mit einem seinem Wunsche ganz entgegengesetzten Erfolge. Der Kaiser Zeno hatte in einer früheren, dazu viel geeigneteren Zeit Aehnliches bereits vergebens versucht. Ducas*), der Augenzeuge von der Eroberung Constantinopels, sagt hierüber in hohem Grade bezeichnend, indem er die von den Türken in der Aja Sophia verübten viehischen Gräuelpeschreibt: „Wäre in diesem Augenblicke wirklich ein Engel vom Himmel gestiegen und hätte er die Worte verkündet: Nehmet die Kirchenvereinigung an, und ich will die Feinde aus der Stadt treiben, — sie würden sich dennoch nicht dazu bekennen und sich lieber den Türken, als der römischen Kirche überliefern haben.“

Unter so maßlos thörichtem Zwiespalte rückte die letzte, entscheidende Katastrophe heran. Mohammed II. und seine Türken, welche vertragsmäßig schon längst Moscheen in der Stadt besaßen, wußten genau, daß deren Bewohner sich in einem Zustande der Auflösung und

*) Historia byzantina. Bonnae, 1834. Chronikon. XXXIX. pag. 163.

Zerfetzung befanden. Die Frucht war überreif zum Abschütteln. Vergebens ermannte sich der vom Volke verlassene Kaiser; tapfer kämpfend fiel er auf der Mauer. Nur zwei Thore waren von Griechen, die andern von fremden Hülfstruppen vertheidigt worden. Die Seele der Vertheidigung war der Genueser Giustiniani. Das feige Volk, dessen Hunderttausende immer noch so viele streitbare Männer hätte stellen können, um die Türken schon durch ihre Masse zurückzudrängen, flüchtete sich, anstatt zu fechten, in die Kirchen, um unverdienten Schutz von oben herab zu erflehen. Die Sophienkirche war namentlich in allen ihren Räumen von Männern und Weibern überfüllt. Zene ließen sich von hier aus paarweise an einander gebunden in die Slaverei treiben, mußten jedoch bei dem Abzuge vor ihren Augen die Frauen und Jungfrauen noch viehisch schänden sehen, ohne daß auch nur einer dieser Elenden den Kampfstod so unermesslicher Schmach vorgezogen hätte. Einzelne anerkennenswerthe, aber spärliche Ausnahmen sind vorgekommen. Der Venetianer Nic. Barbaro *) erzählt als Augenzeuge, daß Weiber und Kinder während des Kampfes Steine auf die Mauer getragen haben, damit die Streiter mit diesen die Feinde empfangen konnten. Das hiermit verdiente Lob schwindet jedoch wieder vor der Thatfache, daß die ersten Türken nicht über die Mauer, sondern durch einen verdeckten Gang vom goldnen Horn her, bei dem Holzthor, eindringen, was nur durch Beihülfe ortskundiger Griechen hatte geschehen können. Der Umstand, daß die dort am Wasser wohnenden Fanarioten unmittelbar nachher von den Siegern ausgezeichnet milde behandelt, ja bis auf den heutigen Tag vielfach bevorzugt worden sind, macht es wahrscheinlich, daß sie Verrath getrieben und ihrem Kaiser Feinde in den Rücken geführt hatten.

So war denn das griechische Volk von seinem wohlverdienten Schicksal endlich ereilt worden. Die Barbarei hatte ihren Einzug in die Königin der Städte gehalten. Ihre Entvölkerung konnte nur durch Uebersiedelung von 5000 türkischen Familien aus Asien und Thracien einigermaßen verdeckt werden. Wenn „centrifugale Tendenz der Provinzen“ hierbei wirklich im Spiele gewesen wäre, so muß man doch gestehen, daß sie ja durch mehrere Kaiser absichtlich veranlaßt worden war. Der Vater des letzten Constantin, Manuel, theilte

*) Giornale dell' assedio di Constantinopoli. Vienna, 1856.

den Rest des schwachen Reiches unter sechs Söhne, von denen der älteste Constantinopel allein, mit seiner nächsten Umgebung erhielt. Man schuf also, als die letzten Zuckungen des hinsterbenden Staatskörpers bereits eingetreten waren, noch die Kleinstaaterei, welche Deutschlands Verderben von je an gewesen ist. — Die oben gelieferte kurze historische Uebersicht dürfte bei unbefangenen Lesern genügen, um das Urtheil zu begründen, daß bei jenem Sturze kein blinder Zufall obwaltete; denn tausend Jahre lang hatte die ewige Gerechtigkeit dem Reiche Constantins I. langmüthig — aber vergebens — Frist gewährt, seine lange Reihe von Missethaten zu sühnen, die andere Staaten weder in so widerwärtiger Gestalt, noch mit so klarem, durch geistige Bildung erhöhten Bewußtsein vollbracht hatten.

Charakteristik. — Wenn es im Allgemeinen schon eine kaum zu lösende Aufgabe ist, die Charakteristik einer ganzen Nation so zu zeichnen, daß sie auch nur mäßigen Ausprüchen genügt, so ist sie bei der griechischen Nation mit zwiefachen Schwierigkeiten umgeben. Die Griechen sind von anderen Volksstämmen so oft überfluthet, sie haben ihren ursprünglichen klassischen Typus durch vielfache Kreuzung mit jenen so wesentlich umgestaltet, daß es nöthig sein würde, die einzelnen zerstreuten Abtheilungen des Volks in den verschiedenen Provinzen zu studiren, um eben so viele gesonderte Zeichnungen zu entwerfen. Wem hierüber noch Zweifel übrig bleiben sollte, der würde diesen wahrscheinlich ablegen, sobald er Hrn. Fallmerayer's *) gründliche Untersuchungen über diesen Gegenstand näher kennte. Am reinsten haben ihr Blut offenbar die im Fanar zu Constantinopel selbst lebenden Griechen erhalten, deren Wohnungen von Galata und Pera durch den Hafen des goldenen Horns getrennt sind. Diese auch im übrigen Europa wohlbekannten Fanarioten lehnen jede Verwechslungen mit den Peroten stolz ab. Sie mögen sich hierbei auf den Einfluß stützen, der ihnen von der Pforte durch häufige Benutzung ihrer Talente eingeräumt worden ist, indem man sie zu politischen Missionen in das Ausland, als Pforten-Dolmetscher benutzte, ja geraume Zeit hindurch ihnen sogar die Verwaltung der Donau-Fürstenthümer anvertraute. — Hier soll nur von den Griechen im Allgemeinen die Rede sein, die, zur Zeit im osmanischen

*) Fragmente aus dem Orient, 2. Bd. Stuttgart, 1845. S. 372.

Reiche leben, — deren Zahl man auf etwa zwei Millionen angibt, die gleichmäßig auf Europa und Asien vertheilt wohnen sollen. Doch dürfte diese Zahl etwas zu gering geschätzt sein; Hr. v. Keden *) zählt in Europa 1,050,000 Griechen unter türkischer Herrschaft. Die Hellenen des Königreichs habe ich persönlich nicht besucht und erkläre deshalb, daß die nachfolgende Schilderung auf sie keinen Bezug hat.

Mit den körperlichen Eigenschaften beginnend, bemerke ich zuvörderst, daß die mir in Europa und Asien vorgekommenen griechischen Männer der Mehrzahl nach eine Körperlänge von 5' 4" — 6" nicht überschritten. Ausnahmen von 5' 8" oder 9" sah ich selten. Die Verhältnisse der einzelnen Theile des Körpers sind jedoch vollkommen günstig, Hände und Füße meistens klein, die Bewegungen der Glieder gemeinhin lebhaft, oft zierlich, so, daß sich schon hieraus Geschmack und Feinheit entnehmen läßt. Von den andern Volksstämmen unterscheidet man sie dadurch leicht, am sichersten von dem gravitätischen Türken. — Große, schwarze Augen mit geistvollem, oft stechendem Blick, hochgewölbte Augenbrauen, vortheilhafter Gesichtswinkel, mäßig hervorragendes Kinn, kleiner Mund, reiches schwarzes Haar, schmilcken besonders die Frauen. Die Nase ist etwas stärker, als zur klassischen Zeit; auch entbehrt sie des damaligen geraden Rückens und des unmittelbaren Ueberganges der geraden Linie von der Stirn aus; die gewöhnliche Einbiegung der Nasenwurzel nach innen fehlt nie. Schlank, hohe Figuren bemerkte ich aber auch unter den Frauen nur ausnahmsweise. Da diese, nebst den fränkischen und jüdischen Frauen, allein völlig ohne Schleier einhergehen, so sind sie der Beobachtung um so eher zugänglich. Der Sonntag gewährt hierzu die bequemste Zeit; Männer und Frauen lieben es, an diesem Tage die ausgefuchtere Toilette in den Kirchen und auf Spaziergängen außerhalb der Stadt zu zeigen.

Mit den Idealen des Apollo von Belvedere, der mediceischen Venus, der Niobe u. s. w. in frischem Gedächtniß, die ich in verschiedenen Lebensaltern zuerst in Paris, dann zu Rom und zu Florenz zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, ist es mir nicht gelungen, die Erinnerung an diese Ideale im Orient lebendig aufzufrischen, wie es den Hrn. Pouqueville, v. Grimm **) u. A. mög-

*) Die Türkei und Griechenland. Frankfurt, 1856. S. 78.

**) A. a. D. Th. III. S. 111.

lich war. Wenn der letztere sagt: „Alle Eigenschaften, durch die sie im Alterthume glänzten, ruhen in dem Volke, wie der Keim in der Saat, und erwarten nur freie Luft und warmes Sonnenlicht, um wie einst empor zu blühen,“ — so muß man erwägen, daß dieser Gedanke zu einer Zeit niedergeschrieben worden ist, in welcher man durch ganz Europa begeisterte Hoffnungen hegte von dem Auferstehen des klassischen Griechenlands im hellenischen Königreiche. Nachdem letzteres jetzt bereits die mittlere Dauer eines Menschenlebens hindurch bestanden hat, so sind diese Hoffnungen leider bedeutend gesunken; das geistige Ringen zu Athen, obgleich von einzelnen trefflichen Männern gestützt und gehoben, hat immer noch nicht vermocht, die große Masse des seit vielen Jahrhunderten methodisch niedergedrückten Volkes zu durchbringen und zu höherer Thatkraft zu entflammen. Würde es anders und besser werden, wenn die im osmanischen Staate zerstreut lebenden zwei Millionen Griechen dem Königreiche hinzugefügt würden? Nach dem was ich gesehen, fühle ich mich geneigt, das Gegentheil zu vermuthen. Hr. v. Grimm wurde durch das Anschauen einer mit Lumpen bedeckten griechischen jungen Bettlerin zu einem poetischen Ergüsse begeistert. Die phantasiereiche Empfänglichkeit, die sich hierdurch bekundet, mag Den, welcher sie besitzt, glücklich machen; aber dem nüchtern beobachtenden Naturforscher wird man es auf der andern Seite nicht verargen, wenn er der Phantasie weniger Raum vergönnt, und sich an das vor ihm liegende Reale hält. Die Reise des Hrn. Bouqueville *) durch die hellenischen Provinzen fällt in die Zeit der fast durch ganz Europa verbreiteten glühenden Theilnahme für die damals unter den Griechen auslodernden Freiheitsflammen. Wer hätte damals nicht gerne das Möglichste gethan, um die Nachkommen des großen Volkes in ihren politischen Bestrebungen für die Unabhängigkeit von einer barbarischen Regierung zu unterstützen? Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erklären sich manche Aussprüche des begeisterten Schriftstellers leicht, die er nach einer vierzigjährigen Abkühlung heute vielleicht nicht wiederholen würde. Damals sah Hr. Bouqueville die Züge des schönen Ideals auch in dem zweimal unterjochten Volke; heute würde er erkennen müssen, daß auch der Genuß der Selbstständigkeit nicht im Stande

*) Voyage dans la Grèce. Paris, 1826. pag. 187.

gewesen ist, jenen hohen Sinn wieder zu erwecken, der zu unsterblichen Thaten begeisterte. — Um jedoch zu zeigen, daß der ruhige Beobachter des regen Sinnes für griechische Schönheit aus der klassischen Zeit nicht baar ist, will ich bei dieser Veranlassung mittheilen, daß mir auf meinen Wanderungen zwei Orte aufgestoßen sind, die den Urtypus altgriechischer Schönheit unvermischter bewahrt haben, als vielleicht irgend ein Ort im heutigen Griechenland. Es sind die Städte Amalfi und Syrakus, beide ursprünglich großgriechische Colonien. Das gegenwärtige Amalfi zeigt außer seiner Kirche kaum einige Spuren seiner ehemaligen Größe, die in das 10. und 11. Jahrhundert n. Chr. fällt. Damals war es durch ausgedehnten Handel und Schifffahrt reich, macht auch sogar auf die Erfindung des Compasses Anspruch. Gegenwärtig fabricirt es Macaroni und geringe Papiersorten. Hier nun war es, wo mir schon der Sohn des Gastwirthes, ein 14jähriger Knabe, an Körpergestalt, Gesichts- und Schädelbildung als ein vollendeter Altgriecher auffiel. Mein Erstaunen wuchs aber nicht wenig, als mir, indem ich eine schmale Bergschlucht hinter dem Städtchen hinauf wandernd einer Zahl von zehn bis zwölf Knaben und junger Mädchen begegnete, die aus den oberhalb gelegenen Papiermühlen Ballen auf dem Kopfe nach den Magazinen der Stadt trugen. Die durch diese Beschäftigung nöthig werdende aufrechte Haltung begünstigte meine aufmerksame Beobachtung. Ihre Mehrzahl trug dieselben körperlichen Merkmale an sich, welche ich vorher an dem Gastwirthssohne bewundert hatte. Namentlich erreichte der Gesichtswinkel das möglichst vortheilhafte Maaß von 85—90°; die Schädelform erschien als ein tadelloses Ovoid gewölbt; die gerade griechische Nase ließ an ihrer Wurzel kaum eine schwache Einbiegung bemerken; die Augen schienen weniger voluminös, als die vieler Neapolitaner, aber die Augenlidspalten waren weit geschlitzt, und aus ihnen blickte ein glänzendes dunkelbraunes Auge intelligent und in einer Weise anziehend hervor, die sich besser empfinden, als in Worten ausdrücken läßt. Man rechne noch schön geschwungene Augenbrauen und ein vollständiges Ebenmaaß der Glieder hinzu, und man wird dann das Staunen des Beobachters gerechtfertigt finden, welches auch durch dessen Freund und Begleiter, Hrn. Geh. Rath Krüger (der jetzt zu Liegnitz in Schlesien lebt), getheilt wurde. Diese Personen gehörten den niederen Ständen an, die sich dort vielleicht um so

unvermischter erhalten haben, als das Städtchen von den großen Straßen fern liegt und selbst von Touristen nicht häufig berührt wird; ebenso läßt der jetzt versandete Hafen auch keinen Seehandel mehr zu, der den Namen verdiente. — Der zweite Ort, der Aehnliches, jedoch in viel geringerer Zahl, darbietet, ist Syrakus. Aber hier darf man die klassischen Formen, welche an den griechischen Ursprung von Syrakus erinnern, nicht mehr bei dem gemeinen Volke, nicht bei den Weibern suchen, die heute im blandusischen Quell ihre Wäsche säubern, indem sie dem hinabschauenden Fremden widerwärtige Rufe zusenden. Jedoch in der höheren Gesellschaft bin ich einzelnen Frauengestalten begegnet, welche dem Profil und der Körpergestalt nach, mich unwillkürlich an die unter dem Namen einer Venus im Museum zu Neapel vorhandene Statue erinnerten, die eine Jungfrau darstellen soll, welche ihren Rücken im glänzenden Meere bei Syrakus abspiegelt.

Nach dem dort Beobachteten muß ich mich mit Blumenbach *) einverstanden erklären, welcher behauptet, daß die Gesichts- und Schädelbildung altgriechischer Statuen nicht, wie Viele gemeint haben, von den Künstlern bloß idealisirt, sondern den täglich ihnen vorschwebenden Modellen wirklich nachgebildet sind, wengleich die geziemende Rücksicht darauf, stets nur die schöneren Formen zur Geltung zu bringen, nirgends zu verkennen ist. Blumenbach **) stützt seine Ansicht auf den von ihm abgebildeten altgriechischen Schädel, dem leider der Unterkiefer fehlt. Mir scheinen die erwähnten lebenden Köpfe nicht bloß treffendere, sondern auch anziehendere Beweise für Blumenbach's Behauptung zu liefern. Hr. Prichard ***) bildet übrigens einen altgriechischen Schädel ab, der hinsichtlich des Gesichtswinkels den Blumenbach'schen noch etwas übertrifft. Leider findet sich die Abstammung des Schädels nicht angegeben; ist er vielleicht ideal? — Es galt, den Meisterwerken des Phidias und Praxiteles ihre Geltung als gelungenste Nachbildungen wirklich vorhandener ausgewählter Körperformen zu sichern, auch bildende Künstler auf die sich ihnen vielleicht in Amalfi darbietende Fundgrube aufmerksam zu machen, weshalb die ausgedehntere Behandlung des interessanten Gegenstandes entschuldigt werden mag.

*) Decas sexta collectionis craniorum. Gottingae, 1820. pag. 7.

**) Eod. I. Tab. LI.

***) The Natural History of Man. III. Edit. London, 1848. pag. 199.

Indem ich mich nun zur Schilderung der geistigen Seite der osmanischen Griechen wende, empfinde ich das Widerstreben, welches dem Bewußtsein folgt, wenn man eine Arbeit unternimmt, die wenig Dank, bei dem Geschilderten vielmehr das Gegentheil, erndtet wird. Aber der Plan der Schrift fordert diese Arbeit, bei der ich übrigens nur einen breit getretenen Weg beschreiten kann. — v. Hammer *) fand in den Griechen ein Gemisch von glänzenden Eigenschaften und dunkeln Schwächen, — von Geschmack und Feinheit mit Hinterlist und Schlanheit. — So ist es noch heute. Aber die Griechen besitzen eine Art des Stolzes, die kaum bei einer andern Nation, in solchem Grade selbst bei den Römern nicht, zu finden ist, nämlich den Stolz auf den Ruhm der Voreltern aus einer längst untergegangenen, frühen Zeit. Es finden sich wenige Griechen, die nicht der Meinung wären, daß sie diese große Vorzeit mit mäßiger Anstrengung wieder heraufbeschwören würden, sofern die maassgebenden europäischen Regierungen sie nur frei handeln lassen möchten. Freilich gibt es auch außerhalb Griechenland Regionen, in denen ein solches eigenthümlich hoffärtiges Wesen verwandtschaftlichen Anflang und Nachsicht finden mag; aber wo es auf einer so gebrechlichen Grundlage ruht, als bei der unermesslichen Mehrzahl der Griechen, da streift es gar hart an das Lächerliche. Außerdem zeigen sich die mit Macht bekleideten Griechen stets befehlshaberisch und hochfahrend. Sie übertreffen hierin fast ihre Herren, die Türken, um ihre Mitbürger die erlangte hohe Stellung empfinden zu lassen. Was das Keimen der edlen Saat betrifft, die nach Hrn. v. Grimm **) „nur der freien Luft und des warmen Sonnenscheins bedürfen würde,“ um fröhlich zu gedeihen, so scheint der Grund und Boden stark überschätzt worden zu sein, in welchem verschlossen jene Keime jetzt ruhen. Jener „warme Sonnenschein“ würde, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, doch wohl nur aus Norden, über russisches Eis her, zu den Griechen gelangen können, und diese scheinen dergleichen in der That zu erwarten, auch sogar zu wünschen. Hierin spiegelt sich indessen eben die mächtige Kluft ab, welche die klassische Zeit von der Gegenwart weit gähnend trennt. Die alten Griechen entwickelten ihre bis zur höchsten Stufe der damals möglichen Civilisation hinaufreichende Macht aus der ihnen

*) Constantinopel und der Bosphorus. II. S. 392.

**) A. a. D. Th. 3. S. 111.

innewohnenden schöpferischen Kraft; mit frischem Jugendfeuer mußten sie die ihnen von den Egyptern und Indern zugekommenen Schätze der Kunst und Wissenschaft aus sich selbst zu veredeln und in ihr Eigenthum zu verwandeln. Fremde Gesetze wiesen sie selbst dann tapfer zurück, wenn sie ihnen mit Hülfe unzählbarer Heeresmäulen aufgedrungen werden sollten. Neue schöpferische, göttliche Kraft ist altersschwach dahingesunken. Die heutigen Griechen wandeln auf den Pfaden der letzten oströmischen Kaiser fort! Sie klammern sich an fremde Hülfe an, obgleich ihre eigene Geschichte sie auf jedem Blatte belehrt, daß die wahre Hülfe nur von innen heraus beschafft werden kann.

Die meisten osmanischen Griechen widmen sich gegenwärtig dem Erwerbe durch den Handel. Dennoch stehen sie in dergleichen Geschäften den ruhig berechnenden Armeniern so weit nach, daß die Suprematie der letzteren hierin im Oriente ziemlich allgemein anerkannt ist. Der unbestritten mit dem durchdringendsten Geiste ausgestattete Minister v. Stein*) nannte in seiner derben Ausdrucksweise die Griechen „ein in allen Künsten der Hinterlist und Ränkesucht zur Meisterschaft gelangtes Volk.“ Hr. v. Keden**) zieht aus seinen Völker-Vergleichungen den Schluß, daß „kein Volk so geschickt zur Intrigue und zum Verrath ist, als die griechische Bevölkerung der Türkei“. Nehulichen Urtheilen begegnet man im Oriente allenthalben; dadurch muß mit dem Schuldigen auch der Unschuldige leiden, und so kann es nicht ausbleiben, daß für sie im Handel und Wandel Nachtheile hieraus hervorgehen. In erhöhter Potenz huldigen dem Geiste der Intrigue die wohlhabenden Fanarioten, die den Handel in das Reich der Politik einzuführen gewußt haben.

Zu den glänzenden Eigenschaften der Griechen darf man die große Leichtigkeit zählen, mit der sie sich fremde Sprach-Idiome aneignen. Viele von ihnen sprechen, außer der unvermeidlichen türkischen, auch die italienische und französische Sprache geläufig. In dem Buchladen des Hrn. Köhler zu Pera traf ich mit zwei jungen griechischen Damen zusammen, die sich im geläufigsten Französisch

*) S. Berg, das Leben des Ministers v. Stein. VI. Berlin, 1855. S. 860.

**) A. a. D. S. 87.

nach den Producten der neuesten französischen Romanen-Literatur erkundigten und hierbei eine nicht geringe Kenntniß derselben verriethen. Meine Aufmerksamkeit nahmen freilich in höherem Grade die lebhafteste Ausdrucksweise, das sprechende Auge mit seinem intelligenten Blicke, die graziöse Haltung in Gang und Geberde, in Anspruch, — Eigenschaften, die den Griechinnen selten fehlen. Man muß ihnen lebenswürdiges, anziehendes Benehmen zuerkennen, selbst wenn man die antike Schönheit bei ihnen vergebens sucht, die den hellenischen Frauen ungesucht eine so unbestrittene Macht im bürgerlichen Leben verlieh. Gewöhnlich sind jetzt die griechischen Frauen mehr untersehten, als schlanken Körperbaues, erlangen früh eine Fülle der äußeren Formen, die nur durch die graziösen Bewegungen anziehend bleiben können. Die Toilettenkünste ihrer Vorfahren haben sie bis heute treu bewahrt; Schminken der Wangen, Augenbrauen und Wimpern, der Lippen sind an der Tagesordnung. Die an der Oberlippe und dem Kinn bei ihnen mitunter schon früh hervortretenden feinen Haare wissen sie durch die Wirkung eines zwischen den Fingern gerollten Fadens geschickt auszureißen. Hr. Brayer *) beschreibet diese Künste näher.

Fanatismus und Unduldsamkeit gegen abweichende religiöse Ansichten kleben der großen Masse der Griechen eben so heute noch an, als vor dem Falle des oströmischen Reiches. Bei ihnen heißen nur die Verehrer des griechischen Cultus Christen; daher nennen sich auch die unirten Griechen, ebenso wie die unirten Armenier, Katholiken. Die Katholiken nehmen ihrerseits wiederum keinen Anstand, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Zahl der unirten Griechen berechnet Hr. v. Keden **) auf 25,000; ihr Patriarch residirt zu Damas. Die katholischen Geistlichen stehen aber in der Levante durchschnittlich auf einer höheren Culturstufe, als die griechischen, weil sie in steter Verbindung mit Rom bleiben. Hr. Sandreczki fand in Asien eine griechische Gemeinde, welche ihren Gottesdienst in türkischer Sprache verrichtete, weil sie der griechischen nicht mehr mächtig war. — Westeuropäische Besucher griechischer Kirchen werden in der Regel unangenehm berührt durch die unästhetischen Zerrbilder des Angesichtes des Erlösers. Man wähne indessen nicht,

*) A. a. D. I. pag. 390 n. f.

**) A. a. D. S. 81.

daß diese ausgesucht häßlichen Formen den Künstlern allein zur Last zu legen seien. Auch in ihnen spiegelt sich der Geist der Spitzfindigkeiten wieder, welcher die meisten orientalischen Concilien belebte. Es war der hl. Basilius, welcher auf einem derselben den Satz zur Geltung brachte, daß das Angesicht des Erlösers den Gläubigen in keiner solchen Form zur Anschauung gebracht werden dürfe, durch die sie zu sinnlichen Betrachtungen angeregt, oder gar von der Innigkeit des Gebetes abgezogen werden könnten. Seitdem fordert der griechische Kirchenstyl, daß das Haupt voll Blut und Wunden mit struppigen Haaren und abgemagerten Gesichtszügen zum wahren Schreckensbilde umgewandelt werde. So findet es sich denn heute in allen griechischen Kirchen und auch die leiseste Annäherung des Gedankens an ein göttliches Ideal in menschlicher Form wird hier auf den ersten Blick vernichtet. Es kann hier nur kurz berührt werden, daß Basilius d. Gr. in jener Ansicht unterstützt wurde durch die Kirchenväter Chryllus, Origenes, Tertullian und Mehrere, welche sich ihrerseits die Beschreibung des Heilandes zum Muster nahmen, die Jesaias, Cap. 53, v. 2 gibt. Ihre Gegner, an deren Spitze die Kirchenväter Gregor von Nissa, Hieronymus, Ambrosius und Augustinus standen, zogen mit Recht die Versionen des Psalmisten, v. 2 und 3 vor, welcher dem Gottessohn auch eine gottähnliche Form verleiht. Glücklicher genug hat der Ausspruch dieser letzteren die Anerkennung der römisch-katholischen Kirche erhalten; diesem Umstande verdanken wir die mit Begeisterung gedachten und ausgeführten Bilder der Schulen von Rom und Florenz, deren Anschauung gläubige Seelen zur Andacht entflammen kann, dagegen die Christusköpfe der griechischen Kirche Widerwillen und Abscheu erregen. — Bouqueville *) fand, daß die christlichen Heiligen ganz in derselben Weise angerufen werden, wie ehemals die Götter des Olymp's. Dasselbe fand ich bei den osmanischen Griechen. Freilich muß man gestehen, daß es nicht nöthig sein würde, nach Constantinopel zu wandern, um Zeuge von übelverstandener Heiligen-Verehrung zu sein.

Die Anerkennung kann man den heutigen Griechen nicht versagen, daß sie sich unter unsäglichen Bedrückungen und Herabwürdigungen immer noch auf einer humanen Stufe erhalten haben.

*) A. a. O. T. IV. pag. 406.

unter welche viele, weniger elastische Volksstämme, bei ähnlichen Verhältnissen, tiefer hinab gesunken sein würden. An Nachweisungen despotischer Gräuelt thaten sind die meisten Reise-Erzählungen aus den letzten Jahrhunderten reich. Besonders eindringlich hat die von den Türken gegen sein Volk verübten Bedrückungen Gregor Paläologus *) dargestellt. Der in Constantinopel geborene und erzogene fürstliche Abkömmling hat seine Feder freilich nicht selten in die Galle gerechter Entrüstung getaucht. Indessen muß man diese als eine wohlbegründete ansehen und sich für jetzt mit der Wahrnehmung trösten, daß die dort geschilderten Scenen gegenwärtig entweder gar nicht mehr, oder doch nur in selteneren Ausnahmen vorkommen können. Der Mord eines geraubten griechischen Mädchens, auf Veranlassung des Pascha's von Barna verübt, hat vor Kurzem den Ruf der Entrüstung durch ganz Europa rege gemacht. Dasselbe ist der Fall hinsichtlich der am 21. März 1857 stattgehabten Ermordung des württembergischen Meierei-Pächters Nieber aus Ebingen und seines Weibes. Diese Gräuelt that war wahrscheinlich von türkischen Soldaten ausgeübt worden, die an demselben Tage aus Bukarescht ausgerückt waren. Der preussische General-Consul, Hr. v. Meusebach, forderte sogleich die strenge polizeiliche Untersuchung. Schon diese Umstände beweisen, daß solche Mißthaten jetzt nicht mehr, wie sonst, ohne Rüge verübt werden können; aber es ist genug, daß sie sich immer noch wiederholen.

*) Esquisses des moeurs Turques au XIX. siècle. Paris, 1827.

XVIII.

Zur Geschichte und Charakteristik der Armenier. — Blick auf die früheste Geschichte. — Vagharschabad. — Edschmiadzin. — König Tiridates. — Sein Uebergang zum Christenthume während der Verfolgung dieses unter Diocletian. — Ruinen von Ani. — Unterjochung durch Perser, Römer, Türken und Russen. — Arianischer Religions-Cultus. — Intellectuelle Erhebung des Volkes. — Mechitharisten. — Buchdruckereien. — Ueberwiegender Handelsgeist. — Reichthümer. — Dichtkunst und Musik. — Talent für Baukunst. — Gastmähler. — Volksmedizin. — Bäder. — Armenische Sprache. — Physische Eigenschaften. — Kleidung. — Frauen. — Patriarchalische Zustände der Landleute. — Volkszahl. — Urtheil über die politische Befähigung der Armenier.

Wohin der den Osten Europa's, der den Westen Asien's Durchwandernde auch den Fuß setzen mag, — sicher trifft er mit Armeniern zusammen; was aber noch mehr ist, diese Armenier wissen ihm in vielfacher Hinsicht Achtung abzugewinnen und der nahe liegende Vergleich mit den Nachbarvölkern fällt in der Regel zu ihrem überwiegenden Vortheile aus. Jedensfalls verdienen sie die Aufmerksamkeit des Beobachters stets in hohem Grade.

Wenige Völker, welche eine Geschichte besitzen, können sich gleich den Armeniern rühmen, allen nationalen Unglücksfällen zum Troste den ursprünglichen Boden ihrer Ansiedelungen, von der frühesten Zeit her bis auf den heutigen Tag festgehalten zu haben. Sie selbst halten sich für directe Nachkommen Noah's, der am Fuße des Ararat zu Erivan (Eravan) zuerst wieder trockenes Land erblickt und dort dem Herrn einen Altar errichtet haben soll. Auffallend erscheint es immerhin, daß dort an vielen Punkten sich im Munde des Volkes Sagen erhalten, die auf die Geschichte Noah's hindeuten. Man zeigt z. B. das Grab des Weibes von Noah. Ihr König Haigh soll, der Volksfage nach, ein Urenkel Saphet's gewesen sein. Er schlug und tödtete den ihn verfolgenden Nimrod am Salzsee

und begründete hierauf das Königreich Hajaſtan. Der ſechſte König oder Patriarch ſoll Araï oder Aram geweſen ſein, nach welchem das Land fortan Ararmenien, Armenien genannt wurde. So lautet die Verſion der Armenier ſelbſt; die Griechen haben eine andere. Während des Ueberganges der Armenier zum Chriſtenthume, der, merkwürdig genug unter den Gräueln der durch Diocletian eingeleiteten großen Chriſtenverfolgung ſtattſand, war die Hauptſtadt Armeniens und die Reſidenz des Königs Tiridates: Bagharſchabad, früher Ardimet, Rhaghahh auch Northahh genannt. Der Byzantiner Fauſtus verſichert, daß, als 354 n. Chr. der Perſerkönig Sapor II. ſie zerſtörte, 19,000 Häuser vorhanden geweſen ſeien. Das durch den Apoſtel der Armenier, Gregor den Erleuchteten, geſtiftete Kloſter Edſchmiadzin liegt auf dem Boden derſelben und ein Theil der dieſem Patriarchenſitze gezollten großen Verehrung mag auf jenem Grunde beruhen. Gegenwärtig liegen 360 Höfe um das Kloſter herum. Ker Porter*) fand an dieſem von den Armeniern als Vereinigungspunkt betrachteten Orte Ende Novembers die Luſt noch milde, aber im Januar kann das Thermometer bis auf -18° R. ſinken. Im Sommer wird dagegen die Hitze und Trockenheit der Atmoſphäre in hohem Grade drückend. Schon dieſe wenigen Thatſachen halten den Gedanken ſehr fern, daß dort, am Fuße des Ararat, noch heutigen Tages ein irdiſches „Paradies“ gegründet werden könnte, obgleich Tournefort**) durch den reichen Blumenſtor, welchen er daſelbſt vorſand, ſich zu einer ſolchen Annahme bewegen ließ. Auch erklärt ſich jener unangenehme Wechſel der Temperatur, wenn man erwägt, daß Tiflis am Rur in einer Ebene liegt, welche ſich ſchon 1100' über das Meer erhebt. In dem man von dort aus gegen das im Süden aufſteigende Ararat-Gebirge hin wandert, ſo muß man drei niedrige Bergzüge überſteigen, um die armeniſche Hochebene zu erreichen, welche Erivan mit dem nahen Edſchmiadzin trägt.

Nach der erwähnten Kataſtrophe der Stadt des Tiridates erhob ſich allmählig Ani zur Hauptſtadt Armeniens. Sie läßt noch heute durch gut erhaltene Reſte gewaltiger Gebäude, Thürme und Mauern auf große Macht und Kunſtiliebe der einſt hier herrſchenden Familie der Bagratiden (Bagration) ſchließen. Dieſe Ba-

*) Travels. I. pag. 186.

**) Relation I. C. II. pag. 139. 151.

gratiden regierten seit Achod 748 n. Chr. bis auf Rafig II. 1079. Rser Porter *) und W. Hamilton **) beschriebene jene Baureste genauer und letzterer betrachtete sie sogar als den frühesten Typus maurischer und gothischer Bauart. Ani liegt 24 engl. Meilen ostwärts von Kars, am rechten Ufer des Arpatschai, im heutigen Schiraghel. Nachdem es 1064 n. Chr. durch den Seltschuken Alp-Arslan zerstört worden war, unterlag es noch mehreren anderen Eroberungen, bis endlich 1319 ein übermächtiges Erdbeben die Reste der Einwohner zum Fliehen nöthigte. An den Mauern der gut erhaltenen Ruinen bekunden zahlreiche armenische Inschriften die ehemalige Größe und Pracht der Stadt.

Der armenische Geschichtschreiber Moses von Chorene nennt nun den Ararat den Mittelpunkt Armeniens, zugleich aber auch der Welt selbst. Diese Ansicht gewinnt dadurch ungemein, daß ihr C. Ritter ***) in gewisser Hinsicht beistimmte, indem er, nach dem Vorgange von Hrn. K. v. Raumer †), dem Ararat wirklich eine centrale Geltung in der alten Welt zuweist, wofür seine geographische Stellung auch allerdings spricht. Bei den Armeniern heißt der Ararat: „Agherhdagh, Dagherdagh, Aghridagh“. Die Perser und Meder betrachten in ihren Sagen den Ararat gleichfalls als ihre Stammburg.

Auf vollkommen unzweifelhafter historischer Basis ruht indessen der armenische König Tigranes, der Schwiegersohn des Mithridates, mit dem zugleich er im letzten Jahrhundert v. Chr. die Römer bekämpfte, auch seine Herrschaft bis nach Syrien hin ausdehnte, später aber, nach dem Falle des Mithridates als Bundesgenosse und Freund der Römer hochbejahrt starb. In der Folge kämpften Parther und Römer um Armenien, bis es endlich unter Trajan zur römischen Provinz wurde. Bei dem Sinken der Römerherrschaft traten jedoch noch einmal selbstständige Könige bis 650 n. Chr. auf. Von dort ab wurden die Armenier wechselnd die Beute der Tartaren, Mongolen, Perser und Türken, zu denen endlich Rußland kam, welches 1827 den Persern mit Erivan zugleich den Sitz des armenischen Patriarchen zu Edschmiadzin ab-

*) A. a. D. I. pag. 173.

**) Asia minor. I. pag. 196.

***) Erdkunde. X. S. 364 u. f.

†) Der Ararat. S. Hertza. Bd. XIII. 1829. S. 333—340.

nahm. Mit letztern gelangte Rußland in den Besitz des Mittelpunktes armenischen Lebens, zu welchem hin die dem Volke innewohnende religiöse Begeisterung Alle gleichmäßig anzieht. Eine Wallfahrt nach Edschmiadzin, der Wunsch, in der dortigen Metropolitankirche den Segen des Patriarchen selbst empfangen zu haben, liegt dem Armenier ebenso nahe, als dem Muselmanne die Pilgerfahrt zu dem Grabe des Propheten. Dem Patriarchen fließen reiche Geschenke zur Instandhaltung des Cultus und zur Förderung armenischer Schulen, sowie nationaler Zwecke überhaupt, zu.

Die über die Erdoberfläche weithin verbreiteten, durchschnittlich wohlhabenden Armenier senden dorthin Spenden aus Calcutta, Bombay, London, Moskau, Wien, Venedig, Alexandrien, Smyrna, Constantinopel u. s. w. Ein nicht unbeträchtlicher Theil des Erdkreises wird in solchem Sinne tributär.

Die Armenier wendeten sich schon im Jahre 303 n. Chr. unter ihrem Könige Tiridates d. Gr., der durch den hl. Gregor im Euphrat getauft wurde, dem christlichen Cultus zu. Die Nation folgte ihm in Masse und Gregor soll auf einmal 400 Bischöfe geweiht haben. Nach dem Concilium zu Chalcedon, um 536, blieben sie der Lehre des Arius treu, d. h. sie sind Monophysiten, die nur einerlei Natur in der Person Christi erkennen. Bekanntlich hing selbst Constantin I. in seinen letzten Lebensjahren dieser Lehre an; kurz vor dem Tode ließ er sich zu Nicomedien von einem arianischen Bischöfe taufen. Die große Festigkeit und Ruhe, welche in dem Charakter der Armenier vorwalten, haben sie vor religiösen Schwankungen bewahrt. Verhältnißmäßig wenige haben sich durch den Drang der Umstände bewegen lassen, Muselmänner zu werden. Auch ist der Theil der Armenier, der sich mit den Katholiken unirt hat, der an Zahl geringere; die Kopffahl dieser unirten beträgt nach Hrn. v. Me den 75,000 mit einem Patriarchen in Bezummar im Libanongebirge. Um so auffallender erscheint es, daß es, wie oben (S. 74) schon bemerkt, in den letzten beiden Decennien anterikanischen Missionaren gelungen ist, protestantische Gemeinden unter den Armeniern Kleinasiens zu bilden, namentlich zu Brussa, Nicomedien, Ader-Bazar, Trapezunt, Erzerum, Smyrna, Diarbekr, Tokat, Sivas. Ihre überwiegende Hinneigung zu tieferem, selbstständigen Nachdenken ist hierbei offenbar wirksam gewesen. Daß hiergegen eine Reaction von Seiten der armenischen

Geistlichen eintreten werde, die sich der großen Mehrzahl nach auf einer bedauernswerth niedrigen Stufe der Cultur befinden, ließ sich nicht anders erwarten. Der armenische Bischof von Brussa ging schon 1839 so weit, daß er es für unerlaubt erklärte, einen Katholiken oder Protestanten in der Nähe einer armenischen Kirche wohnen zu lassen oder gar in eine armenische Wohnung aufzunehmen *). Die Geistlichen der unirten Armenier zeichnen sich durch gediegenere wissenschaftliche Bildung und durch Gewandtheit vor den nichtunirten aus, weil sie ihren Unterricht größtentheils im Auslande empfangen.

Um die Geschichte des gegenwärtigen Patriarchen von Edschmiadzin, Narses, hat sich Hr. v. Harthausen **) durch belehrende Mittheilungen verdient gemacht. Zener würdige Geistliche hatte schon, als er noch Vicar des vorigen Patriarchen Ephrem war, den Plan zu einer Schule für junge Armenier in Tiflis zur Ausführung gebracht, welche bereits 400 Schüler zählte; ihr sollte eine hohe Schule am Sitze des Patriarchen selbst folgen. Aber Narses wurde bei der russischen Regierung verdächtigt und nach Kischeneff in Bessarabien exilirt. Die russische Regierung scheint eine Ahnung von der dereinst zu erwartenden nationalen Stellung der Armenier gehabt zu haben, welche möglicherweise unbequem werden könnte. Fünfzehn Jahre später, als er zum Patriarchen gewählt worden war, bestätigte man ihn indessen in dieser hohen Würde. Der feurige Muth, mit welchem er früher die intellektuelle Erhebung seines Volkes betrieben hatte, scheint durch jene traurigen Lebenserfahrungen zumöglichster Vorsicht herabgestimmt worden zu sein. Die Armenier werden vorläufig ihre höhere, wissenschaftliche Ausbildung noch im Auslande suchen müssen. Und doch verdienen sie vollkommen, daß man ihnen diese auf alle Weise zugänglich mache.

Als specifisch armenische hohe Schule bestehen die Klöster der Mechitharisten zu Venedig und Wien, die von vielen jungen Armeniern wohlhabender Familien besucht werden. Ihr Stifter hieß Mechithar. Die Jesuiten hatten nämlich im Anfange des 18. Jahrhunderts ihre eifrigen Bemühungen dahin gewendet, die Armenier zum katholischen Cultus überzuführen, indem sie den der Armenier für einen heidnischen erklärten. Dies gelang ihnen damals mit einer

*) Vergl. Grisebach a. a. O. I. S. 74.

**) Transkaukasien. Bd. 1. Leipzig, 1856. S. 261 u. f.

nicht geringen Anzahl derselben, unter denen sich auch wohlhabende befanden. Bald jedoch erließ die mißtrauische türkische Regierung strenge Verbote gegen diese Conversionen; es folgten sogar einige Hinrichtungen übergegangener Armenier. Einer dieser Bekehrten, Mechithar, erstrebte in der That eine höhere nationale Erhebung der Armenier. Dadurch wurde seine Stellung bald eine für ihn gefährliche und er sah sich genöthigt, seinen Wohnort Aleppo zu fliehen. In Venedig nahm man ihn freundlich auf und räumte ihm in den Lagunen eine kleine Insel zur Erbauung eines Klosters ein, welches er nach den Regeln des hl. Benedict hier einrichtete. Letzteres hat bis zum gegenwärtigen Augenblicke auf die Cultur und Literatur der Armenier höchst wohlthätig eingewirkt. — Aber schon früh hatte sich das Anstreben der Armenier zu geistiger Erhebung durch Anlegung von Buchdruckereien kund gegeben, z. B. zu Lemberg, dann in Mailand, Paris, Amsterdam, Leipzig, Padua, bis Constantinopel 1777. In Edschmiadzin sollen gegenwärtig nur armenische Kalender und Gebetbücher gedruckt werden. — Auch sieht man in den westlichen Hauptstädten Armenier nicht selten ihre wissenschaftliche Bildung vervollkommen. Eine von dem russischen Obersten Lazareff zu Moskau eingerichtete armenische Bildungsanstalt erzieht junge Armenier zu Dolmetschern oder bereitet sie zu Universitätsstudien vor. — Auch zu Culcutta befindet sich ein armenisches Collegium mit einer Buchdruckerei. Und wir erfahren aus der Reise des Prinzen Waldemar *) von Preußen nach Indien, daß sich im Jahre 1832 zu Calcutta 636 Armenier befanden, gegenüber 509 Mongolen, 203 Juden, 40 Perser und 35 Araber. Unter den Künsten, welchen sich die heutigen Armenier hingeben, steht die Baukunst oben an. Es gibt zur Zeit nicht wenige Architekten, die von den Türken besonders hoch geachtet werden. Diesen wohlunterrichteten Männern sollten die Regierungen die Mittel verschaffen, die Ruinen der wichtigen altarmenischen Denkmäler an Ort und Stelle zu untersuchen; leider ist hierzu wenig Aussicht vorhanden. Hr. Bodenstedt **) fand in den Ruinen des alten Manglis in Georgien eine wohlerhaltene Kirche aus dem 4. Jahrhundert n. Chr., welche die Russen in einen Kuhstall umgewandelt hatten. Die gehörnten Bierfüßler hatten die

*) Im Auszuge von Rütger. Berlin, 1857. S. 131. Anmerk.

**) Tausend und ein Tag im Orient. Bd. 2. S. 23.

Zufchriften und Heiligenbilder rings herum abgerieben. Solche Vorkommnisse sind unter der russischen Herrschaft nach Hrn. Bodensiedt nicht Ausnahmen, sondern Regel. Die in den Städten lebenden Armenier widmen sich jedoch größtentheils dem Handel. Man hat sie deshalb die Juden der Türkei genannt. Daß die letzteren sich ihnen nicht haben gleichstellen können, beweist der tief gesunkene Zustand, in welchem man die meisten Juden der Türkei vorfindet. Die armenischen Handelsleute treten dagegen durchschnittlich mit Würde, Ruhe und Anstand auf. Ihre Banquiers haben denn auch dadurch in Constantinopel eine ungemein einflußreiche Stellung gewonnen; bei ihren häufigen Geldverlegenheiten pflegt die türkische Regierung sich fast nur an sie zu wenden. Ihr Rechnungstalent ist ein allgemein anerkannt überwiegendes. — Wenn die Juden sich dort mit kleineren Wechselgeschäften begnügen, so haben die Armenier größtentheils den Karavanen-Handel in der Hand. Mitglieder armenischer Handlungshäuser durchstreifen nicht selten den ganzen Orient bis nach Bombay und Calcutta; in den Hauptstädten West-Europa's sieht man sie häufig. Man hat sie eigennützig und geizig gescholten. Aber in der Türkei hatten sie von jeher die gewichtigsten Ursachen, ihre Reichthümer zu verbergen. Unternehmungen zur Förderung des Wohles ihres Volkes unterstützen sie dagegen gern in liberaler, großartiger Weise, wo dies, ohne Aufsehen und Mißtrauen zu erregen, geschehen kann. — Hr. v. Hammer*) rühmt von den Armeniern zwar Fleiß, Ausdauer, Erwerbsamkeit und Mäßigkeit; aber er rügt an ihnen zugleich Geschmacks-Barbarei, Unverschämtheit und göttliche Grobheit. Höchst wahrscheinlich spricht Hr. v. Hammer nur von den Kaufleuten in Constantinopel, die sich im täglichen Umgange mit dem aus allen Nationen zusammengewürfelten Gesindel von Galata und Pera einige Grobheiten wohl nicht ohne guten Grund angewöhnt haben mögen. Die Musen und die Grazien gedeihen aber nirgends unter der Herrschaft der Despotie. Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei und Musik scheinen den gegenwärtigen Armeniern im Ganzen freilich fern zu liegen. Hr. Rigler**) gibt indessen den Armeniern das Zeugniß, daß sie das gebildetste Volk im Orient sind, mit welchem die dort gebornen Franken

*) Constantinopel und der Bosphorus. Bd. 2. S. 391.

**) A. a. O. I. S. 169.

sich in der Regel nicht messen können. Es dürfte hier freilich überwiegend auf die Einwohner von Constantinopel und Smyrna Rücksicht genommen worden sein. — Ihre Gesänge ermangeln nach türkischem und persischem Muster der Melodie und der Harmonie zugleich. Und doch hörte Hr. v. Grimm*) in der armenischen Kirche zu Constantinopel einen durch Knaben gut ausgeführten vierstimmigen Choral-Gesang, welcher ihm aus Amsterdam hierher gelangt zu sein schien. In Hoch-Armenien ziehen blinde Sänger umher, die bei Volks- und Familienfesten nicht füglich fehlen dürfen. Ihnen wird in den Häusern ein erhabener Platz eingeräumt; auch bedient man sie besonders aufmerksam. Zu ihren Gesängen benutzen sie häufig die tartarische Sprache; sie begleiten sie mit einem einfachen Saiten-Instrumente, der „Sas“, welches der russischen Balalaika und dem slavischen Gurlt ähnlich ist. Hr. Dubois de Montperaux**) hatte die seltene Gelegenheit, verschiedene orientalische Gesangsweisen zu Kulpe in Armenien nach einander zu hören und sie mit einander zu vergleichen. Er fand besonders kurdische Lieder durch einen ernsthaft melancholischen Charakter ausgezeichnet, harmonisch und rhythmisch wohlklingend; ihnen ähneln die kaukasischen und lezghischen; die letzteren sagten ihm durch Einfachheit und Harmonie besonders zu. — Den Gesang halten indessen die gebildeten Orientalen allgemein für unentbehrlich zur Erhebung der Dichtkunst. Hr. Bodenstedt***) läßt deshalb den Mirza-Jussuf, der seine Studien des Arabischen in Bagdad gemacht hatte, den Mirza-Schaffy in Tiflis einen „Tshekj“, einen Esel unter den Trägern der „Wissenschaft“ nennen, denn „singen kann er gar nicht! Nun frag' ich dich: Was ist Wissen ohne Schrift? Was ist Weisheit ohne Gesang?“ Wenn aber die Armenier des Kunsttalentes so ganz ermangelten, so würden ihre in der Baukunst neuerdings erzielten Erfolge schwer erklärlich sein; freilich muß hierbei erwogen werden, daß sich auch bei den Griechen und Römern, zur Zeit des Verfalles der Künste, die Architektur am längsten erhalten hat. — Von den Kaufleuten rühmt Hr. v. Harthausen†) übrigens noch speciell, daß, sobald sie von dem

*) U. a. D. Th. 3. S. 128 u. f.

**) Kaukasische Reise. Bd. 2. S. 141.

***) U. a. D. Bd. 1 S. 94.

†) U. a. D. Bd. 1. S. 492.

Geschäftsverkehr in die Familie zurückgekehrt sind, sie jederzeit in dieser die ursprüngliche patriarchalische Liebenswürdigkeit stets von neuem entwickeln.

Den Freunden der Tafel und des Wein's sind die Armenier durchaus nicht abhold. Hr. Kolenati *) wurde zu einem armenischen Gastmahle geladen, dessen zahlreiche Gänge er gewissenhaft beschreibt. Auffallend ist es mir gewesen, daß ein Gericht aus Kesseln den Schluß desselben bildete. Da ich nämlich eine Anzahl bei uns wildwachsender Kräuter, in der Form von Gemüsen, an mir selbst versucht habe, so muß ich bekennen, daß ich unter allen die Kessel (*Urtica dioica* und *urens*) am wenigsten schmachhaft gefunden habe; sie wurde indessen von den Alten als auflösendes Mittel häufig genossen und ist in dieser Hinsicht nicht unwirksam, wenn man sie im Frühlinge frisch und Wochen lang in gehöriger Menge benutzt. Sollten die Armenier ein überreiches Mahl aus solcher medizinischen Rücksicht mit der Kessel schließen? Der Maulbeer-Brantwein, *Tuta*, soll den Armeniern gefährlich sein, wo sie keinen Wein haben.

Ueber armenische Aerzte, Chirurgen und Barbieri hatte Hr. Kolenati gleichfalls Gelegenheit, sich zu unterrichten. Mittheilungswerth erscheint mir, was er von armenischen und tartarischen Bädern sagt. Sie sind zum Schwitzen und Champoigniren eingerichtet. Der Badende legt sich auf den Bauch und der Wärter tritt auf seinen Rücken, indem er, sich mit den Händen stützend, sein Gewicht vermindert. Er beugt sich zu den Schultern hinab, welche er mit den Händen faßt und rutscht dann mit seinen Zehen zu beiden Seiten nach abwärts, kehrt sich hernach um und rutscht wieder aufwärts, die Muskeln knetend.

Ihre Sprache war in vergangener Zeit die alt-armenische, welche heute nur noch von den Schriftgelehrten verstanden, aber nicht mehr gesprochen wird; gegenwärtig ist die neu-armenische die gewöhnliche Sprache des Volkes. Jene verhält sich zu dieser, wie etwa die altrömische Sprache zu den romanischen Dialecten, ist jedoch ungleich weiter von der neuen Sprache entfernt und legt selbst dem Studium der sprachgewandten Armenier ungewöhnliche Hindernisse in den Weg. Ehedem hielt man sie für eine semitische, der

*) Ueber asiatische Medicin. s. Prager Vierteljahrsschrift. Bd. 34. S. 49.

medischen nahe stehende Sprachform. Die Hrn. Petermann und Neumann vindiciren ihr aber nach gründlichen Untersuchungen die indo-germanische Abkunft. Das erste armenische Alphabet erfand der hl. Mesrop um 406 n. Chr. mit 38 Buchstaben, deren Zahl durch viele Kehl- und Zischlaute gesteigert wird. — Auffallend erscheint es, daß sich in der westasiatischen Hochebene und in Hoch-Armenien die tartarische Sprache ein Bürgerrecht erworben hat, welches sie für den Gebrauch in der Unterhaltung der französischen, wie sie in Europa gilt, nahe stellt. — Am ungünstigsten urtheilen in der Regel Geistliche und Missionäre, welche unter den Armeniern reisten. Schon vor hundert Jahren rügte de la Croix*) Geiz, Wucher, Simonie und Mißtrauen, nachdem er jedoch auch ihren rühmenswerthen Eigenschaften Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen. Am wenigsten liebenswürdig fand die Armenier der amerikanische Missionär Eli Smith**). Doch scheint sich sein Urtheil besonders auf größere Städte, z. B. Erzerum, Erivan, Tauris zu beziehen. Er klagt ihre Priester der größten Unwissenheit und der Simonie, die Eltern der Verkäuflichkeit ihrer Töchter, den Kirchendienst der Unordnung an, welche bis zum Theetrinken und zu Prügeleien während der Messe steigen könne. Abgesehen von dem bei den Kaufleuten freilich nicht seltenen Wuchergeiste und der Verkäuflichkeit geistlicher Aemter, mag der protestantische Eiferer in verderbten Vierteln großer Städte Ausnahmen von der Regel entdeckt haben, wie sie sich leider fast an allen solchen Orten vorfinden.

Die mir zu Gesicht gekommenen armenischen Männer ragten in der Mehrzahl über die mittlere Körpergröße hervor. Ein fester Schritt zeichnet sie aus; schon durch ihn unterscheidet man sie leicht von dem mehr beweglichen, nach rechts und links sich wendenden Griechen. Ihre Physiognomie zeigt edle Züge des kaukasischen Typus. Die Stirn ist breit, die Nase in der Regel hervorragend groß, oft convex, die Farbe des reichen Haupthaares und der Augenbrauen ist schwarz, die Augen liegen etwas tief und senden eindringliche feste Blicke unter den vorragenden Augenbrauenbögen aus; die Lippen etwas zu dick, der Mund meistens weit. Die Schultern breit, das Knochengeriüst stark. — Blumenbach***) bildet den Schädel eines

*) La Turquie chrétienne. I. pag. 195.

**) Missionary Researches in Armenia. London, 1834. pag. 325 und 385.

***) Decas quinta collectionis craniorum. Göttingae, 1808. Tab. XLI.

Armeniers ab, der hinsichtlich der besonders stark ausgebildeten Nase und der weiten Nieshöhlen, auch wegen der senkrecht herabsteigenden Zahnfortsätze der Oberkiefer, ebenso wegen der geräumigen Augenhöhlen, charakteristisch genannt werden kann. Doch die zurückgedrängte flache Stirn der Abbildung bewirkt eine Ausnahme von der Regel, sie würde einen unvortheilhaften Gesichtswinkel ergeben. Letzteren habe ich bei den meisten Armeniern viel günstiger gesehen. Der Rest des abgebildeten Schädels erscheint indessen geräumig und fuglicht. Die zurückgedrängte, abgeflachte Stirn würde unter solchen Nebenverhältnissen auch an und für sich kein nachtheiliges Zeugniß für die hinter der Stirn thronenden geistigen Fakultäten ergeben können. Der treffliche C. M. Arndt *) erwähnt einer ganz ähnlichen Stirn — „Eselstirn“ — bei dem geistreichen Minister v. Stein, und da ich den letzteren in der Nähe zu beobachten mehrfache Gelegenheit fand, so kann ich die meisterhafte Zeichnung M. Arndt's nur vollkommen bestätigen. — Die von Blumenbach auf den Märkten zu Amsterdam und London beobachtete Aehnlichkeit zwischen Armeniern und Juden habe ich nicht bestätigt gefunden; die Armenier dürften sie im Orient am wenigsten zulassen wollen.

Man sieht die Männer nicht anders als schwarz gekleidet und selbst die Frauen lieben dunkle Farben; letztere erscheinen auf der Straße stets halb verschleiert. Die Männer tragen einen Kalpak, d. h. einen randlosen, oben ausgebogenen schwarzen Hut. — Die armenischen Frauen zeigen durchschnittlich schlanke, wohlgebildete, volle Formen. Unter ihnen finden sich nicht selten selbst solche, die man für vollendete Schönheiten nach cirkassischem Typus würde erklären müssen, wenn sie ihr unbewegliches starres Wesen ablegen könnten, welches ihnen sicherlich nicht angeboren, sondern anerzogen worden ist. Ihr großes schwarzes Auge streitet durch seinen lebhaften offenen Blick zu sehr gegen die damit nicht harmonirende schwere Beweglichkeit der Glieder. — Die armenische Jungfrau bestimmt über sich zwar frei und ungehindert. Vom Augenblicke der Verheirathung ab darf sie aber ein Jahr lang nur mit ihrem Manne, die nächst folgenden sechs Jahre nur mit Frauen leise flüsternd sprechen. Erst die ältere Matrone unterhält sich wieder gleich der Jungfrau frei. Wo sie öffentlich erscheinen, pflegen sich beide Geschlechter von einander gesondert

*) Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein. 2. Abdr. Berlin, 1858. S. 61.

zu halten. Hr. Grisebach *) hatte Gelegenheit, bei Brussa auf einem Vorhügel des Olymp einem armenischen Volksfeste beizuwohnen, indem am 6. Mai der St. Gregorstag gefeiert wurde. Die Armenier saßen fast unbeweglich, die flüsternden Frauen schienen in der Entfernung lautlos zu sein. Der Beobachter aus der Ferne würde sich durch diese Scene zu der Annahme verleiten lassen können, daß hier unbelebte oder erstarrte Menschen versammelt seien. Ein Armenier hielt dort in einer Gesellschaft von Europäern, seine Pfeife rauchend, eine Stunde lang aus, ohne von den hierbei geredeten Sprachen ein Wort zu verstehen.

Die patriarchalische Einrichtung der Bauernhöfe in Central-Armenien beschreibt Hr. v. Harthausen sehr anziehend. Dem Oberhaupte der Familie wird unbedingter Gehorsam gezollt; selbst die verheiratheten Söhne verbleiben mit ihren Kindern auf dem Hofe. Der Betrieb des Feldbaues und der Obstzucht hat mit dem, wie er in vielen Theilen Deutschlands gefördert wird, große Aehnlichkeit. Ueberhaupt finden die Vertheidiger der Behauptung, daß die Armenier einen indo-germanischen Stamm bilden, dort zahlreiche Anhaltspunkte. — Es gibt bei den Armeniern in ihrem Heimathlande keinen erblichen Adel, auch keine Leibeigene. Wohl aber befinden sich in jedem Dorfe bevorzugte Familien, deren Oberhaupt die Polizeigewalt zu üben pflegt; Dienste oder Naturalabgaben werden aber dafür nicht entrichtet.

Das armenische Viertel in Constantinopel zeichnet sich durch Reinlichkeit der Straßen und Nettigkeit der übrigens im orientalischen Style gebauten Häuser zu seinem Vortheile aus. Durch die sorglos geöffneten Gitterfenster sieht man die Frauen häufig mit häuslichen Arbeiten beschäftigt.

Die Zahl der unter türkischer Oberherrschaft lebenden Armenier schlägt Hr. F. Eichmann zu 2,400,000 an. Die in der europäischen Türkei und hier in Städten lebenden Armenier berechnet Hr. v. Keden **) auf 150,000. Der Patriarch Marses gab die Zahl der über der Erdoberfläche zerstreut wohnenden Armenier zu 7—8,000,000 an.

Nach Allem, was ich aus eigenen und fremden Beobachtungen

*) N. a. D. I. S. 74.

**) Die Türkei und Griechenland. Frankfurt, 1856. S. 77.

über die physischen und moralischen Eigenschaften der Armenier zu sammeln im Stande war, muß ich sie für einen von der Natur ganz besonders begünstigten Menschenstamm erklären, der es vollkommen verdient, dereinst wieder eine selbstständige, nationale Stellung einzunehmen. Würde mir etwa bei dem Untergange des türkischen Reiches in Asien die Frage vorgelegt, welche Nation dort fortan zu herrschen berufen sei, so würde ich ohne Bedenken die Armenier nennen. Zwar sind sie seit mehr als einem Jahrtausend stets anderen Völkern unterworfen gewesen und waren allenthalben die gefügigsten und ruhigsten Unterthanen. An militärischen Unternehmungen haben sie sich auch in dieser langen Zeitperiode, soviel bekannt, nicht bethelligt, doch entnehmen wir aus russischen Berichten, daß sie als Leibwachen türkischer Pascha's ungemein tapfer kämpften, namentlich gegen ihre Todtfeinde, die Kurden. Ihr Dichten und Trachten war jedoch bisher ein überwiegend friedliches. Deshalb scheint auch die Pforte den Versuchen, die Armenier zu einem andern Cultus hinüber zu ziehen, früher so strenge entgegen getreten zu sein. — Ferner darf nicht verhehlt werden, daß schon vor dem Uebergange zum Christenthum unter den Königen zahlreiche Statthalter standen, die sich möglichst unabhängig zu machen strebten und häufig unter sich in Fehde lagen. Noch im 10. Jahrhundert sollen 170 solcher Dynasten vorhanden gewesen sein. — Ein solcher Vorgang ist nun freilich nicht geeignet, einem etwa dereinst neu zu gründenden armenischen Reiche große Dauer zu versprechen, — besonders wenn man die Zähigkeit beachtet, mit welcher die Armenier die aus grauer Vorzeit hergebrachten Sitten bei sich heilig halten. Aber der energische Charakter dieses Volkes, die vorwiegende Hinneigung, sich auf eine höhere Culturstufe zu erheben, die ihm innewohnende ungewöhnliche Leichtigkeit der Auffassung, endlich seine unerschütterliche Ausdauer lassen keinen Zweifel daran zu, daß es einer hohen nationalen Begeisterung fähig sein würde, wenn sich seinem berechnenden Verstande eine Aussicht auf günstigen Erfolg darböte. Nicht darf dabei übersehen werden, daß der in armenischen Händen befindliche Reichthum an edlen Metallen und an Credit ganz geeignet sein würde, eine solche Erhebung zu begünstigen, sofern man so mächtige Mittel in richtige Bahnen zu lenken verstände.

XIX.

Zur Geschichte und Charakteristik der Bulgaren. — Umfang und Bevölkerung Bulgariens. — Bodencultur. — Geschichte. — Kriegerische Tüchtigkeit. — Unterjochung. — Körperliche Eigenschaften. — Moralische Stellung. — Sittenreinheit. — Kirchliche Unbilden. — Unterdrückung bulgarischer Literatur. — Vergleichung mit den Nachbarvölkern zum Vortheile der Bulgaren.

Ein der Beachtung in hohem Grade werther Volksstamm des osmanischen Reiches in Europa ist der der Bulgaren. Das sogenannte Königreich Bulgarien besteht heute aus den Paschaliks Nissa, Sophia, Silistria und Widdin. Die Bodenfläche dieser Länder beträgt 1839 □Meilen. Bulgarien bildet außerdem das Ejalet (Statthalterschaft) von Silistria. Der Sitz des Statthalters Said Pascha ist jedoch zur Zeit Ruschschuk. Dieses Land soll nach der oberflächlichen Zählung der Türken, die bekanntlich nur nach Familien und nicht nach Köpfen geschieht, 3 Millionen Einwohner enthalten. Aber die große Gewerbthätigkeit der Bulgaren hat ihre Ausbreitung in die nachbarlichen Provinzen weithin begünstigt. Sie bevölkern einen großen Theil der Dörfer und kleinen Städte bis in die Gegend von Varna und zur Dobrudscha hin nach Osten, sowie besonders am südlichen Abhange des Balkan nach dem hellenischen Königreiche, nach Albanien, nach Thessalien, Macedonien, das südliche Serbien und nach Rumelien. Sogar im südlichen Rußland sollen noch 80,000 Bulgaren leben. Hr. v. Keden*) berechnet die Gesamtzahl der Bulgaren auf $4\frac{1}{2}$ Millionen, dergestalt, daß auf die □Meile des Bodens 1631 Einwohner kommen, und diese von der Gesamtbevölkerung der Türkei einen Prozentantheil von

*) U. a. D. S. 67.

8,20 bilden würden. Warrington W. Smyth *) sah sie in der Gegend von Salonika fleißig den Acker bauen. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß sie, gegen Griechenland vordringend, die Griechen vom flachen Lande langsam, aber sicheren Schrittes, im friedlichen Kampfe um den Boden zurückdrängen. Nicht allein die Türken, sondern auch ihre christlichen Nachbarstämme, geben ihnen einmüthig das Zeugniß, daß sie hinsichtlich der Bodencultur, namentlich aber der Gärtnerei, unter ihnen am höchsten stehen. Ein ausgezeichnetes Bewässerungssystem zeichnet ihre Ackerbestellung aus; sie konnten es ursprünglich nur von den Griechen kennen gelernt haben, die es ihrerseits von den Chaldäern empfangen. Leider nöthigt sie der Mangel an Absatzwegen, dem Boden nur so viel abzugewinnen, als zu dem eigenen Gebrauche und zur Entrichtung der Abgaben erforderlich ist. Der Umstand, daß ihre Mehrzahl dem griechischen Cultus anhängt, mag außerdem die Ausbreitung unter den Griechen begünstigt haben. So ist es dahin gekommen, daß man die Kopfszahl der gesammten Bulgaren heutigen Tages auf 5 — 5 1/2 Millionen anschlagen darf, ohne sich der Uebertreibung schuldig zu machen. Ihr Stamm ist mithin in der europäischen Türkei der numerisch überwiegende. Die Kopfszahl sämmtlicher slavischen Stämme, welche in der europäischen Türkei leben, nimmt Hr. v. Keden zu 7,700,000 an. Bedenkt man, daß die Zahl der Osmanen 1,100,000 beträgt, so bedurfte es gewiß der ganzen Gutmüthigkeit dieser seit ungefähr einem halben Jahrtausend zum größten Theile entwaffneten Slaven, um den Türken die Uebermacht unbestritten zu überlassen.

Die Bulgaren sind ursprünglich gegen Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. von der Wolga und dem Kuban herab zum schwarzen Meere und zum linken Donauufer niedergestiegen. Man nannte sie deshalb Wolgaren, Bulgaren u. s. w. Bald nach dem Ueberschreiten der Donau machten sie sich als ein unternehmendes, kriegerisches Volk den Griechen furchtbar. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts erschienen die aus Asien vertriebenen Awaren, unterjochten die Bulgaren auf ihren verwüstenden Zügen durch Dacien, Pannonien und das südöstliche Deutschland. Doch ermanneten sich die Bulgaren, gestärkt durch Zuzüge aus dem Heimathlande; das Joch der Awaren wurde 635 abgeschüttelt. Um das Jahr 678

*) Reise durch Albanien, Bulgarien und Serbien. In: Südrußland und die türkischen Donauländer. Leipzig, 1854. S. 229.

gründete ihr Chan Asparuch in Nieder-Mösien ein festes Reich. Ob diese Bulgaren nun bei ihrem ersten historischen Auftreten ein tartarischer, ein ugrischer, oder, wie einige sogar wollen, ein türkischer Volksstamm gewesen, dürfte zweifelhaft bleiben. — Im 9. Jahrhundert waren sie in Mösien das herrschende Volk. Als solches befehdeten sie das oströmische Reich fast ununterbrochen. Der Kaiser Nicephorus wurde 811 von ihnen in der Schlacht erschlagen. Sie erschienen zweimal vor den Mauern von Constantinopel. Zum ersten Male bildeten sie einen Theil des von Vitalian geführten Heeres, welches den ersten christlichen Religionskrieg gegen den Kaiser Anastasius führte und diesen 518 n. Chr. zwang, mit dem Frieden das chalcedonische Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen. Der schwache Anastasius baute schon in dieser frühen Periode eine Mauer, die von der Propontis bis zum schwarzen Meere reichte, um Constantinopel zu schützen. Der jenseits derselben liegende Theil Thraciens wurde den Einfällen der Bulgaren überlassen. In der That verging unter der gefeierten Regierung des Justinian, von 527 an, kaum ein Jahr, welches nicht durch Einfälle der Bulgaren und anderer Barbaren bezeichnet worden wäre. Endlich drangen sie 559 bis Constantinopel vor, wurden aber hier noch durch den greisen Belisar zurückgeschlagen. Ein Bulgaren-König war es ferner, der den tyrannischen Justinian II. zum zweiten Male auf den verwirkten Thron setzte. — Im Jahre 929 n. Chr. verheerten sie unter Führung ihres Fürsten Simeon auf ihrem Zuge das Land weit und breit. Während der Belagerung von Constantinopel brannten sie die vor dem goldenen Thore liegende Kirche unserer lieben Frau vom Quell (s. oben S. 44) nieder und brachten den Kaiser dahin, daß er nach dem Frieden demselben Simeon in der wieder aufgebauten Kirche seine Tochter antrauen ließ.

Nicht glücklicher waren die ersten Kreuzfahrer gegen sie, deren ungeordnete Haufen von ihnen nicht selten überfallen und erschlagen wurden. Sogar der erste lateinische Kaiser von Constantinopel, Balduin, fiel in der Schlacht gegen die Bulgaren.

Es scheint, daß die Bulgaren jener frühen Periode außer dem kriegerischen Ruhm nichts hatten, was ihre Herrschaft selbstständig aufrecht zu erhalten vermocht hätte. Gesezliche Ordnung und die Künste des Friedens bauten sie nicht an. So geschah es denn daß sie unter dem König Ludwig d. Gr. von Ungarn um 1342

zu einer Provinz Ungarns herabsinken und endlich nach der entscheidenden Schlacht von Kossowa, 1389, dem osmanischen Reiche einverleibt wurden.

Mit dem Verluste der Freiheit ist bei den Bulgaren die wilde Kampfeslust geschwunden. Sie zählen jetzt zu den fügsamsten und geschmeidigsten Unterthanen des Sultans. Besonders gilt dies von den in der Ebene und in den Thälern des Balkan's wohnenden. Hinsichtlich der auf den Berghöhen, in den Bezirken von Nissa und Sophia Angestellten bewährt sich der an andern Orten (Bd. I, 186 u. Bd. II, 243) ausgesprochene Satz, daß die Bewohner der Gebirge an Muth und Tapferkeit die der Ebene zu übertreffen pflegen. In der That haben sich die Gebirgs-Bulgaren an Auflehnungen einzelner Pascha's gegen die osmanische Regierung betheiliget. Es kann dies weniger auffallen, wenn man erwägt, daß diese Söhne der Berge zum Theil den Islam angenommen haben, mithin Waffen tragen und den Gebrauch dieser stets üben dürfen. Für die christlichen Bulgaren gilt noch immer das schon erwähnte alte Gesetz, daß kein Ungläubiger Waffen führen darf. — Paswan-Oglu, der in seiner Auflehnung gegen Sultan Selim III. 1797 u. f., die Regierung zwang, ihn zum Statthalter des von ihm eroberten Widdin und zum Pascha von drei Kosschweifen zu machen, soll ein geborner Bulgare gewesen sein. In ihm sprach sich seine seltene Verbindung von Tapferkeit und Schlaueit aus.

Die Bulgaren der Dörfer der Ebene, sowie die von Schumla und Ruschtschuk, welche ich mit Muße beobachten konnte, zeigen in ihren körperlichen Eigenschaften eine nicht zu verkennende Stammes-Gemeinschaft. Diese läßt sich um so eher erklären, als sie sich in der Regel nur unter sich verheirathen, Kreuzungen mit andern Stämmen also selten sind. In den Städten bewohnen sie ein eigenes Viertel und halten sich selbst von griechischen Glaubensgenossen meistens fern. Daß dies sich nicht auf die bulgarischen Mohamedaner ausdehne, braucht kaum angedeutet zu werden.

Der slavische Typus spricht sich in der Physiognomie der Bulgaren vorherrschend aus, doch darf man sie den edleren Varietäten dieses Typus zuzählen. Es gibt einzelne Provinzen Rußlands und Polens, in welchen man Bulgaren ansiedeln könnte, ohne sie äußerlich als Fremde erscheinen zu lassen. Ebenso finden sich russische Regimenter, aus welchen sich etwa eingestellte Bulgaren schwerlich

herausfinden lassen würden. Die größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Polen fehlen jedoch dem Bulgaren; er schreitet ruhig, mit einer gewissen Würde einher, ohne hierin dem Armenier gleich zu kommen. Seine Gedanken weiß er verständig und geordnet auszudrücken; die Unterhaltung mit Bulgaren, wenngleich sie uur durch einen Dolmetscher vermittelt werden konnte, erweckte stets das Gefühl des Vertrauens und des Behagens in mir. Man bemerkte nichts Gefuchtes, Gekünsteltes oder Verstecktes. Der Gesamtausdruck ist der der Wahrheit. Ob die Unterredung mit einem türkischen Machthaber eben so geführt werden möchte, muß ich indessen bezweifeln. Der Bulgar fühlt sich begreiflich zu dem Fremden, in welchem er einen Mitchristen erkennt, mehr hingezogen; er weiß, daß er von diesem richtiger gewürdigt wird. Wie sehr die Bulgaren dankbar für eine ihnen gewährte milde, gute Behandlung sind, beschreibt Warrington Smyth *) in einer von ihm mitgetheilten Scene des Empfanges, welcher einem türkischen Guts Herrn bei seiner Rückkehr von einer Reise zu Theil wurde. Seine bulgarischen Arbeiter liefen ihm sämmtlich mit dem ungeheuchelten, lauten Ausdrucke wahrer Theilnahme entgegen; auch selbst die Frauen betheiligten sich an der allgemeinen Freude.

Ganz besonders verdient es hervorgehoben zu werden, daß die Bulgaren an Sittenreinheit alle andern Völker des Orients übertreffen. Bald nach dem ersten Eintreten in ein bulgarisches Haus gewinnt man die Ueberzeugung, daß hier tiefer Friede und gegenseitiges Vertrauen herrscht. Unglückliche Ehen sind seltene Ausnahmen; daher sind sie auch in der Regel fruchtbar. Hr. Ad. Etade **) erkannte dies vollkommen richtig, wenn er sagt: „er habe unter den bulgarischen Landleuten mehr Glück gefunden, als unter den meisten übrigen Europa's. Und doch ist der nördliche Saum des eigentlichen Bulgariens nur durch die Donau von den Fürstenthümern getrennt, in denen der Gegensatz, die Unsittlichkeit zu Hause ist. Obgleich ferner die Bewohner des südlichen Abhanges des Balkan's mit ihren Landleuten auf der Nordseite kaum noch in einem nennenswerthen Zusammenhange stehen, auch durch den Contact mit den Griechen ihren slavischen Sprach=Dialect in einer Weise aus-

*) A. a. D. S. 243.

**) Turkey, Greese and Malta. London, 1837. II. pag. 97.

gebildet haben, die sie den Stammgenossen nur mit Mühe verständlich macht, — so hat sich doch der streng moralische Charakter der Borektern auch bei ihnen erhalten, allen bösen Beispielen vom Gegentheile, die man ihnen zur Schau stellt, gleichsam zum Troge. Daher geschieht es auch, daß die Bulgaren von Krankheiten überhaupt wenig, selbst von epidemischen Uebeln weniger heimgesucht werden, als ihre Nachbarvölker, namentlich die fatalistischen Türken. Hr. Charles Robert*), der längere Zeit unter ihnen verweilte, beschreibt ihre Sitten und Gebräuche nicht blos auf eine die Theilnahme erregende Weise, sondern auch so naturgetreu, daß seine Darstellung der Beachtung besonders empfohlen werden darf. Er sieht in der Vereinigung der Bulgaren und der Griechen das wahre Heil des Orients. Die letzteren suchen seit den ältesten Zeiten Städte zu bauen, das Meer zu beherrschen und Colonien zu gründen; der Bulgare erwartet den Segen von dem Boden, den er mit unermüdblicher Beharrlichkeit bearbeitet. Doch sind die Bulgaren auch bereits bis an das Meer vorgeedrungen, im Norden nämlich bis Burgas, im Süden bis an den griechischen Archipel. — Mit Hrn. Robert vindicire ich dem Bulgaren unbedenklich die Superiorität in der Geduld und in der Arbeit unter den Bewohnern des europäischen Orients; an Ehrenhaftigkeit fand ich eben so kein Volk, welches sie übertreffen könnte.

In den häuslichen Frieden der Bulgaren fällt nun ein greller feindlicher Mißton von einer Seite her, die dergleichen am wenigsten erwarten lassen sollte. Es sind die griechischen Geistlichen, welche das gutmüthige Volk auf eine unverantwortliche Weise tyrannisiren. Selbst auf einer niedrigen Culturstufe stehend, sind sie bemüht, die des Volkes möglichst hinabzudrücken, damit diesem ihre eigene Unfähigkeit weniger klar werde. So weit gehen sie hierin, daß sie selbst den Druck religiöser Schriften in bulgarischer Sprache zu hintertreiben suchen, um dem Neugriechischen mehr und mehr Eingang zu erzwingen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der Anstoß hierzu vom griechischen Patriarchate im Fanar zu Constantinopel ausgeht; auch kann es nicht schwer fallen, das politische Gewicht einer solchen Maßregel hindurch zu fühlen. Um die Zeit meiner

*) Die Slaven der Türkei. A. d. Franz. Stuttgart, 1851. 2. Abth. S. 242—47.

Anwesenheit daselbst hatte der Metropolit von Terno^va eine Sammlung von bulgarischen Manuscripten verbrennen lassen, welche schätzbare Beiträge zur Geschichte des Volkes vom 7. bis zum 16. Jahrhundert enthielten. Dieser Barbar heißt Neofit. Er wagte es sogar, Männer, bei denen bulgarische Bücher gefunden wurden, mit Geld- und Kerkerstrafen zu belegen. Höchstens duldet er aus dem Neugriechischen zu Constantinopel übersezte Bücher. Da er aber zugleich die niederen Geistlichen förmlich zu Frohndiensten verwendete, so wurde er endlich zur Verantwortung nach Constantinopel gerufen, wo ihm diese nicht schwer gefallen sein dürfte. Man wird diese Gräu^el erklärlich finden, wenn man weiß, daß die geistlichen Aemter meist erkauf^t werden müssen. Daher werden auch selbst von Armen die Gebühren für kirchliche Acte mit unerbittlicher Strenge eingetrieben und mancher Ehebund ist auf diese Weise schon hintertrieben worden.

Aller Hindernisse ungeachtet, mit welchen die Bulgaren umgeben sind, schützt sie ihr reger Fleiß vor Mangel; auch steigert sich ihre Kopfzahl fortwährend, indem die der Türken abnimmt. Mir ist nirgends ein bulgarischer Bettler aufgestoßen. Ich sah die Landleute stets passend bekleidet, auch fehlte es nicht an reinlichen Teppichen und Matten. Ganz so fand es früher auch Hr. Urquhart *). Nach Allem, was mir und anderen Reisenden von ihnen zu erfahren vergönnt war, bilden die Bulgaren den Kern der Bevölkerung der europäischen Türkei, aus welchem unter einer humanen, das wahre Wohl des Volkes energisch fördernden Regierung der Baum emporsteigen kann, in dessen Schatten das herrliche Land sich zu der Bedeutung wieder emporheben würde, die man ihm im Alterthume mit Recht zuerkannte. Freilich muß dieses Volk erst erzogen, es müssen vor allen Dingen Schulen angelegt und diese mit wohlunterrichteten Lehrern ausgestattet werden, die nicht den Maßregeln fanatischer Priester unterliegen, welche, fast so lange, als das Christenthum im Orient zur Geltung gekommen war, durch Hader und Zwist unter sich, wie Unduldsamkeit gegen Andere, mehr an dem Ruin ihres Volkes gearbeitet haben, als irgend ein anderer Stand. Sodann würde man durch fortgesetzte Waffenübungen den ehemaligen kriegerischen Sinn wieder zu wecken suchen müssen, der

*) N. a. D. S. 142.

jetzt durch Despotie in tiefen Schlummer gesunken ist. Hätten die Bulgaren es im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gewagt, den kühnen Paswan-Oglu kräftig zu unterstützen, so hätten sie vielleicht damals schon ihre Freiheit erringen können. Denn die Pforte, welche sich von dem nachtheiligem Kriege mit Oesterreich und Rußland noch nicht erholt hatte, wurde unerwartet von Frankreich in Egypten angegriffen, so daß in Europa wenig Truppen zur Disposition blieben. Der günstige Augenblick wurde versäumt. Ohne Muth und Tapferkeit kann aber keine Selbstständigkeit bestehen.

Hr. Rigler *) behauptet, daß die Türken Europa's von den Slaven körperlich nicht zu unterscheiden seien. Ein Schädelstudium sei daher unfruchtbar. Man könne die Türken nur an ihren Sitten, im Benehmen &c. erkennen. — Wichtig ist es wohl, daß sich die Osmanen in Asien reiner erhalten haben, diese auch den europäischen Türken etwas fremd gegenüber stehen. Eben so muß man erkennen, daß die letzteren durch die große Leichtigkeit, mit welcher sie Frauen der verschiedensten Nationen aufnehmen konnten, zu einem Mischlings-Volke geworden sind, welches von den ursprünglich aus Asien herübergebrachten Eigenthümlichkeiten die meisten eingebüßt haben mag. Und in der That findet man unter den Türken Constantinopels große Verschiedenheiten der Physiognomie und der Schädelbildung. Anders verhält es sich jedoch mit den Bulgaren, namentlich den Landleuten. Einem aufmerkamen Beobachter kann es nicht schwer werden, sie von den Türken, ebenso von den Griechen zu unterscheiden. Den letzteren übertrifft der Bulgare meistens etwas an Körperlänge, sowie an kräftigerem Gliederbaue; auch entwickelt er eine kaum zu ermüdende Arbeitskraft. Die etwas enger gespaltenen Augenlider lassen die Augen kleiner erscheinen, denen auch das Feuer der Griechen fehlt; dagegen erfreut der Blick durch seine Festigkeit und durch den Ausdruck einer vertrauenerregenden Gutmüthigkeit. Je mehr man die letztere im Oriente vermißt, je willkommener ist sie hier. — Das reiche schwarze Haar scheeren die Männer nach alter tartarischer Sitte, so, daß nur eine Locke übrig bleibt; die im Süden des Balkans den Griechen nahe Wohnenden haben diesen Gebrauch der Väter zum Theil schon aufgegeben. Die Frauen flechten das Haar zu langen Zöpfen. Hr. Ko-

*) U. a. D. I. S. 175.

bert sah, daß das aufgelöste Haar junger Frauen über die Wiesen hinstreifte und im eigentlichen Sinne des Wortes den Körper umhüllen konnte. Unter ihnen habe ich manche edlere, hohe, weibliche Gestalt mit regelmäßigen Gesichtszügen ausgestattet, wahrgenommen, der nichts mangelte, als das geistige Leben, welches nur durch eine sorgfältige humane Cultur erlangt werden kann, um zu einer mehr als gewöhnlich anziehenden Erscheinung zu werden. An Schönheit stehen sie überhaupt von den Griechinnen nicht fern. — Noch weiter geht die Gräfin Dora d'Isτρια*), wenn sie versichert, daß die bulgarischen Mädchen, so lange sie noch nicht verheirathet sind, oder schwere Arbeiten die Reinheit ihrer idealen Formen zerstört haben, den von Fra Giovanni da Fiesole aufgestellten engelartigen Typen ähnlich sehen.

Ich schließe diesen Abschnitt mit dem regen Wunsche, daß die Bulgaren in einer nicht zu fern liegenden Zeit einer Regierung theilhaftig werden möchten, deren Trachten nicht allein darauf hingerichtet ist, sie auszubeuten, sondern die auch der Pflicht nachkommt, die Regierten auf gesetzlichem Wege zu wohlverstandener Freiheit und auf eine höhere Culturstufe zu erheben. Die nachhaltige Widerstandskraft und Zähigkeit des Charakters, welche allen Slaven-Stämmen eigen ist, hat sie bisher vor dem Versinken bewahrt; dieselben Eigenschaften werden, richtig geleitet, auch die Hindernisse zu überwinden wissen, welche sich ihrer Erhebung entgegen stellen könnten. Niemals hat sich einem intelligenten und thatkräftigen Herrscher ein bildsameres und sittlich mehr geeigneter Stoff dargeboten, um aus ihm ein Volk heranzubilden, welches mit erneuter Jugendkraft das gemißhandelte herrliche Land auf eine glänzende Höhe zu erheben vermöchte, von wo aus es auf manche altersschwach gewordene europäische Regierungen erfrischend wirken könnte.

*) Les femmes en Orient. T. I. Zurich, 1860. pag 138.

Der Charakteristik der Tartaren. — Körperliche Eigenschaften. — Fortgeschtes Hirtenleben. — Widerwille gegen Schulunterricht und jede Neuerung. — Frauen. — Kleidung. — Wohnungen. — Handelsbetrieb. — Moralisches Leben. — Hunde. — Karaitische Juden.

Da die Tartaren gegenwärtig nicht blos in der Dobrudscha zahlreich sind, sondern auch den größeren Theil der Bevölkerung der Krim und eines Theiles der Ufer des schwarzen Meeres hergeben, so wird eine etwas nähere Betrachtung ihrer Eigenthümlichkeiten hier erforderlichlich.

Die Tartaren bilden in der Gegenwart einen Menschenstamm, in welchem häßliche Körperformen die seltenere Ausnahme machen. Sie sind meistens hoch und schlank gewachsen. In ihrer Haltung zeigt sich eine Art von Selbstbewußtsein, die auf Ueberschätzung ihrer eigenen Person hindeutet. Ein großes, schwarzes Auge, eine lange, schwach gebogene Nase, starker Bart an der Oberlippe, glattes Kinn, bilden eine vortheilhafte äußere Erscheinung. Aber der Tartar ist unreinlich und unordentlich. Ein tartarisches Dorf läßt sich von ferne her durch den Geruch erkennen. Die Fortschaffung von Thierleichen, die auf der Straße herumliegen, wird den Hunden und Raubthieren überlassen.

Die Trägheit der Tartaren ist in Rußland sprüchwörtlich. Sie sind unfählich faul. Der arme Tartar arbeitet nie für Tagelohn. Leibeigenschaft existirt bei den russischen Tartaren nicht. Außer den vorgeschriebenen Gebeten in der Moschee besorgen sie nur den Viehstand. Bodencultur liegt ihnen sehr fern. Die Steppe gewährt Viehfutter ohne sie. Getreide, Reis, Tabak und Kleider kaufen sie wohlfeil. Sie sind also von der Urzeit her ein Hirtenvolk geblieben, obgleich sie doch längst schon die herumziehende Lebensweise

mit festen Ansiedelungen vertauscht haben. Abgaben sind gering und aus sämmtlichen Tartarenstämmen zieht die russische Regierung im Frieden nur 150 Recruten zur Unterhaltung einer Escadron Garde-Reiter in St. Petersburg. Dem Schulunterrichte sind sie bis jetzt sehr abhold gewesen. Fürst Woronzoff hatte in Baktshi-Serai ein tartarisches Schullehrer-Seminar anlegen lassen, jedoch mit sehr geringem Erfolge. Man würde sie zur Schule zwingen müssen. Ebenso wie der Schule, sind sie auch jeder Neuerung entgegen.

Die Kleidung der Männer besteht in einer Jacke mit langen Ärmeln und einer kurzen Hose, entweder aus Kameelhaartuch oder Seide mit lebhaften Farben, gelbledernen Strümpfen und schwarzen oder rothen Leder-Schuhen.

Die Mädchen sind vom 10. Jahre an mit einem weißen Tuche verschleiert, welches nur das rechte Auge freiläßt. Sie tragen das Haar in langen Flechten; junge Weiber und Mädchen färben sie roth, alte zeigen sie dunkelbraun oder schwarz; dasselbe geschieht mit den Nägeln.

Vom 14. Jahre ab strebt man das junge Mädchen zu verheirathen oder — zu verhandeln. Sie darf das Gesicht von da ab nur Weibern, etwa Tanten und Basen, später dem Gatten, zeigen. Sie tragen oft rothe Kappchen, mit Tressen besetzt, auf dem Kopfe.

Die Frauen tragen ärmellose Jacken und weitfaltige Beinkleider mit tressenbesetztem Gürtel. Sie zeichnen sich durch große, schwarze Augen und kleine Füße vortheilhaft aus. Letztere stecken in gelbledernen Strümpfen.

Amulets werden von Allen am Halse getragen. Tabak wird von Männern, Frauen und Kindern, sobald diese ihn ertragen können, fast ununterbrochen geraucht.

Ihr Vieh behandeln die Tartaren milde; sie schlagen es nicht, strengen es auch nicht übermäßig an. Ich begegnete langen Zügen von Wagen, die durch Ochsen gezogen wurden. Ihre tartarischen Begleiter schritten mit unverwüstlicher Ruhe nebenher, ohne die langsamen Thiere auf irgend eine Weise anzutreiben; schon das abscheuliche Knarren der Räder auf Axen, die niemals geschmiert werden, würde mich haben zur Verzweiflung bringen können. —

Ihre Kinder füttern sie mit Wassermelonen und kaltem Hammelfleisch auf, sobald sie zu kauen im Stande sind.

Ihre Häuser legen sie gern am Abhange von Höhenzügen so an, daß die hintere Wand vom Berge selbst gebildet wird und man also nur drei Wände zu bauen braucht. Das flache Dach verstehen sie für den Regen undurchdringlich zu machen. Auf ihm versammelt sich die Familie und dort werden die Früchte getrocknet.

Die meisten Tartaren leben vom Handel mit Vieh und Häuten. Ihre Schaafspelze sind selbst in Deutschland unter dem Namen der Baranken allgemein bekannt. Diese werden von neugebornen oder ungebornen Schaafen entnommen.

Im Handel schlägt der Tartar nie vor, sondern bleibt, wie der Türke, bei seinem Preise.

Die Tartaren leben unter einander sehr friedlich und verträglich. Von Streit, Zank, Trunksucht, Ehebruch hört man unter ihnen niemals; auch betrügen sie nicht. Abgaben bezahlen sie pünktlich. Gastfrei sind sie nur gegen Glaubensgenossen. Mit Schiffahrt befassen sie sich nicht. — Sie beherrschten ehemals Südrußland und die Krim. In letzterer sind sie noch heute der überwiegend vertretene Stamm.

Die Tartaren der Krim gingen 1855 nach Landung der Allirten sogleich, wo sie es mit Sicherheit thun durften, zu diesen über. Die Russen wollen dies aus einer unter den Tartaren allgemein verbreiteten Ansicht erklären, nach welcher der letzte Khan der Krim sein Land nur für die Zeit von 50 Jahren den Russen abgetreten habe. Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß es der russischen Regierung innerhalb 50 Jahren hätte leicht werden können, eine solche Idee durch wohlwollendes und mildes Verfahren allmählig zu tilgen. Liegt es denn nicht viel näher, anzunehmen, daß die mohammedanischen Tartaren die erste große Gelegenheit mit Freuden ergriffen, die Regierung des Beherrschers der Gläubigen wo möglich statt der des Czars einzutauschen? Jener hatte ihnen doch ihren Khan, mit diesem auch wenigstens einen Schein eigener Herrschaft belassen; das Maaß der Autokratie des letzteren haben sie gewiß ebenso, als alle anderen unter dieselbe gebeugten fremden Völkerstämme empfunden und beurtheilen gelernt.

Die tartarischen Hunde bilden eine nicht zu unterschätzende Macht. Sie sind so groß wie ein ausgewachsener Neufundländer.

der, zeigen ein schmutzig grau oder röthliches, langes, zottiges Haar, spitzige Schnauze, kleine Augen, scharfes Gebiß, verbunden mit einem kräftigen Baue. — In jedem tartarischen Dorfe sind sie häufig, besonders nach Untergang der Sonne, denn am Tage jagen sie in der Steppe nach Kaninchen und Hasen. — Der Wohnung ihres Herrn sind sie treu, nicht aber ihm selbst (also wie in der Türkei). Stets mürrisch, können diese Hunde dem Reisenden ebenso gefährlich als dem Wolfe werden.

Die Karainen oder karaitischen Juden sind zwar im Orange der Umstände äußerlich Mohammedaner geworden, halten sich aber von allen anderen Stämmen abge sondert, und lassen deshalb auf den ersten Blick ihre nationale Abstammung in einer ihnen vortheilhaften Weise erkennen. Sie sind in der Arim häufig. Durch Kleidung, Sitte und Gebräuche unterscheiden sie sich wenig von den Tartaren, mehr aber durch Lust am ausgebreiteten Handel mit den verschiedensten Gegenständen.

Die zähe Ausdauer der Tartaren bei ihrem Hirtenleben, sowie ihr angeborner Widerwille gegen jede Veredelung durch geistige Cultur, lassen nicht annehmen, daß sie berufen sein könnten, dereinst wieder eine hervorragende Rolle unter den Völkern zu spielen. Wo dies in früher Zeit geschah, als sie zuerst von den Hochebenen Asiens herabstiegen, verdankten sie die Erfolge stets nur der erdrückenden Gewalt ihrer unzählbaren Schwärme, die gleich Heuschrecken vor sich her, gleichsam durch das Gewicht der Masse, alles Lebende verzehrten, zerstörten, oder sich dienstbar machten. Der einzige Weg zu ihrer Erhebung würde durch die Schule gehen müssen, zu der sie durch Gewaltmaßregeln heran zu treiben wären. An dergleichen ist im Orient nicht wohl zu denken, so lange es dort zahlreiche Stämme gibt, die für den Unterricht im hohen Grade dankbar sein würden, wenn man ihnen denselben schaffen wollte. Hinter diesen werden die Tartaren von Rechts wegen zurückstehen müssen, obgleich sich ihre Sprache in mehreren Gegenden Kleinasiens eine hervorragende Geltung erworben hat.

Politische Schluß-Betrachtungen.

Einen Rückblick auf die durchwanderten reichen Gebiete werfend, vermag ich sie nicht zu verlassen, ohne einige summarische Folgerungen aus dem dort Erlebten und dem Mitgetheilten zu ziehen.

Kein ruhig beobachtender Wanderer dürfte das Ostland Europa's oder das Westland Asien's betreten können, ohne von dem tiefsten Mitleid durchdrungen, — ohne endlich von brennendem Unmuth erfaßt zu werden, wenn er viele Strecken des fruchtbarsten Bodens in menschenleere Einöden verwandelt, wenn er Städte, deren Glanz und Reichthum ehemals hoch gepriesen wurde, gegenwärtig zu elenden Dörfern herabgesunken vor sich sieht. Den höchsten Grad muß aber das Mißvergnügen erreichen, wenn ein näheres Eingehen in diese Zustände keinen Zweifel darüber läßt, daß seit vier Jahrhunderten von einem bloß zehrenden, niemals befruchtenden Volke so ganz und gar nichts geschehen ist, um den von ihm veranlaßten Ruin des Landes allmählig durch humane, für Alle gleich wohlthätige Gesetze wieder auszugleichen, oder — mit andern Worten — das Land und seine Bewohner der Stufe der Cultur und des Wohlstandes wieder zuzuführen, für welche eine mit verschwenderischer Hand spendende Natur sie ursprünglich bestimmt hatte. Man hat oft wiederholt, daß die Türken sich in den von ihnen eroberten Ländern nicht heimisch fühlen, weil sie keine Landstraßen bauen. Viel mehr noch würde sich dies aus dem Umstande folgern lassen, daß sie nichts thun, um dem entvölkerten Boden die vertriebenen oder ausgerotteten Bewohner wieder zu schaffen. Man würde dem Lande schon Glück wünschen müssen, wenn die Kopffzahl seiner Einwohner nicht immer noch tiefer sank*).

*) Vergl. v. Reben, a. a. O. S. 88, 89.

Ich wurde einst von einem Staats-Oekonomem befragt, ob sich das menschenleere Westasien nicht eignen dürfte, deutsche Colonien dort anzusiedeln? Meine Antwort war: daß sich kein Land der Welt mehr zur Förderung deutscher Ansiedelungen eignen würde als Westasien, nördlich von Smyrna beginnend, über das ehemalige trojanische Gebiet, längs der Dardanellen, des Marmara-Meeres und des Bosporus bis zum schwarzen Meere, — sobald man dahin gelangt sein werde, den Arbeitern gesetzlichen Schutz und Sicherheit gewähren zu können. Bis zu dieser vielleicht noch sehr fern liegenden Zeit möge man indessen brave und arbeitsame Landsleute nicht dem Verderben aussetzen. — Hr. Fallmerayer*) gelangt für die europäische Türkei zu einem ähnlichen Resultate. Er ließ sich, Anfangs Februar auf dem Kastelhügel zu Larissa sitzend, zu dem Gedanken hindrängen, daß, wenn bei überzähliger und unzufriedener Bevölkerung irdisches Gedeihen allein die Wahl neuer Sitze bestimmen soll, für die „Temperatur des deutschen Blutes“ ohne Zweifel Thessalien der geeignetste Himmelsstrich wäre. Der wiederholte Anblick des prachtvollen Teppichs der peneischen Ebene, auf der nach vierzehntägigem Winter wieder „die Myrte in frischem Saft trieb,“ gab ihm die Veranlassung dazu. Doch er selbst sagt sich: „das Erbe ist schon vergeben. Byzantinisch angebaute Fluren gewinnt der Abendländer heute nicht mehr auf friedlichem Wege; der Gewalt aber und dem klugen Gedanken haben die deutschen Stämme auf immer (?) entsagt.“ Zum Ueberflusse fügt er noch Beweise für die zu Larissa damals betriebenen türkischen Unterschleife und den Raub an öffentlichem Gut hinzu, wohl um die ehrlichen Deutschen von dem Gedanken an Uebersiedelung dorthin um so sicherer zurückzuschrecken. Selbst ein Türke sagte ihm nämlich: „das Devlet alieh (die hohe Pforte) muß in dieser Weise elend zu Grunde gehen.“ — Der Türke, der dies 1843 aussprach, hat bis 1861 hin vollkommen Recht behalten, denn die Finanznoth der türkischen Regierung ist heute dringender als je; sie darf als ein Hauptmotiv der in fast allen Regionen des Volkes herrschenden Unzufriedenheit angesehen werden. Die kurz vor ihrem Ausbruche entdeckte und unterdrückte

*) U. a. D. S. 326.

Revolution vom September 1859 fand einen wesentlichen Stützpunkt darin, daß der Armee seit vier Monaten kein Sold gezahlt worden war. Sie hatte ihre Verzweigungen unter hohen Offizieren und geistlichen Würdenträgern, die es schließlich darauf abgesehen hatten, alle Neuerungen abzuschaffen und das alte orthodoxe Türkenthum wieder zur Geltung zu bringen. Die Ausführung des klug angelegten Planes würde Mord und Verderben über den Sultan, die Anhänger des Hatti-Hümahun, endlich auch über die Christen gebracht haben, obgleich die Führer des Aufruhrs wirklich die Absicht gehabt haben mögen, die fremden Gesandtschaften und die Christen überhaupt zu schonen. Es soll außerdem unter dem Namen der „byzantinischen Union“ ein durch alle Provinzen verbreiteter Bund organisiert sein, welcher den Umsturz der bestehenden Regierungsform, unter Beibehaltung des Sultans, beabsichtigt. Somit liegt der gähnende Abgrund, an welchem die Regierung des wohlmeinenden und milden Sultans Abdul Medschid angelangt ist, jetzt vor Aller Augen bloß. Die ganze Energie eines Mohammed II. oder Suleiman d. G. würde jetzt erforderlich sein, um die vertagte Umwälzung vollständig abzuwenden. Die europäischen Mächte, welche mit der Türkei den Frieden von Paris unterzeichnet haben, richteten in Folge jenes Ereignisses an die letztere im October 1859 ein Memorandum, durch welches mehr Energie in der Durchführung der neuen Einrichtungen, sowie eine bessere Finanz-Wirthschaft anempfohlen wird. Leider konnten dem guten Rathe die energischen Geister nicht hinzugefügt werden, welche hierbei unentbehrlich sein würden. Jedenfalls ist ein so unsicherer Zustand nicht geeignet, fremde christliche Colonisten herbei zu locken. Aber die Regierung hat in der neueren Zeit die Hülfe westeuropäischer Bildung und christlicher Talente so häufig in Anspruch genommen und benutzt, daß sie selbst dadurch den Beweis lieferte, es könne ohne solche Unterstützung fortan nicht mehr regiert werden, wenn nicht die alte Barbarei wieder zur Herrschaft gelangen soll. Fühlt man sich hierzu nicht kräftig genug, so muß man die bis jetzt bloß auf dem Papiere stehenden neuen Gesetze aufgeben, und die beturbanten Türken abermals an die Spitze stellen, wie es die Partei des Rückschritts dort verlangt. Was die christlichen Großmächte in solchem traurigen Falle thun würden, läßt sich, Angesichts der bei ihnen stets herrschenden gegenseitigen Rivalität, nicht vorher-

sehen. Immerhin würde dann den christlichen Bewohnern der Türkei Zeit genug gelassen werden, die Initiative zu ergreifen, wenn sie ihren dann gewiß erhöhten Drangsalen selbstständig abhelfen wollten, wie sie dazu durch ihr bedeutendes numerisches Uebergewicht allein schon befähigt sein würden. Es möchte ein unweiser Gedanke sein, unter solchen Umständen unthätig uneigennützig Hülfe von außen her, etwa um der christlichen Liebe willen, zu erwarten; schon die griechischen Kaiser haben erfahren, was hiermit gewonnen werden kann. Frankreich hat durch den Krim-Krieg seine gigantische Schuldenlast um 1700 Millionen Fr. vermehrt, dahingegen der jüngste italienische Krieg nur 300 Millionen gekostet haben soll. Würde man hoffen dürfen, daß Frankreich, blos der Glorie wegen, sein Schwert abermals in die Waagschale der Geschichte des Orients geworfen zu haben, zu einem ähnlichen Opfer entschlossen sein würde? Bei allen den Antipathieen, welche die jetzige maassgebende Gewalt Frankreichs gegen die Türken in den letzten Jahren kund gegeben hat, läßt sich dies dennoch gewiß nicht erwarten. Zudem nun während des Sommers 1860 thatsächlich bereits eine Invasion Syrien's vor sich gegangen ist, so kann es sich hierbei schwerlich mehr um die ideale Machtstellung Frankreichs, sondern vielmehr nur um eine schickliche Einleitung zu dem bereinstigen materiellen Besitz Syrien's handeln. Eine zweite Expedition nach diesem Lande der Verheißung dürfte nicht blos in Frankreich populär, sondern zugleich die solideste Initiative für die Unterwerfung des ganzen Küstenstrichs von Nordafrika sein. Der kühne Gedanke, das Mittelmeer zu einem französischen Binnensee zu machen, ist oft genug schon ernsthaft ausgesprochen worden. Dies ist die Gefahr, welche der Türkei von Süden her droht. — Ungleich wichtiger noch erscheint die vom Norden her zu fürchtende Invasion. Die zu ihrer Ausführung in Bessarabien bereits angehäuften Truppen sind des zur geeigneten Zeit etwa erfolgenden Winkes gewärtig. Ist doch die gefahrdrohende Aufhebung der Leibeigenschaft bis jetzt glücklich gelungen.

Am meisten berufen, die orientalischen Angelegenheiten definitiv zu reguliren, würde Deutschland sein. Aber die bejaunernswerthe Zersplitterung seiner Macht hat sich noch während des jüngsten italienischen Krieges so grell und nachtheilig herausgestellt, daß der christliche Orient — mit Ausnahme einiger barmherzigen Schwestern für Syrien — vorläufig nichts von ihm zu erwarten hat.

Man hat ja in Würzburg, Bamberg, Cassel u. s. w. mit der Wahrung dynastischer Interessen vollauf zu thun.

Hr. v. Keden*) vermuthet, daß die Serben durch ihre geistigen Anlagen, ihre Lebhaftigkeit und ihre kriegerischen Tugenden der Aufklärung im Oriente dereinst zur Brücke dienen werden. Das der Regierung des Stammes Milosch überantwortete Fürstenthum Serbien zählt etwa eine Million Einwohner, die dem griechischen Cultus zugethan sind. In Oesterreich leben zerstreut unter dem Namen der Slavonier, Morlaken, Istrier, Dalmaten, Ragusaner, noch 1,600,000 Serben, die jedoch für den oben als möglich vorausgesetzten Fall wohl nicht mitzählen würden. Dagegen findet sich noch in Bosnien, Bulgarien und Albanien, also auf türkischem Gebiete, eine halbe Million Serben, die mit jenen des Fürstenthums zusammen also 1½ Millionen ergeben würden. Sie möchten allerdings im Stande sein, den unfriegerischen, aber kräftigen und zahlreichen Bulgaren als Gährungsstoff zu dienen und sie mit sich fortzureißen. Diese vereinigten 8 Millionen Slaven könnten unter energischer Führung ihrem Willen einen kategorischen Ausdruck geben, der auf Byzanz einen mächtigen Einfluß ausüben müßte. — Die osmanischen Griechen würden unter solchen Verhältnissen wahrscheinlich genau so, wie sie es den Kreuzfahrern gegenüber thaten, aus den sich ergebenden Wechselfällen listig Vortheil zu ziehen suchen.

Die Griechen des hellenischen Königreichs haben sich 1854 durch eine kleine französische Besatzung Athen's abhalten lassen, ihren ursprünglichen Plan, zu Gunsten Rußland's eine Diversion gegen die Türkei zu machen, auszuführen. Würden sie unter später eintretenden analogen Umständen energischer und selbständiger auftreten? Damals bot sich wenigstens eine günstige Gelegenheit dar, zu zeigen, daß noch ein kräftiger Rest althellenischen Blutes in den Adern der Neugriechen walle. Mit diesem würden sie die Köpfe ihrer Feinde eben so wenig gezählt haben, als ihre Vorfahren die der Perser. Ohne Zweifel stand dabei die Existenz auf dem Spiele. Aber welche traurige Existenz! Wie wenig war hier mit dieser verloren, wie unendlich viel konnte dagegen im glücklichen Falle gewonnen werden! Sollte es unmöglich gewesen sein, die Serben und Bulgaren für die Sache der Befreiung von türkischem Joche zu begeistern, und würde in solchem Falle sich Rußland nicht haben

beeilen müssen, Waffen und kriegsgeübte Führer über die Donau zu senden, um das Unternehmen zu leiten und zu kräftigen? Doch die Hellenen haben es nicht verstanden, den vielleicht nie wiederkehrenden Augenblick mit energischer Hand zu ergreifen. Sie haben sich dadurch den Stempel der wohlverdienten Abhängigkeit von den Westmächten und von einer insolenten englischen Diplomatie aufgedrückt. — Somit bleiben nur jene 8 Millionen Slaven übrig, von welchen sich eine selbstständige Einwirkung auf die dereinstige Neugestaltung des ehemaligen oströmischen Kaiserthum's erwarten läßt.

Inzwischen thront der humane, aber weichliche Sultan im Harem zu Byzanz über dem glimmenden Vulkan des alten barbarischen Osmanenthum's, dessen Explosion jüngst schon nahe herangerückt war. Von außen her wird dieser Thron durch Nachbarn umgarnt, welche nur mittelst gegenseitigen Argwohns und Neides abgehalten werden, sich die Hand zum Umsturze der schwachen Regierung von Stambul zu reichen. Und als der nordische Machtcoloss näher und näher an die Donau gerückt war, um der fast schon verfallenen Beute sicherer Herr zu werden, da waren es christliche Westmächte, welche die Vertheidigung des bedrohten Osmanenthums unter unsäglichem Aufwande von Blut und von Gold übernahmen. Die französische Regierung hat in der Folge genügend bewiesen, daß es ihr hierbei nur um die Befestigung des eigenen Thrones, sowie um Kriegsruhm und einige Marschallstäbe für das Heer zu thun war. England allein entwickelte bei dieser Gelegenheit die ernste Absicht, Rußland von der türkischen Gränze zurückzudrängen, und hatte hierzu vollwichtige Gründe.

Rußland begnügt sich vorläufig damit, den Bulgaren und Griechen Kirchen-Geräthschaften aller Art und Heiligenbilder als Geschenke zuzusenden, wozu in der letzten Zeit auch einige Glocken gekommen sein sollen. Die für die griechische Kirche seit dem Concil von Chalcedon mit so nachhaltigem Eifer und so großem Erfolge angestrebte geistige Verbindung aller ihrer Mitglieder ist hierdurch neuerdings vorläufig gewährleistet. An diese wird dann bei der nächsten günstigen Veranlassung die materielle Verbindung um so leichter angebahnt werden können. Daß aber im Orient die Augen aller griechischen Christen stets nach St. Petersburg hingewendet sind, erfährt jeder dort Reisende schon in wenigen Tagen. Erwägt man, welche souveräne Stellung im oströmischen Reiche die Kirche, von

ihrem Begründer Constantin an, fast ununterbrochen eingenommen hat, so kann eine solche Thatsache auch keineswegs auffallen. Thront doch der summus episcopus zur Zeit in der nordischen Hauptstadt.

Rußland hat seinerseits schon in den frühesten Phasen seiner Geschichte das dringende Verlangen bewiesen, für die Erzeugnisse seines gigantischen Länder-Complexes süd- und seewärts einen Weg in das mittelländische Meer zu erlangen, über welchen es zu gebieten vermöchte. Von 879—944 erschienen sie viermal am Bosphorus, von wo sie öfter durch Gold als durch Waffen zurückgetrieben wurden. Im Jahre 967 empfing ihr Herrscher Swätoslaw aber von dem griechischen Kaiser fünfzehn Centner Goldes, um die überlästigt gewordenen Bulgaren zu bekriegen und zu zähmen. Swätoslaw schlug die Bulgaren, ließ 20,000 derselben pfählen, deren ganzes Unrecht darin bestand, daß sie sich muthig vertheidigt hatten, erklärte dann aber in Byzanz, daß er in dem eroberten Lande zu verbleiben gedenke. Da zog der Kaiser Johannes Tzimiscus aus, besiegte ihn, und trieb ihn über die Donau zurück. Für unsern Zweck erscheint es indessen wichtiger, daß der moscowitische Czar Iwan III. eine Nichte des letzten Constantin geheirathet hatte und daß hieraus der Papst Paul II. nach dem Sturze des Kaiserthum's Gelegenheit nahm, dem schismatischen Czaren die Erbschaft des erledigten griechischen Thrones zu übertragen. Diese Declaration geschah feierlich, und seit jener Zeit nahm Rußland den griechischen Doppeladler in sein Wappen auf. Seitdem scheint Rußland auch stets einen Constantin bereit zu halten, der zu rechter Zeit die Erbschaft antreten könnte, ohne den Namen wechseln zu dürfen. Päpstlichen Aussprüchen gehorsame Katholiken sollten sich hiernach über die Manöver Rußlands nicht entsetzen, die auf die Austreibung der Türken von dort berechnet sind.

Abgesehen von alten und neuen Geschichten läßt jedoch ein einfacher Blick auf die Karte erkennen, daß, sobald Rußland seine unerschöpflichen Hülfquellen eröffnet haben wird, es durch die Natur der Dinge dazu gedrängt werden muß, für Abfluß derselben in das Meer nach Süden hin zu sorgen. Der gegenwärtige humane Herrscher im Norden trifft weise Vorbereitungen dazu durch den innern Ausbau und die dem heutigen Stande der Civilisation Europa's entsprechende Befestigung des Staates. Mögen sich diesem Unternehmen auch große Schwierigkeiten entgegenstellen, — früher oder

später müssen sie überwunden werden, und, sobald der freie Bauer sein eigenes Land verbessernd baut, würde Rußland in seinem Reichthum ersticken, wenn es keine ihm selbst gehörige Absatzwege benutzen dürfte. Also nicht bloß der sehr verzeihliche Hang eines oder des andern Herrschers, den festen Wohnsitz aus dem eisigen Norden in den von einer milderen Sonne beleuchteten Süden Europa's zu verlegen, — etwa den malerischen Landsitz des Kaiser's Nicolaus an der Südseite der Krim mit einem solchen am Bosphorus zu vertauschen, — sondern in der That eine Art von Natur-Nothwendigkeit treibt Rußland gegen Byzanz hin. Fügt man dem noch hinzu, daß, nach vollständiger Aufhebung der Leibeigenschaft und beendigtem Eisenbahn-Bau nach dem schwarzen Meere hin, ein ruhmburstiger und kriegslustiger Kaiser den Thron einnehme, — was sollte ihn hindern, seine Legionen zum zweiten Male an die Ostseite des Bosphorus marschiren zu lassen? Und wenn es Frankreich im gegenwärtigen Jahrzehnd schon zweimal erlaubt gewesen ist, seine Heere auf Eroberung von Ruhm auszusenden, — mit welchem Rechte will man es hiernach Rußland verargen, dem bösen Beispiele folgend, für seine Armee Aehnliches zu thun?

Es gibt nur ein Volk, welches im Stande wäre, diesem der-einstigen Ueberfluthen der Legionen Rußland's einen festen Kiegel vorzuschieben. Wer wollte die siebenzig Millionen Deutscher verhindern, am linken und rechten Ufer der Donau bis zum schwarzen Meer hinab zu marschiren, um sich hier für immer anzusiedeln und so einen Damm zu bilden, an welchem russische wie türkische Fluthen sich gleichmäßig machtlos brechen würden, wenn — — — Deutschland, oder auch nur die gesammte deutsche Heeresmacht, von einem einzigen energischen Willen geleitet würde. Aber das Volk der Denker und der Intelligenz spricht weise, geflügelte Worte über die unentbehrliche Einigung der deutschen Stämme, läßt die Trennung aber thatenlos ad indefinitum bestehen, bis von Westen und von Osten her zu den bereits abgerissenen Provinzen neuerdings losgelöste hinzugefügt sein werden.

„Gott verzeih mir das Wort, dem nicht die That
auf den Fuß folgt!

„Unfruchtbares Weib hab' ich der Kinder gezieh'n.“

Al Bussiri im Lobgedicht Al Borda.

Wir hatten zwar eine Zeit, in welcher der Philosoph von Sanssouci, ja noch sein Nachfolger im Jahre 1790, den gegen die Türken gewendeten Waffen Halt gebieten konnten; aber diese Zeit liegt hinter uns. Des zerrissenen Deutschland's Blicke sind gegenwärtig nur nach dem Westen hin gewendet, wo man einem vorherrschend energischen Charakter gestattet hat, sich einen maßgebenden Einfluß auf Europa anzueignen. Um das, was im Osten geschieht, kümmern sich die heutigen Politiker Deutschland's wenig; sie ahnen nicht, daß die Geschicke ihres herrlichen Vaterlandes endgültig nur dort können entschieden werden. Vollkommen wahr, aber unbeachtet von Deutschland, schreibt Hr. Thiers: „Quand le colosse russe aura un pied aux Dardanelles, un autre sur le Sund, le vieux monde sera esclave, la liberté aura fui en Amerique: chimère aujourd'hui pour les esprits bornés! ces tristes prévisions seront un jour cruellement réalisées, car l'Europe maladroitement divisée, comme les villes de la Grèce devant les rois de Macedoine, aura probablement le même sort.“

Somit bleibt nur England übrig, welches, im vollen Bewußtsein der hohen Wichtigkeit des europäischen Orients für seine Machtstellung gewiß Alles aufbieten wird, Rußland dort Hindernisse aller Art entgegen zu thürmen. Sir John M'Neil sagt: „Die Politik Rußland's ruht auf der Gewißheit, England seine indischen Besitzungen zu rauben;“ — dasselbe behauptet Hr. Urquhart*): „den Eingang in's schwarze Meer verschließen, heißt nichts Anderes, als für Rußland einen Weg nach Indien zu öffnen.“ Und wenn Lord Palmerston alle Kräfte aufbietet, den Bau des Suez-Kanals zu hintertreiben, den das Interesse des ganzen übrigen Europa's dringend wünschen muß, so kann nur die Absicht England's angeschuldigt werden, keinen neuen, kürzeren Zugang nach Ostindien eröffnen zu lassen. Auch der Weheruf über die Gefangennehmung Schamyl's und über die massenhafte Auswanderung der Tscherkessen aus dem Kaukasus, welcher durch alle englische Tagesblätter drang, fand seine Berechtigung in der Ueberzeugung, daß ein Felsendamir

mehr gegen Rußland's Ueberfluthen nach Indien mit jenem Ereigniß gebrochen sei.

Die Russen haben mit den Engländern das gemein, daß sie ihre Macht und Thätigkeit nach allen Seiten hin auszudehnen streben. England hat das rechte Maaß hierin (wenn es irgend ein solches gibt) bereits überschritten und läuft Gefahr; rückwärts gehen zu müssen. Das mit ihm wetteifernde Rußland versteht, der energischen Jugendkraft seines Pänder-Colosses von Zeit zu Zeit mit weiser Mäßigung einen Zaum anzulegen, um sie vom Ueberstürzen zurückzuhalten. Aber es verliert sein Ziel nie aus den Augen. Während England die Russen auf der Arim und an den Ufern des schwarzen Meeres hinlänglich beschäftigt zu haben wähnte, befestigten sich diese am Amur. Sie erwarben dort in friedlicher Stille ein Areal von 10,000 □ Meilen und zugleich den wichtigen Eintritt in das überbevölkerte himmlische Reich, um seinen dasselbe Ziel im Auge haltenden Bemühungen an der entgegengesetzten Gränze zu Kiachta und Buchara die hülfreiche Hand zu bieten. Freilich fordert Kiachta auch Menschen, die möglicher Weise eine Kälte zu ertragen im Stande sind, bei welcher beinahe das Quecksilber fest wird, denn wir erfahren, daß die Temperatur dort am 30. December 1856 auf — 25° R. sank. Das hindert aber Rußland nicht, nach einem seit 1728 mit China bestehenden Vertrage in diesem Lande eine geistliche Mission zu unterhalten, welche sich seit 1849 in Peking aufhält und 1857 über Kiachta abgelöst werden sollte. Könnte England sich wirklich mit der Hoffnung schmeicheln dürfen, durch seine Unternehmung auf dem Peiho-Fluß solchen Fortschritten der russischen Nebenbuhler Einhalt gethan zu haben? Doch — viel mehr handelt es sich hier um die Donau. War es 1812 nicht England, welches, um Frankreich möglichst zu schaden, die Türkei verleitete, mit Rußland in demselben Augenblicke Frieden zu schließen, wo sich ihm die günstigste Gelegenheit darbot, letzteres von der Donau und dem schwarzen Meere zurückzudrängen? Verdient dieser Mißgriff nicht, in noch höherem Grade „an unto-ward event“ genannt zu werden, als die mit russischer Hülfe bewirkte Zerstörung der egyptisch-türkischen Flotte zu Navarin, welche Georg IV. in seiner bald darauf gehaltenen Thronrede mit jenem für die englische Flotte so wenig schmeichelhaftem Ausdrucke begrüßte? Würde England damals der durch jenen Vorfall vor-

bereiteten Befreiung Griechenland's seinen energischen Beistand geleistet haben, wenn es die bald darauf hervorgetretene überwiegende Hinneigung Griechenland's zu Rußland weise vorher berechnet hätte? Und doch beruht diese auf einer nicht schwer zu enträthselnden naturgemäßen Grundlage, der sich selbst König Otto während des jüngsten Krieges nicht zu entäußern vermochte. Die Folge davon war, daß die Allirten ihre Macht zersplittern und Truppen im Voraus ausschiffen mußten, um die Türkei gegen die Schutzbefohlenen England's und Frankreich's zu schirmen.

Durch die Mitwirkung solcher und ähnlicher Mißgriffe gelang es Rußland, 1829 im Frieden von Adrianopel die Türkei zur Abtretung des einzigen noch fahrbaren Ausflusses der Donau in's schwarze Meer zu zwingen. Die deutschen Mächte, denen am meisten daran hätte liegen sollen, ein solches Ereigniß zu verhindern, dem man eine weltgeschichtliche Bedeutung einräumen muß, begünstigten ahnungslos jenen Frieden, mit ihm zugleich die Abtretung der Mündung der Hauptlebensader von Deutschland. Die bösen Folgen davon ließen nicht auf sich warten. Schon 1836 errichtete Rußland eine Quarantäne an der Sulina-Mündung, durch welche es die den Einlaß begehrenden Schiffe zwang, umzukehren und nach Odessa zu gehen, um dort Quarantäne zu halten. Mehr und mehr traten seine Pläne in die Oeffentlichkeit. 1838 gelang es Rußland, einen Vertrag zwischen der Türkei, England und Oesterreich scheitern zu machen, der die Donau-Schiffahrt befreit und gesichert haben würde. 1844 und 1850 wußte es den Vorschlag Oesterreichs zur Anlegung eines Donaukanals zu vereiteln. Ebenso vermochte es 1841, einen Vertrag zu London unterzeichnen zu lassen, durch welchen die Kriegsschiffe aller Nationen im Kriege und im Frieden von dem schwarzen Meere ausgeschlossen bleiben sollten, dem 1849 der das Ganze krönende Vertrag folgte, durch welchen die Türkei sich die Besetzung der beiden Donau-Fürstenthümer durch russische Truppen, mithin die mög'ichste Sicherung der russischen Herrschaft über die Donau gefallen ließ. Endlich ist es nun durch Rußlands und Frankreichs Betreiben dahin gekommen, daß die türkische Regierung ihren Protest gegen die Doppelwahl des Fürsten Couza zum Herrscher beider Donau-Fürstenthümer zurücknahm und ihm die Investitur ertheilte. Bei dieser hielt es Fürst Couza nicht einmal mehr für nöthig, den kaiserlichen Gesandten in feierlicher Audienz zu

empfangen. Die Suzeränität der Pforte ist hiermit tief hinabgedrückt und Rußlands Diplomatie hat einen Sieg mehr über England davon getragen.

Aus alle dem geht unwidersprechlich hervor, daß, wenn auch der Nationalruße einer höheren moralischen Civilisation weniger zugänglich und schwerbeweglich ist, doch die russische Regierung unausgesetzt thätig, leichtbeweglich und in der richtigen Auswahl hervorragender diplomatischer Kräfte ungemein glücklich ist. Namentlich wird sie durch Männer deutscher Abkunft bei derartigen Unternehmungen bestens unterstützt, denen das Wohl und Wehe des Adoptivvaterlandes unendlich mehr als das ihres Stammlandes dabei am Herzen liegt.

Welche Stimmung gegen England in Rußland herrscht, bedarf hier der Auseinandersetzung nicht; wer darüber Zweifel hegen könnte, mag die Schrift von Wernadski*) darüber zu Rathe ziehen, welche viel brauchbares Material enthält.

Den Einfluß auf den Handel nach Mittelasien und nach Ostindien, welchen das dereinst bis an das caspische Meer und von diesem bis an den Aralsee zu vollendende russische Eisenbahnsystem ausüben wird, hat bereits im voraus der russische General Gerechtow**) näher nachgewiesen. Er berechnet die Zeit, welche ein von Paris abgefendeter Waarenballen nöthig hat, der auf französischen, deutschen und russischen Eisenbahnen befördert wurde, auf zwölf Tage bis nach Persien, auf zwanzig Tage bis nach Taschkend; er würde nach vierzig Tagen die entferntesten Punkte Mittelasiens erreicht haben.

In England kennt man die von dort her drohende Gefahr sehr wohl. Auch weiß man dort, daß die Türken unter Führung des tapfern General Williams während der Belagerung von Kars Wunder der Tapferkeit gethan und eine unerhörte Opferbereitschaft an den Tag gelegt haben. Diese ausgezeichneten Eigenschaften würde man von Seite Englands bei dem nächsten blutigen Zusammenstoße am schwarzen Meere benutzen müssen, wenn es sich darum handelt, Rußlands Vordringen nach Süden zu hemmen.

*) Die Weltherrschaft Englands und das politische Gleichgewicht. Leipzig und Mitau, 1856.

**) Les trois questions du moment. Paris, 1857.

England würde sein Gold nicht nützlicher anwenden können, als wenn es mit ihm in solchem Falle der türkischen Armee kriegsfundige, energische Führer, Gold und Proviant verschaffte. Denn nur dort lassen sich Rußlands Pläne noch durchkreuzen. Mit dem Uebergange Constantiuopels in den Besitz Rußlands würde die Achillessehne Englands verwundet, — Ostindien würde in dringender Gefahr sein! — Wir gelangen endlich zur Beantwortung der ersten Frage: werden Unterstützungen von außen her auf die Dauer hinreichen, die innere Auflösung des osmanischen Reiches abzuwenden?

Allenthalben, wo ein höher civilisirtes Volk mit einem im Zustande der Uucultur befindlichen in dauernde Berührung tritt, muß das letztere früher oder später der überwiegend ausgebildeten Intelligenz nothgedrungen seinen Tribut zollen. Verweigert es diesen, wie die Osmanen, wenn sie dem Koran gehorsam bleiben wollen, es thun müssen, — so wird es entweder unterjocht oder muß sich, kämpfend um seine Existenz, in immer engere Gränzen zurückziehen, bis es endlich aus der Reihe der Völker verschwindet. Offenbar waltet hier nur ein Naturgesetz mit Nothwendigkeit, welches sich bereits in den ältesten Zeiten, bis zu denen die Geschichte hinaufreicht, kund gab. Der ernste Geschichtsforscher bedarf daher zur Würdigung jenes Gesetzes nicht der in unserer Zeit oft wiederholten Hinweisung auf die Ureinwohner des westlichen Continents, welche man dort „Wilde“ betitelt. Diese ungerechtfertigte Bezeichnung von Menschen niederer Culturstufe mag viel dazu beigetragen haben, daß jene Bedauernswerthen von ihren europäischen Drängern leider oft genug gleich Bestien behandelt worden sind.

Aehnlich, wenngleich weniger schnell und auffallend, wirkt das Naturgesetz auf Völker ein, die ehemals im Besitze der höchsten menschlichen Cultur, sich durch Mißbrauch dieser unwürdig gemacht hatten. Sobald hohe Intelligenz nicht mehr ihrer uranfänglichen wahren Bestimmung, der fortschreitenden Erkenntniß der göttlichen Gesetze der Veredelung des Menschengeschlechts zugewendet, sondern zur Erreichung inhumaner, selbstsüchtiger, schändlicher Zwecke erniedrigt und herabgezogen wird, so folgt der Versündigung die Strafe auf dem Fuße. Die fort und fort über uns waltende höchste Macht fordert den dem Menscheugeiste zu weiser Benutzung

dargeliehenen göttlichen Funken nach Maaßgabe seiner Entwürdigung allmählig zurück. Sein belebendes Feuer erlischt bis zu kleinlichem Reste. Unter dem Gewichte wohlverdienter Krüge langer aufgehäufter moralischer Versündigungen erschlaffen und erlahmen ganze Nationen, sinken und verschwinden von der Weltbühne. Von jugendlich frischer Energie durchwärmte Völker treten in das verwirkte Erbe jener entneroten. Auf den Schultern ermattet hinwinkender Stämme erheben sich aus ihrem bisherigen Dunkel neue, kräftigere zum Lichte empor. Wie im Kleinen die körperliche Krankheit des Vaters häufig sich überpflanzt in den Keim des Sohnes, um mit diesem aufzuwachsen, so auch muß im Großen und noch viel sicherer, die in ganzen Völkern weit verbreitete moralische Verderbniß auf deren Nachkommen übergehen und den Ruin dieser endlich herbeiführen.

Ein großes belehrendes Beispiel für diese Wahrheit bieten uns die Griechen dar. Nachdem ihre Republiken auf dem Höhepunkte damals möglicher menschlicher Cultur angelangt waren, vermochten sie, gering an Zahl, unzählbaren Perserheeren kühn zu trotzen. Durch den Sieg übermüthig und eitel, durch die Beute habgierig und sittenverderbt geworden, zerstörten sie thöricht das sie durch gemeinsame Cultur zusammenhaltende nationale Band, bekämpften, entkräfteten sich gegenseitig, besudelten sich mit blutigem Bruderverrath, bis sie endlich der Römer leichte Beute wurden. Als die letzteren durch gigantisch entwickelte, heroische Thatkraft Gebieter der damals bekannten Erde geworden waren, sanken sie unter der Despotie, dem Luxus und der Ungerechtigkeit ihrer Kaiser tiefer und tiefer. Ein richtiger Instinkt und weise Berechnung lehrte den ersten Constantin erkennen, daß der Sturz Roms und seiner falschen Götter unabwendbar geworden sei. So verlegte er den Sitz seiner Regierung in den damals noch lebensfrischen Osten, indem er ihn zugleich durch großartige Benutzung der immer noch mächtigen wissenschaftlichen und künstlerischen Kräfte Griechenlands und Kleinasiens zu stützen und zu beleben trachtete. Und in der That gelang es seinem schöpferischen Geiste, Constantinopel für ein volles Jahrtausend zum Centralpunkte menschlicher Cultur zu erheben. Aber die erschlafften Hände seiner moralisch versunkenen späteren Nachfolger vermochten nicht mehr die feurigen Rosse des Wagens der Intelligenz zu lenken. So gerieth dieser auf Irrwege und in Abgründe, bis er endlich

von barbarischen Horden mit leichter Mühe umgestürzt wurde, die sich von den Hochebenen Asiens auf ihre Beute herabgestürzt hatten.

Diese Osmanen haben indessen die ihnen vom Geschehe überwiesene wichtige Mission niemals erkannt. Immer noch fahren sie fort, von der reichen Beute zu zehren, gleich als ahnten sie, daß sie für solchen Besitz zu leicht befunden, sie endlich würden zurückgeben müssen. Aber schon seit anderthalb Jahrhunderten klopft der Engel der strafenden Vergeltung deutlich hörbar an die Pforten ihrer Macht. Gegenseitiger Neid, Mißgunst und Zwietracht unter den europäischen Trägern einer höheren Civilisation haben die Existenz der asiatischen Eindringlinge zwar bisher gefristet, ja für ihre Erhaltung sogar noch jüngst Ströme Blutes vergießen lassen. Aber als ob die fortdauernde Versündigung an der Humanität ihre sicherste Strafe stets mit sich herum trüge, so verzehren sich die Osmanen gleichsam in sich. Ihre Volkszahl verringert sich von Jahrzehnd zu Jahrzehnd, und wenn es möglich wäre, ihnen jede Zufuhr neuer Lebenskraft von anderen Menschenstämmen her abzuschneiden, so würden sie in nicht zu fernher Frist in sich versiecht und hingeweltt sein.

Also auch in diesem mächtigen und warnenden Beispiele läßt sich der todtbringende Hauch despotischen Darniederhaltens freierer Geistesentwicklung deutlich erkennen. Es gibt keinen Stillstand in menschlichen Dingen. Die Nationen, welche nicht mehr steigen, sinken gewiß. Schon darum muß die heutigen Tages hochgestellte Lehre vom politischen Gleichgewichte der Nationen, die gewissermaßen ein Stagniren auf der Stufe des Völkerlebens fordert, welche zu einer bestimmten Zeit erreicht worden war, als durchaus unpraktisch, auf die Dauer nicht durchführbar, angesehen werden.

In der gesammten organischen Natur macht sich die überwiegende Kraft geltend über die untergeordneten Kräfte. In jedem Walde strebt der kräftigere Baum zum Nachtheil des neben ihm stehenden Schwächlings in die Höhe, dem er Nahrung und Licht entzieht, bis der siechende endlich verkümmert. Nur des Menschen mächtiger, freier Wille kann dem Naturgesetze für den Augenblick Einhalt thun; er kann freilich den überschattenden, riesigen Baum fällen, um seines schwächlichen Nachbarn Gedeihen zu fördern. Aber im Kampfe mit Naturgewalten nutzt sich des Menschen Kraft bald ab; sie unterliegt endlich. Die reif gewordene Frucht wird von

ihrem Mutterboden ausgestoßen; sie muß dem Gesetze des ewigen Kreislauf's organischer Wesen mit Nothwendigkeit gehorchen. — Demselben Gesetze sind aber auch die Völker im Ganzen und Großen unterthan. Sie werden geboren, wachsen und gedeihen bis zu einer bestimmten Höhe, nach Maaßgabe der ihnen innewohnenden Kräfte. Sie erhalten sich aufrecht, je nach dem Gebrauche, den sie mit Mäßigung und Weisheit, oder den sie mit Uebermuth und Leichtsinne von diesen Kräften machen.

Der wahrscheinliche Gang der Ereignisse im europäischen Orient ist für die nähere Zukunft hierdurch versuchsweise angedeutet worden. Möchte auch irgend ein wohlthätiger Genius unerwartet aus dem Osmanenthum hervortreten, um ihm für den Augenblick neuen, erfrischenden Odem einzuhauchen, — früher oder später wird das Naturgesetz seine Macht üben. Ein neues, jugendkräftiges, humanere Zwecke verfolgendes Geschlecht wird dann hoffentlich Land und Leute des Orients wieder befruchten, verjüngen, zur Blüthe treiben, und so den Dank nachhaltig abtragen, welchen wir der Wiege europäischer Civilisation in so hohem Maaße schulden.

Druckfehler im I. Bande:

Seite	7	Zeile	10 v. u.	anstatt	10 Fuß	lies:	10 Mètres.
"	7	"	10 v. u.	"	133 Fuß	"	: 133 Mètres.
"	10	"	6 v. u.	"	120 Fuß	"	: 120 Mètres.
"	10	"	5 v. u.	"	136 Fuß	"	: 136 Mètres.
"	13	"	8 v. u.	"	117 Fuß	"	: 117 Mètres.
"	13	"	7 v. u.	"	155 Fuß	"	: 155 Mètres.
"	16	"	6 v. u.	"	246 Fuß	"	: 246 Mètres.
"	86	"	14 v. o.	"	110'	"	: 110 Mètres.

בֵּית מִדְּבָרֵינוּ
שֶׁל דְּוִד בְּנוֹ הָאֵל
וְחֹדֶם אֵל כֹּהֵן
הַגָּלִילִי נְכֵסֵי
כַּחֲשֵׁי אֵל
נִצְרָה לְנוּ

